This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

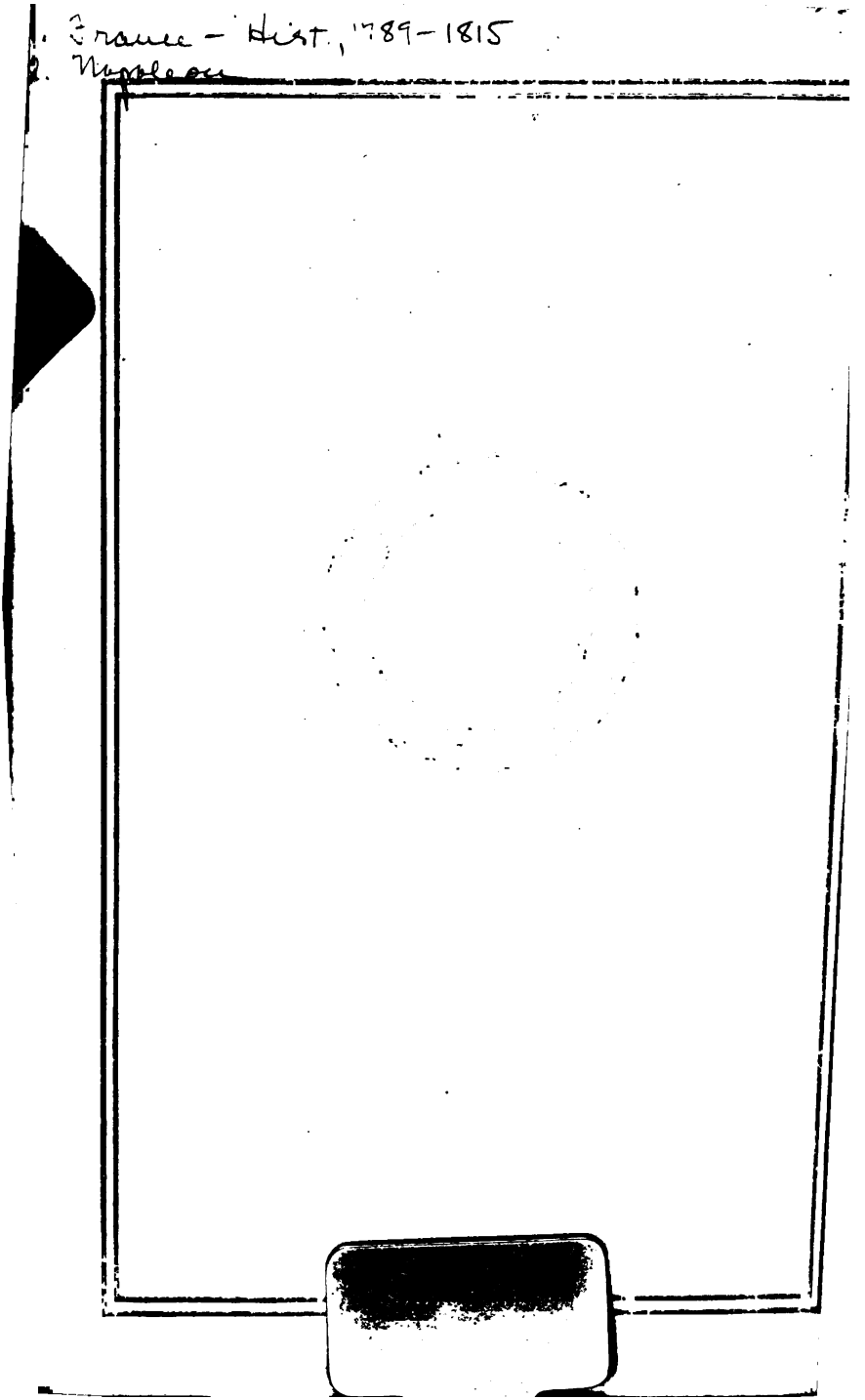
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

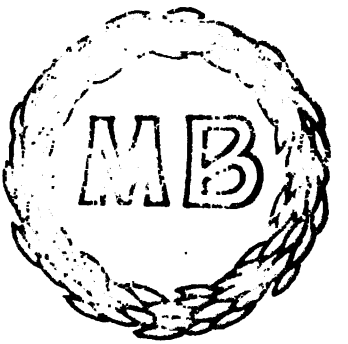
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1. France - Hist., 1789-1815
2. Napoleon



M



(Pasquier)

Memoirenbibliothek

II. Serie Band 11

E. D. Pasquier

Napoleons Glück und Ende

Erster Band

Alle Rechte vorbehalten.

PUBLIC
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R
L

E. D. Pasquier

Napoleons Glück und Ende

Erinnerungen
eines Staatsmannes 1806—1815

Von

E. D. Pasquier

Deutsche Bearbeitung
von Heinrich Conrad.

In zwei Bänden — Band 1.

Stuttgart
Verlag von Robert Lutz
1907

E. D. Pasquier

Napoleons Glück und Ende

Erinnerungen
eines Staatsmannes 1806—1815

Von

E. D. Pasquier

Deutsche Bearbeitung
von Heinrich Conrad.

In zwei Bänden — Band 1.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Stuttgart
Verlag von Robert Lutz
1907

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
538422 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1931 L

Stuttgarter Setzmaschinendruckerei, G. m. b. H., Stuttgart.

Vorwort.

Die zwei Bände, die unter dem Titel: »Napoleons Glück und Ende« hiermit in deutscher Bearbeitung erscheinen, bieten den wesentlichen Inhalt der ersten drei Bände des Memoirenwerkes, das der Kanzler Pasquier als ‚Histoire de mon temps' in fünf starken Bänden niedergeschrieben hat.

Der Titel, der sich an ein bekanntes deutsches Drama anlehnt, könnte etwas gesucht erscheinen. Aber ich denke, er ist es nicht; denn er entspricht genau dem Inhalt des Werkes. Schon Pasquier selber empfand die Schwierigkeit, seiner Arbeit den richtigen Titel zu finden. Sie ‚Memoiren' zu nennen, war ihm nicht recht, da er mit Absicht seine eigenen persönlichen Erlebnisse hinter den großen Ereignissen der Zeit zurücktreten läßt. Andererseits trug er auch Bedenken, sie als ‚Geschichte' zu bezeichnen, da er viele Vorfälle von großer Wichtigkeit nur ganz kurz oder überhaupt gar nicht erwähnt.

Pasquier entstammte einer alten Familie des Beamtenadels, der ‚Robe'. Als er 1806 nach langem und schwerem Bedenken in den Dienst des Kaiserreichs eintrat, tat er das als ‚Mann der Ordnung'. Er war, als die Revolution ausbrach, schon erwachsen gewesen (er war am 22. April 1767 geboren); er hatte ihre Schrecken am eigenen Leibe und in der eigenen Familie erfahren: seines Vaters Haupt fiel unter der Guillotine, und er selber saß schon in Haft und entging seinem Schicksal nur durch Robespierres Sturz. Die Erinnerung an die Schreckenszeit hat ihn während seines, an Arbeit und Ehren überreichen, überlangen Lebens — er starb 1862

31X197

in seinem sechsundneunzigsten Jahr — niemals verlassen. Er ist stets ein konservativer Mann gewesen, aber er war auch stets ehrlich und gerecht.

Diese moralischen Eigenschaften haben ihn in hohem Maße befähigt, einen sehr wertvollen Beitrag zu der Geschichte des Kaiserreichs zu liefern. Als er 1806 Mitglied des Staatsrats wurde, stand Napoleon auf dem Höhepunkt seines Glücks, aber schon damals war das Ende unabwendbar, denn Napoleon konnte eben nur sein, wie er war, und so mußte er früher oder später zugrunde gehen. Pasquiers Werk beschäftigt sich weniger mit Napoleons Persönlichkeit, als mit den Zeitereignissen, Verhältnissen und Persönlichkeiten, durch die dieses Ende herbeigeführt oder beschleunigt wurde. In dieser Beziehung erhalten wir durch ihn Aufschlüsse, die man zum Teil wohl als unschätzbar bezeichnen darf. Wenige hatten so wie er Gelegenheit zu beobachten, was hinter den Kulissen des großen Welttheaters vorging. Er kannte nicht nur sie alle, die politischen Drahtzieher, sondern sein scharfes Auge und sein gesunder Menschenverstand befähigten ihn auch zu erkennen, warum sie an den Drähten zogen. Der Anteil Talleyrands und Fouchés an der Herbeiführung der Katastrophe, die Bedeutung der kirchlichen Wirren, die Rolle, die Zar Alexander als Wiederhersteller der bourbonischen Dynastie und als Schutzherr Frankreichs spielte, sind besonders hervorzuheben, denn selten sind diese wichtigsten Faktoren in der großen weltgeschichtlichen Tragödie mit so klarem Urteil gewürdigt worden.

Als Pasquier seine Erinnerungen niederzuschreiben begann, war er fünfundfünfzig Jahre alt; die hauptsächlichsten der in unseren beiden Bänden geschilderten Vorgänge lagen kaum sieben bis zehn Jahre zurück. So hatte er noch die volle Frische der Erinnerung und doch auch schon den Abstand von den Ereig-

nissen, den ein Geschichtsschreiber haben muß, wenn er nicht nur gerecht, sondern auch wahr sein will. Die Wahrheit seiner Darstellung und die Richtigkeit seiner Urteile zu kontrollieren hat Pasquier dann noch vierzig Jahre lang Zeit gehabt. Daß er seine Arbeit fortwährend sehr gründlich durchgesehen und nötigenfalls verbessert hat, ergibt sich aus zahlreichen Stellen. Als er starb, waren von vielen seiner früheren Freunde, Feinde und Amtsgenossen bereits Memoiren oder geschichtliche Darstellungen veröffentlicht. Er hat sie alle sorgfältig geprüft, und so können wir zu seinen Schilderungen ein erhöhtes Vertrauen haben.

Pasquier war Mitglied der französischen Akademie, und er war ein ausgezeichneter Redner. Beides merkt man seinem Stil an. Er bleibt stets akademisch glatt, und wo er sich zu höherem Schwunge fortreißen läßt, wird er leicht etwas rhetorisch, doch ohne Übertreibungen. Aber seine Glätte ist keine Kälte: man merkt doch bald, daß ein Mann spricht und schreibt, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, der nur das tut, was seine Überzeugung ist, und der nur das sagt, was er verantworten kann.

Alles in allem: ein sympathischer Mensch.

Dr. H. C.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Erstes Kapitel.

Stimmung in Frankreich nach der Schlacht bei Austerlitz. — Der Staatsrat. — Mein Wiedereintritt in den Staatsdienst. — Die allgemeine Lage. — Verheiratung des Prinzen Eugène Beauharnais mit einer bayrischen Prinzessin. — Die äußeren Feinde: England, Preußen, Rußland. — Die französische Geistlichkeit. — Der Wiederaufbau des Staates. — Die Revolutionsmänner. — Die hervorragendsten Mitarbeiter des Kaisers. — Lebrun. — Cambacérès. — Fouché. — Talleyrand 1

Zweites Kapitel.

Untersuchungen über die Lebens- und Erwerbsverhältnisse der Juden. — Wucher, besonders in den östlichen Provinzen. — Maßregeln der Regierung zugunsten der bäuerlichen Bevölkerung. — Berufung einer Versammlung von Rabbinern und israelitischen Notabeln nach Paris. — Die sog. portugiesischen Juden aus Bordeaux und das Mißtrauen ihrer Glaubensgenossen gegen sie. — Verhandlungen unter Molés Vorsitz. — Dankbarkeit der Juden für Vertretung ihrer Interessen. — Eine Probe von der Ausdehnung ihrer Macht. — Berufung eines Großen Sanhedrins nach Paris. — Beschlüsse desselben. — Beginn einer freiwilligen Einfügung der jüdischen Bevölkerung in die bürgerliche Gesellschaft 25

Drittes Kapitel.

Die Weltlage im Jahre 1806. — Der Krieg gegen Preußen. — Siegesjubel und Friedenshoffnungen in Frankreich. — Mißbilligung des napoleonischen Übermutes. — Die Kontinentalsperre und ihre Folgen für die französische Gewerbtätigkeit. — Der Krieg in den polnischen Provinzen Preußens. — Napoleons Staatssekretär Maret. — Gewaltige Tätigkeit des Kaisers und entsprechende Wirkung auf die Regierung in Paris. — Mein erstes Auftreten als Redner im Staatsrat. — Die Schlacht bei Eylau. — Winterquartier Napoleons in Osterode. — Gräfin Walewska. — Das 64. Bulletin. — Friedland und Tilsit. — Siegesfeste in Paris. — Napoleon bei dem Tedeum in Notre-Dame. — Vermählung des Königs Jérôme von Westfalen mit Prinzessin Auguste von Württemberg. — Meine Tätigkeit in den Jahren 1806 bis 1808. — Zurücksetzung. — Deutsche Prinzen als Hospitanten im französischen Staatsrat 36

Seite

Viertes Kapitel.

Der Krieg gegen Portugal. — Der Friedensfürst Godoy und sein Verrat. — Gewalttätigkeiten gegen den Papst. — Vorbereitungen zum Fürstenkongreß in Erfurt. — Talleyrands Ansichten über die Eroberung Spaniens. — Die Tage von Erfurt. — Aufklärungen über die bisher geheim gehaltenen Ergebnisse der Verhandlungen. — Die geplante Teilung der Türkei zwischen Rußland und Frankreich. — Talleyrands Intriguen in Erfurt. — Seine Beziehungen zum Zaren Alexander. — Heirat seines Neffen mit einer Prinzessin von Kurland, um den Verkehr zwischen Talleyrand und dem Zaren zu sichern 51

Fünftes Kapitel.

Napoleon in Spanien. — Österreichische Rüstungen. — Unvorsichtige Reden Talleyrands. — Versöhnung zwischen Fouché und Talleyrand. — Hochverräterische Pläne. — Murats Ehrgeiz. — Napoleons schleunige Rückkehr nach Paris. — Talleyrand fällt in Ungnade. — Schrecklicher Zornausbruch Napoleons. — Der Feldzug von 1809. — Neue Schwächung des besiegten Österreichs. — Die Scheidung von der Kaiserin Josephine. — Geheime Vorgänge bei der Kaiserkrönung. — Die letzte Abendgesellschaft bei der Kaiserin Josephine. — Meine Ernennung zum Staatsrat. — Die neuen Heiratspläne des Kaisers. — Verhandlungen in St. Petersburg. — Annahme der Werbung um die Hand der Großfürstin Anna. — Befürchtungen des Wiener Kabinetts. — Die Erzherzogin Marie Louise wird dem Kaiser Napoleon als Gemahlin angeboten. — Eine Sitzung des Kronrates. — Entschluß zugunsten der Erzherzogin. — Napoleons erste Begegnung mit Marie Louise. — Die Trauung im Louvre. — Stummer Protest von dreizehn Kardinälen gegen die neue Ehe. — Das Verhältnis zum russischen Hofe 67

Sechstes Kapitel.

Hollands Leiden unter der Kontinentalsperre. — Friedenssehnsucht. — Geheime Verhandlungen des Königs Louis von Holland und Fouchés mit dem englischen Kabinett. — Napoleons Zorn. — Fouchés Entlassung und Flucht. — Die geheimen Papiere des Polizeiministers. — Ernennung des Herzogs von Rovigo zu Fouchés Nachfolger. — Der Polizeipräfekt Graf Dubois, sein Charakter und seine Persönlichkeit. — Napoleon nimmt mich als Polizeipräfekten in Aussicht. — Meine Zustimmung nach einer Unterredung im Kabinett des Kaisers. — Veränderungen in meinen gesellschaftlichen Beziehungen. — Einführung in mein neues Amt. — Das Personal der Polizeipräfektur 91

Siebtes Kapitel.

Schikane des Herzogs von Rovigo. — Verleumder und Zwischenträger. — Protektion des Herzogs von Bassano (Maret). — Die Levers beim Kaiser Napoleon. — Kaiserliche Wißbegierde. — Mein Notizbuch. — Anfänge

Seite

einer systematischen Statistik. — Der tägliche Polizeibericht. — Übelstände der gewaltigen Bautätigkeit in Paris. — Ein Witz des Königs von Württemberg. — Gründliche Säuberung. — Das Trinkgeld des Spielpächters. — Nebeneinnahmen eines Polizeipräfekten. — Die verschiedenen Abteilungen der Polizei. — Gegenseitige Schikanen. — Der Großmarschall Duroc und der Sicherheitsdienst im kaiserlichen Palast. — Die Überwachung des Briefverkehrs. — Zwistigkeiten mit dem Papst. — Der neue Erzbischof von Paris. — Ein päpstliches Breve. — Aufsässige Stimmung des Pariser Domkapitels. — Ungerechtes Verfahren des Kaisers gegen meinen Freund Portalis. — Eine peinliche Staatsratssitzung. — Mein festes Auftreten gegenüber dem Kaiser. — Wohltätige Folgen für mich. — Verschärfung der Maßregeln gegen den Papst. — Unterwerfung der französischen Geistlichkeit unter Napoleons Willen 106

Achtes Kapitel.

Einzelheiten aus dem Dienste der Polizeipräfektur. — Unzüchtige Schriften. — Nebeneinkünfte der Beamten. — Grobheit im Verkehr mit dem Publikum. — Die Pariser Prostitution. — Zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. — Geburt des Königs von Rom. — Kaiserin und Bäuerin. — Abberufung Caulaincourts aus St. Petersburg. — Ernennung des Herzogs von Bassano zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. — Sémonville und Narbonne. — Die Pariser Spielhöllen. — Skandalöse Beschuldigungen des Herzogs von Rovigo. — Die große Rekrutenaushebung von 1812. — Die Beziehungen zu Rußland. — Schweden und Bernadotte. — Abschluß der Bündnisverträge mit Preußen und Österreich. — Glänzende Hoffeste. — Mordanschlag eines sächsischen Studenten gegen den Kaiser. — Ein Landesverräter im Solde Rußlands. — Falsche Banknoten. — Unterredung mit Napoleon. — Abreise des Kaisers und der Kaiserin nach Dresden 125

Neuntes Kapitel.

Die Stimmung in den leitenden Pariser Kreisen. — Die Weltlage. — Die Maletsche Verschwörung. — General Malet und seine Helfer. — Sträfliche Sorglosigkeit des Polizeiministers. — Anfängliche Erfolge der Verschworenen. — Abfall von zwei Bataillonen. — Befreiung mehrerer Staatsgefangener aus dem Gefängnis La Force. — Ich werde vom General Lahorie verhaftet und nach La Force geschickt. — Erlebnisse des Herzogs von Rovigo. — Scheitern der Verschwörung. — Meine Befreiung. — Ich gerate in Lebensgefahr. — Das Ende des Komplotts. — Verurteilung und Hinrichtung der Empörer. — Polizeiliche Nachforschungen. — Eine Unterredung mit Fallien. — Unsere Berichte an den Kaiser. — Hofkabalen gegen uns 152

Zehntes Kapitel.

Napoleons Rückzug von Moskau. — Der Eindruck der Nachricht von der Maletschen Verschwörung. — Des Kaisers Genie in der schwierigsten Lage. — Die Nachrichten von der Großen Armee. — Die Bulletins; das welt-

Seite

geschichtliche neunundzwanzigste. — Schilderungen des Generals Nansouty. — Napoleons Rückkehr nach Paris. — Unsere erste Begegnung. — Gnädige Laune. — Eine Haupt- und Staatsaktion. — Reden auf Bestellung. — Historische Reminiszenzen. — Napoleons Antworten. — Ein Sündenbock für die Maletsche Verschwörung; Absetzung des Seinepräfekten Frochot. — Neue Rüstungen. — 500 000 neue Rekruten. — Das Konkordat von Fontainebleau. — Überrumpelung des Papstes. — Reue desselben über sein Entgegenkommen. — Erneuerung des Hadern mit der Kirche. — Tod des Bischofs von Nantes. — Scheinbares Vertrauen Napoleons auf Preußens Bundestreue. — Die Bildung der Ehrengarden. — Gefährliche Mißstimmung in den höheren Ständen 175

Elftes Kapitel.

Eröffnung des Feldzugs 1813. — Einsetzung der Kaiserin Marie Louise als Regentin. — Die Siege bei Lützen und Bautzen. — Pyrrhussiege. — Es tritt immer deutlicher zutage, daß die Entscheidung von der Haltung Österreichs abhängen werde. — Der Kongreß von Prag. — Pozzo di Borgo; sein Haß gegen Napoleon. — Napoleons Rücksichtslosigkeit gegen Metternich. — Spanien endgiltig verloren. — Österreichs Rüstungen. — Glänzende Hofhaltung Napoleons in Dresden. — Die offizielle Kriegserklärung Österreichs. — Der Sieg bei Dresden. — Moreaus Tod. — Verhängnisvolles Unwohlsein Napoleons, wodurch die Niederlage bei Kulm verursacht wird. — Letzte Truppenaufgebote in Frankreich; völlige Erschöpfung der Nation. — Meutereien von Rekruten 192

Zwölftes Kapitel.

Die Niederlage bei Leipzig. — Der Abfall der Sachsen und Bayern. — Der Rückzug an den Rhein. — Hanau. — Seuchen. — Abfall Murats. — Die französischen Verluste im Feldzug 1813: mindestens 400 000 Mann. — Napoleons letzte Hilfsquellen. — Seine Wut gegen Bayern; „München muß niedergebrannt werden.“ — Gefangennahme des französischen Gesandten de Saint-Aignan in Weimar; er wird von Österreich und Rußland mit Vermittlungsvorschlägen betraut. — Scheitern seiner Mission. — Restauration der spanischen Bourbonen. — Starre Haltung des Papstes . . . 213

Dreizehntes Kapitel.

Neujahrsaudienzen 1814. — Gespräch Pasquiers mit dem Kaiser. — Neue Friedensverhandlungen. — Murat schließt einen Separatfrieden; damit ist der Verlust von ganz Italien besiegelt. — Eröffnung des Feldzugs 1814. — Ernennung der Kaiserin zur Regentin, des Exkönigs Joseph zum Statthalter. — Verhandlungen in Châtillon. — Einfluß Pozzo di Borgos auf den Zaren 232

Seite

Vierzehntes Kapitel.

Fortsetzung der Verhandlungen in Châtillon. — Peinliche Lage des französischen Bevollmächtigten, Caulaincourt. — Glänzende Gefechte und Manöver Napoleons. — Anerbieten eines Waffenstillstandes seitens der Alliierten. — Laue Mitwirkung der österreichischen Truppen am Feldzug. — Metternichs schwankende Haltung. — Aufflammen des französischen Nationalgefühls und neuer Bewunderung für den Kaiser 256

Fünfzehntes Kapitel.

Graf Artois und der Herzog von Angoulême im Gefolge der Verbündeten. — Royalistische Regungen im Süden. — Ein bourbonischer Emissär im Hauptquartier der Alliierten. — Abbruch der Verhandlungen zu Châtillon. — Bordeaux erklärt sich für die Bourbonen. — Hinterlistige Anschläge des Polizeiministers Savary gegen die bourbonischen Prinzen. — Savarys schwächliche Ratlosigkeit. — Hiobsposten vom Kriegsschauplatz. — Verzweifelter Plan des Kaisers, den Alliierten in den Rücken zu fallen. — Vormarsch der Verbündeten auf Paris 266

Erstes Kapitel.

Stimmung in Frankreich nach der Schlacht bei Austerlitz. — Der Staatsrat. — Mein Wiedereintritt in den Staatsdienst. — Die allgemeine Lage. — Verheiratung des Prinzen Eugène Beauharnais mit einer bayrischen Prinzessin. — Die äußeren Feinde: England, Preußen, Rußland. — Die französische Geistlichkeit. — Der Wiederaufbau des Staates. — Die Revolutionsmänner. — Die hervorragendsten Mitarbeiter des Kaisers. — Lebrun. — Cambacérès. — Fouché. — Talleyrand.

Nach Napoleons Sieg bei Austerlitz herrschte in Frankreich das Glück; ja, man muß sagen, das Land war in einem Freudentaumel. Aus allen Gegenden des Reiches eilte man nach Paris, um den Sieger und seinen neuen Hof zu sehen, um die glänzenden Festlichkeiten zu bewundern. Der Kaiser kam in ganz besonderer Weise den Angehörigen des alten französischen Adels entgegen. Augenscheinlich wollte er ihn für sich gewinnen. Er zog ihn an seinen Hof und suchte ihn in den höheren Stellen der Staatsverwaltung zu verwenden.

In dieser Hinsicht war ihm sein Staatsrat außerordentlich nützlich als eine ausgezeichnete Schule; die Ansichten der darin vertretenen früheren Royalisten konnten keinen Schaden anrichten, denn die Mehrheit war den neuen Einrichtungen treu ergeben. Der Kaiser führte in diesem Rate oftmals selber den Vorsitz, er überwachte aufmerksam alle Arbeiten. Er hatte das Jahr vorher die neue Einrichtung der Staatsrat-Auditeure geschaffen und die Stellen mit jungen Leuten besetzt,

die den besten Familien angehörten und sich durch Begabung und Geist auszeichneten. Unter ihrer Zahl befand sich mein Freund Molé, durch den ich Kenntnis über die Art der Arbeiten erhielt, die den Angehörigen dieser Laufbahn oblag.

Die Verrichtungen eines solchen Auditeurs vertrugen sich schwerlich mit meinem Alter — ich zählte neununddreißig Jahre — und mit dem Rang, den ich vor der Revolution bereits bekleidet hatte. Ich traf also — es war im Juni 1806 — meine Vorbereitungen, um für die schöne Jahreszeit auf meinen Landsitz zurückzukehren, als ich vernahm, daß in nächster Zeit Beisitzer im Staatsrat — Maîtres de requêtes — ernannt werden sollten. Man konnte nichts Auffallendes darin finden, daß ein früherer Parlamentsrat Requêtenmeister wurde. Ein solcher Platz wäre also nach meiner Ansicht für mich passend gewesen.

Ich stand in guten Beziehungen zu dem ehemaligen Erzkanzler und Vorsitzenden des Staatsrats, Herrn de Cambacérès. Bei einem seiner Diners, wozu ich eingeladen war, fand ich Gelegenheit, die bevorstehende Ernennung der Requêtenmeister gesprächsweise zu erwähnen. Er verstand meine Absicht und lud mich dringend ein, mir den günstigen Anlaß zunutze zu machen, um wieder in den Staatsdienst einzutreten; er stellte mir die Vorteile vor, die daraus für mich erwachsen müßten, und verbürgte sich für den Erfolg eines Gesuches, wenn ich mich entschließen könnte, ein solches einzureichen. Ich erbat mir einige Tage Bedenkzeit, da ich erst mit meinen Freunden und mit meiner Familie mich besprechen wollte.

Schon zwei Jahre vorher hatte ich ein dringendes Bedürfnis empfunden, aus meinem müßigen Leben herauszutreten; ein furchtbares Ereignis, die Erschießung des Herzogs d'Enghien, war dazwischen getreten, und ich hatte den Gedanken wieder aufgegeben. Jetzt machte sich das Verlangen

nach einer Tätigkeit mit erneuter Gewalt geltend; anderseits hatte ich aber auch gewichtige Bedenken. Ich fürchtete, daß mein Schritt in den Kreisen, in denen ich verkehrte, einer falschen Auffassung begegnen möchte; es gab da so viele Unduldsame, die ihn mir schwerlich vergeben würden. Aber die Gründe, die dafür sprachen, waren doch stärker; die Revolution hatte uns außer vielen anderen harten Lehren besonders eine gegeben: die Vernunft gebot uns, alle Vorurteile zu überwinden, um eine Wiederkehr der furchtbaren Zustände zu verhüten. Das beste Mittel, und vielleicht das einzige, war, wenn alle Männer, die bei der Bekämpfung der revolutionären Ideen mithelfen konnten, sich an die Regierung anschlossen. War es vernünftig, in einem Augenblick, wo die Regierung das Bedürfnis einer Annäherung fühlte, ihre vorteilhaften Anerbietungen zurückzustoßen? Und dann — es waren schon so viele andere auf diesem Wege vorgegangen!

Ich begab mich zu Herrn de Cambacérès, er übernahm es, mein Gesuch einzureichen, und ich wurde zum Beisitzer im Staatsrat ernannt. Damit trat ich in eine neue Laufbahn ein, und naturgemäß änderte sich mein Urteil über die öffentlichen Angelegenheiten, obwohl meine Grundsätze die gleichen blieben. Der Standpunkt war eben ein anderer geworden. Ich habe in dieser Beziehung nichts zu verhehlen und werde in der nachfolgenden Schilderung der Zeitereignisse in Hinsicht auf mich selber ebenso aufrichtig sein, wie in der Beurteilung anderer. Eins aber glaube ich besonders betonen zu müssen: nachdem ich einmal, infolge reiflicher Überlegung und, meiner Überzeugung nach, zum Besten meines Landes sowohl wie meiner eigenen Person, in den Dienst des Kaisers getreten war, habe ich der Regierung in aufrichtiger und vollständiger Ergebenheit und ohne jeden Hintergedanken meine Kräfte gewidmet.

Die Sache des Hauses Bourbon war durch das Unglück geheiligt; ihr hatte ich mich zuerst geweiht, ich gehörte zu ihr durch meine Herkunft, durch meine Überzeugungen, durch die Opfer, die ich für sie gebracht; es war mir unmöglich, ihr nicht meine tiefste Sympathie zu bewahren. Aber ich glaubte zu erkennen, daß ein etwaiger Triumph dieser Sache nur in sehr ferner Zukunft eintreten könnte und nur infolge von Ereignissen, auf die sich unmöglich rechnen ließe. Ich glaubte es meinem Vaterland schuldig zu sein, mit allen Kräften an der Besserung der bestehenden Zustände zu arbeiten und diese Zustände nach Möglichkeit mit den Grundsätzen der gesunden Vernunft und ewiger Gerechtigkeit in Einklang zu bringen.

Dies war das Ziel, das ich mir setzte, als ich in den Staatsrat des Kaisers eintrat, und ich hoffe von mir sagen zu dürfen, daß ich wissentlich niemals von diesem Wege abgewichen bin.

Es scheint mir angebracht, einen Blick auf die allgemeine Lage zu werfen, wie sie sich darstellte, als ich tätigen Anteil an den Geschäften zu nehmen begann.

Die Regierung war eine vollkommen absolutistische, und sie ruhte auf sicheren Grundlagen. Dies war das Werk der Revolution: lange Zeit hindurch war die öffentliche Gewalt, zur Qual der Gesamtheit, von einer geringen Anzahl von Männern ausgeübt worden; jetzt war sie endgültig in die Hände eines Einzigen gelegt. Es war Napoleon gelungen, sich ihrer zu bemächtigen, indem er die einen auf seine Seite brachte, die anderen hinters Licht führte und über alle miteinander vermöge seiner unleugbaren Überlegenheit sich emporschwang. Die geheiligten Phrasen der Revolution unangetastet lassend, hatte er mit großer Geschicklichkeit es verstanden, ihr Werk zum guten Teil zu zerstören. Die Hoffnungen, die sie

einſt hatte erwecken müſſen, waren hinfällig geworden; trotzdem grollte ihm das ſo oft enttäuſchte Land deswegen nicht, ſondern bezeigte ihm mit jedem Tage ein feſteres Vertrauen. Von der ihm durch die Revolution hinterlaſſenen Erbſchaft hatte das neue Oberhaupt des Staates nur ein einziges Ding angenommen, dieſes aber auch mit aufrichtiger Entſchloſſenheit verteidigt: es war die Aufrechterhaltung der in den Jahren der Unruhe neu entſtandenen Privatintereſſen.

Was in den letzten fünfzehn Jahren erworben war, blieb nicht nur erhalten, ſondern es vergrößerte ſich ſogar, wenn der Eigentümer ſich frei und offen an den Kaiſer anſchloß. Auf dieſe Weiſe hatte Napoleon alle Faktoren der Staatsgewalt in ſeine Hände bekommen: Zivilverwaltung, Rechtspflege, Heer und Flotte, Staatsſchatz. Dank dieſer Zuſammenfaſſung aller Macht war im Innern der Friede und nach außen hin eine ruhmvolle Stellung geſichert.

Ferne ſei es von mir, mich zum Lobredner dieſes Syſtems aufwerfen zu wollen; es blieb indeſſen damals Frankreich nichts anderes übrig, als ſich demſelben zu unterwerfen. Das Glück des Landes erforderte, daß der Mann, dem man eine ſolche Macht überlaſſen hatte, auch imſtande wäre, eine ſo gewaltige Bürde zu tragen. Angenommen z. B., Bonaparte wäre auf dem Schlachtfeld von Auſterlitz gefallen oder er wäre das Opfer einer der gegen ihn angezettelten Verſchwörung geworden: ſofort wäre alles in Frankreich der Anarchie anheimgefallen, und dieſe kann man als den allerſchlimmſten Deſpotismus bezeichnen. Ohne Zweifel wäre das Land in furchtbaren inneren Kämpfen zerriſſen worden; die Streitigkeiten ehrgeiziger Nebenbuhler hätten zu einem Ringen geführt, das die ſchlimmſten Folgen haben mußte.

Zum großen Glück ſchien damals die Stellung des unentbehrlichen Mannes im Innern ebenſo geſichert wie nach außen

hin. Was die Weltlage anbetraf, so hatten die Folgen der Schlacht von Austerlitz seiner Macht einen, allem Anschein nach sehr sicheren Zuwachs gegeben; denn er hatte bei den Friedensverhandlungen in sehr geschickter Weise seinen Verbündeten bedeutende greifbare Vorteile verschafft, obwohl ihre Dienstwilligkeit vielleicht mehr erheuchelt als ernst gemeint gewesen war. Dadurch hatte er sich in Deutschland selbst eine mächtige Gefolgschaft gesichert, von welcher er großen Nutzen erwarten durfte. Er hatte einen guten Teil der von Österreich losgerissenen Länder dazu benutzt, um Bayern, Württemberg und Baden zu vergrößern, und er hatte die beiden erstgenannten Staaten zu Königreichen erhoben.

Der Kurfürst von Bayern hatte sich auf diese hohe Gunst ein besonderes Anrecht erworben, indem er seine Einwilligung zu der Vermählung seiner Tochter Amalie mit Napoleons Adoptivsohn Eugène de Beauharnais gab. Es war die erste der Heiraten, wodurch Mitglieder seiner Familie sich mit europäischen Fürstenhäusern verschwägerten.

Denkende Männer sahen nicht ohne Unruhe, wie der Kaiser fortwährend seine Verwandten zu regierenden Fürsten erhob, denn Frankreich hatte für diese Beförderungen einzustehen und konnte dadurch jeden Augenblick in neue Kriege oder wenigstens in bedenkliche diplomatische Schwierigkeiten verwickelt werden. Napoleons ältester Bruder, Joseph, hatte die Krone von Neapel erhalten, zugunsten seines Schwagers Murat war gleichzeitig das Großherzogtum Berg geschaffen worden, und kurz darauf wurde infolge eines mit der batavischen Regierung abgeschlossenen oder vielmehr derselben aufgezwungenen Vertrages sein Bruder Louis zum König von Holland erklärt. Ohne Zweifel überschritten diese drei wichtigen Akte die Regeln der Klugheit und einer gesunden Politik.

Von äußeren Feinden war nur ein einziger zu fürchten:

England; seit dem Tage von Trafalgar beherrschte es unbestritten die Meere. Auf dem Festland dagegen konnte es allein nichts ausrichten, es mußte sich also nach Verbündeten umsehen, und diese waren, nach so vielen unglücklichen Feldzügen, nicht leicht mehr zu finden. Allerdings stand England in sehr lebhaften Unterhandlungen mit Rußland; diese konnten aber nur dann einen Zweck haben, wenn es gelang, auch Preußen zu gewinnen, weil man sonst keinen Kriegsschauplatz hatte. Preußen genoß noch den Ruhm der Heldentaten des großen Friedrich, seine Truppen waren in glänzendem Zustand; indessen sagten sachverständige Offiziere schon damals, eine Armee, deren erprobte Generäle im Alter von sechzig bis achtzig Jahren ständen, deren jüngere Offiziere zum größten Teil noch niemals im Feuer gewesen wären, sei kaum dazu angetan, es mit dem jungen mannhaften französischen Heer aufzunehmen, das seit vierzehn Jahren von Schlachtfeld zu Schlachtfeld gezogen wäre, das im letzten Feldzug am Tage von Austerlitz sich selbst übertroffen hätte. Die Wetterwolke, die in jener Himmelsgegend aufzog, erregte also in Frankreich keine große Unruhe.

Im Innern war jeder Widerstand gebrochen. Den Kaiser umgab ein ganzer Schwarm hervorragender Männer, die keinen anderen Ehrgeiz mehr kannten, als ihm zu dienen. Das Heer hatte sich ihm mit Leib und Seele ergeben. Jeden Tag sah man Söhne der besten Familien, die sich bis dahin ferngehalten hatten, in den Militärdienst eintreten. Die höheren und niederen Ämter wurden von Angehörigen aller Stände eifrig umworben. Die Geistlichkeit erwies sich — abgesehen von einer kleinen und völlig bedeutungslosen Partei — als eifrigsten und höchst wertvollen Bundesgenossen der kaiserlichen Krone. Mit der Weihe des Kaisers durch den Papst waren für den Klerus alle Fragen entschieden.

Diese freundliche Gesinnung der Geistlichkeit äußerte ihren

Einfluß besonders auffällig in den westlichen Provinzen; der Bürgerkrieg war gänzlich erloschen, die Beruhigung eine vollständige, und, dank dem Zuspruch und den Predigten der Priester, lieferten die Departements, die so lange gegen die Heere der Republik gekämpft hatten, ihre Rekruten ebenso pünktlich wie die anderen zur kaiserlichen Armee. Übrigens zeigte auch die Regierung ganz besondere Sorgfalt für die Interessen dieser Gegenden; es wurden gute Wege gebaut, und dieselbe Hand, die in Lyon den Platz Bellecourt wieder herstellte, baute eine Stadt in der Vendée.*)

Das alte Frankreich war zertrümmert, es galt das neue zu organisieren. Das Rohmaterial dazu war freilich im Überfluß vorhanden, aber nichts war an seinem rechten Platz. Man macht es sich bequem, wenn man sagt, es sei für das neue Staatsoberhaupt ein Vorteil gewesen, daß seit dem Beginn der Revolution keine einzige Einrichtung in Frankreich feste Wurzel gefaßt hatte; er sei also durch nichts beengt gewesen und habe seinen Absichten freien Lauf lassen können. Aber ich glaube allen Ernstes, er hätte sich glücklicher geschätzt, hätte er irgendwelche alte Einrichtungen, irgendeine durch lange Gewohnheiten fest zusammengekittete Gesellschaft, oder auch nur irgendein durch Alter ehrwürdiges nationales Vorurteil vorgefunden. Er hätte sich darauf stützen und auf diesem festen Grunde weiterbauen können.

Übrigens hat Napoleon mehr als einmal sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß er nicht derartige Elemente vorfand. Hierin war er unleugbar den meisten Menschen seiner Um-

*) Das jetzige La Roche-sur-Yon, besonders bemerkenswert durch den häufigen Namenswechsel, den es zu erdulden hatte: 1808 gab Napoleon 3 Millionen Franken her, um das Dorf La Roche zur Hauptstadt der Vendée auszubauen. Diese erhielt den Namen Napoleonville; 1814 wurde der Name geändert in Bourbon-Vendée, 1815 wieder in Napoleonville und in Bourbon-Vendée, 1848 in Napoleon-Vendée und endlich 1870 in La Roche-sur-Yon.

gebung überlegen, die mitten in der Revolution aufgewachsen waren und dadurch eine Sucht bekommen hatten, alles nivellieren zu wollen. Solche Vorurteile sind aber nur gut, um etwas niederzureißen — aufbauen kann man damit nichts.

Am schwersten war es den Männern der Revolution begreiflich zu machen, daß es nur ein einziges Mittel gäbe, die neuen Errungenschaften zu befestigen und gegen die Stürme der Zeit zu sichern: nämlich, wenn auch nicht von Gesetzeswegen, so doch tatsächlich, gewisse gesellschaftliche Unterschiede zu schaffen und eine Anzahl erblicher Würden zu errichten, mit denen ein Thron unbedingt umgeben sein muß, wenn er selber erblich sein soll.

In dieser Hinsicht dachten aber die Revolutionäre, die sich dem Kaiser angeschlossen hatten, sehr eigentümlich. Sie hatten sich vollkommen damit abgefunden, daß ein einzelner unumschränkte Gewalt bekam; sein Emporsteigen zu dieser Gewalt war ein so wunderbares gewesen, daß es sie nicht mehr verletzte. Übrigens hatten sie sich ihre Bereitwilligkeit, ihm zu dienen, sehr teuer bezahlen lassen. Aber um den Thron ohne Unruhe ansehen zu können, hätten sie ihn völlig isoliert gewünscht; doch der Inhaber dieses Throns war zu geschickt, um nicht zu begreifen, daß auf dieser Welt nichts Isoliertes sich lange behaupten kann. Er suchte also Stützen überall, beim alten Frankreich sowohl wie beim neuen. Ein Mann wie Napoleon konnte ganz gewiß nicht glauben, daß eine Geschichte von zehn Jahrhunderten durch die Ereignisse von zehn Jahren ausgelöscht werden könnte. Eine Verschmelzung von Vergangenheit und Gegenwart war also durchaus notwendig; solange diese nicht erfolgt war, konnte man mit Recht sagen, das neue Werk sei noch unfertig.

Indem ich mich nunmehr einigen von den Männern zuwende, die in der nächsten Umgebung des Kaisers wirkten

und denen man einen gewissen Einfluß auf seine Entschließungen beimessen kann, will ich mich zunächst mit seinen beiden früheren Mitkonsuln, Lebrun und Cambacérès, beschäftigen. Man kann sich schwerlich zwei Männer von verschiedenerem Charakter vorstellen. Lebrun, der unter dem Kaiserreich die Würde des Erzschatzmeisters bekleidete, war ganz und gar von den philosophischen Grundsätzen des achtzehnten Jahrhunderts erfüllt und hatte sich daher voll Eifers und aus aufrichtiger Überzeugung der Revolution von 1789 angeschlossen. Indessen spielte er keine hervorragende Rolle, obwohl er Mitglied der Konstituierenden Versammlung war. Milde und menschenfreundlich gesinnt, ein Feind jeder Gewalttätigkeit, hatte er über die Leiden geseufzt, die im Gefolge der Revolution über das Land kamen; er verabscheute die Verbrechen jener Zeit und verachtete die Männer, die daran Schuld waren. Trotzdem fand er, daß jene Leiden zum mindesten aufgewogen würden durch die Abschaffung aller erblichen Vorrechte und aller Privilegien und durch die Aufhebung der früheren Gerichtsbehörden, besonders des Parlaments. Er war ein abgesagter Feind jeder religiösen Beeinflussung, und der Gedanke, daß etwas derartiges jemals wiederkehren könnte, war das einzige, was seine Gemütsruhe zu stören vermocht hätte. Endlich träumte er von der Durchführung des Grundsatzes unbedingter Gleichheit; ihm erschien z. B. im Erbrecht ein Verstoß gegen diesen Grundsatz als eine Ungeheuerlichkeit. Er war Oberhaupt einer zahlreichen Familie, und nichts hätte ihn dazu bringen können, einem seiner Kinder den allergeringsten Sondervorteil zuzuwenden. Titel und Ehrenzeichen waren in seinen Augen jämmerliche Nichtigkeiten, und der Anblick von Leuten, die auf dergleichen Gewicht legten, entlockte ihm nur ein geringschätziges Achselzucken.

Als der Erste Konsul ihn an seine Seite berief, war

Lebrun seit dem 13. Vendémiaire Mitglied des Rates der Fünfhundert. Er hatte sich darin stets zur Partei der Gemäßigten gehalten, und seine Wahl zum Dritten Konsul hatte daher als ein Unterpfand für General Bonapartes maßvolle Gesinnung gelten sollen. Übrigens war er für Napoleons Regierung ein wertvoller Mitarbeiter; er war sehr umfassend gebildet, ein guter Verwaltungsbeamter und besaß vor allen Dingen ein seltenes Schreibtalent, von welchem der Kaiser häufig nützlichen Gebrauch machte. Am glänzendsten aber tat er sich in den Finanzen hervor, besonders in den Fragen der Steuern und des Staatskredits, die er gründlich studiert hatte. Napoleon wußte seine Fähigkeiten zu würdigen und ernannte ihn gleich in den ersten Tagen des Kaiserreichs zum Erzschatzmeister.

Herr de Cambacérès, der Zweite Konsul, später Erzkanzler, war Lebruns Widerpart in jeder Beziehung. Vor 1789 war er in Montpellier Mitglied des Gerichtshofes gewesen und hatte als solches eine ziemlich bedeutende Rolle gespielt. Sein Ansehen wäre noch größer gewesen, wenn seiner Beamtentüchtigkeit sein Lebenswandel auch nur ein klein wenig entsprochen hätte. Philosophischem Grübeln gänzlich abhold, ein Tatsachenmensch im vollsten Sinn des Wortes, hatte er sich sofort den ersten Bewegungen der Revolution angeschlossen; indessen hatten ihn mehr die Ereignisse mit fortgerissen als seine eigenen Überzeugungen. Seine eigentliche politische Laufbahn begann erst im September 1792, als er in den Konvent eintrat. Er zeichnete sich bald durch seine große Arbeitskraft und durch seine bedeutenden juristischen Kenntnisse aus und wurde daher in mehrere Ausschüsse gewählt. Die allgemeine Aufmerksamkeit aber wurde besonders durch den Prozeß des Königs auf ihn gelenkt. Sein Benehmen bei diesem Anlaß bietet wirklich seltsame Widersprüche.

Zunächst erklärte er den König für schuldig, dann aber sprach er dem Konvent das Recht ab, über den Monarchen zu urteilen; im weiteren Verlauf stimmte er für die Gefangenhaltung, sogar für den Tod, jedoch nur für den Fall des Einmarsches fremder Heere, und schließlich verlangte er, daß das Todesurteil binnen vierundzwanzig Stunden vollstreckt würde. Alle diese Schwankungen erklären sich aus dem Widerstreit seiner Feigheit und seines Gewissens.

Seinem Anschluß an die revolutionäre Partei verdankte er die Erhebung zum Justizminister; er bekleidete dieses Amt noch am 18. Brumaire und erhielt dadurch die Würde des Zweiten Konsuls, auf die er wohl selber kaum gerechnet hatte. Bonaparte ernannte ihn, um den Gefühlen der Revolutionspartei Rechnung zu tragen. Er gewann dadurch die Männer, die sich durch die abscheulichsten Verbrechen befleckt hatten, aber seltsamerweise wurde Cambacérès, der unter solchen Auspizien sein Amt erlangt hatte, sehr bald einer der eifrigsten Anhänger der Meinung, daß eine Umkehr zur Ordnung und zu monarchischen Grundsätzen unbedingt nötig sei.

Als er sich später auch zu religiösen Überzeugungen bekehrte, wunderte sich darüber niemand, der seinen Charakter studiert hatte; die Gewissensbisse wegen seiner Verirrungen machten ihm die Revolution im höchsten Grade verhaßt. Aber mit Wonne schwelgte er in Erinnerungen an die Zeiten, die der großen Umwälzung vorangegangen waren. Zu einem monarchischen Staat gehörten seiner Meinung nach unbedingt Adel, Geistlichkeit, erbliche Würden und die gesetzliche Bestimmung, daß in vornehmen Familien das Vermögen sich nach dem Recht der Erstgeburt vererbe.

Diese gesellschaftlichen Unterschiede hielt er übrigens nicht nur aus politischer Überzeugung für notwendig, sondern er fand auch ein ganz persönliches Vergnügen an dem hohen

Rang, den er in solcher Gesellschaftsordnung einnahm. An Titeln, Kreuzen, Ordensbändern hatte er eine unbeschreibliche Freude. Zu seinem Auftreten in den Salons und sogar an öffentlichen Orten schmückte er sich mit einem wahrhaft kindlichen Vergnügen mit seinen Orden in Gold, Perlen und Diamanten. Ungeachtet dieser Lächerlichkeiten war er aber unbestreitbar der klügste Kopf des kaiserlichen Rates. Er besaß die Kenntnisse und den Scharfsinn eines Staatsmannes, nur fehlten ihm leider die Charakterfestigkeit und Willensstärke, die ein solcher haben sollte. Allerdings war er zu einer unselbständigen Rolle berufen, immerhin aber darf man annehmen, daß er, bei größerem Mute in der Äußerung seiner Meinung und bei größerer Festigkeit in der Vertretung derselben, bei vielen Gelegenheiten dem Herrscher, dessen Diensten er sich gewidmet hatte, von entscheidendem Nutzen hätte sein können.

Im geselligen Verkehr zeigte sich Herr de Cambacérès, soweit seine angeborene Schüchternheit es ihm erlaubte, gut und hilfsbereit. Er war ein treuer Freund, vergaß Beleidigungen schnell, niemals aber empfangene Dienste; hierin zeichnete er sich sehr vor seinem Kollegen Lebrun aus, der im höchsten Grade selbstsüchtig war und fast stets nur an sich und seine Familie dachte.

Nächst Cambacérès haben von Ministern nur Fouché und Talleyrand das Vertrauen des Ersten Konsuls und des Kaisers genossen — und auszubeuten gewußt. Die anderen Minister übten in dem ihnen zugewiesenen Teil der Staatsregierung eine bedeutende Gewalt aus, aber auf die Entschließungen, die in das Gebiet der hohen Politik fielen, haben sie fast stets nur einen beschränkten Einfluß gehabt.

Fouché hatte als Konventsmitglied für den Tod des Königs gestimmt, war einer der heftigsten Wortführer der Schreckens-

herrschaft gewesen und konnte lange Zeit als der echte Vertreter der Revolution in Bonapartes Umgebung gelten. Er hatte ein wohlerworbenes Recht darauf, denn er war an fast allen ihren Verbrechen mitbeteiligt; kalt, ohne Leidenschaft, ohne bestimmtes Ziel hatte er sich ihr angeschlossen, inmitten all ihrer Greuel immer nur an den nächsten Tag denkend, aber er hatte von Anfang an die notwendige Geistesgegenwart besessen, alles zu sehen, alles zu beobachten, sich an alles zu erinnern.

Als Barras, zu dem Fouché sehr innige Beziehungen unterhielt, Mitglied des Direktoriums wurde, verließ der letztere die Reihen der Jakobiner und erhielt in den nächsten Jahren verschiedene diplomatische Aufträge. Der Zweck dieser Sendungen war augenscheinlich, seine früheren anrüchigen Beziehungen in Vergessenheit zu bringen. Nach Verlauf einiger Jahre machte Barras ihn zum Polizeiminister. Am 18. Brumaire befand Fouché sich auf diesem Posten, doch vollzog der Staatsstreich sich ohne seine Mitwirkung, bis zu einem gewissen Grade sogar ohne sein Wissen. Stets bereit, sich zur Partei des Siegers zu schlagen, hatte er unverzüglich dem glücklichen General seine Dienste angeboten. Dieser nahm sie ebenso unverzüglich an; denn, indem er Fouché als Polizeiminister beibehielt, wollte er der gestürzten Partei eine gewisse Beruhigung gewähren, ein Mittel, diese Partei zu lenken, in die Hand bekommen, da Fouché mit seinen früheren Freunden in Verbindung blieb, und endlich gegen die Anschläge der königlich Gesinnten einen Wächter von unzweifelhaftem Eifer gewinnen.

Bei seinem angeborenen Mißtrauen war indessen Bonaparte sich wohl bewußt, daß er sich niemals auf einen solchen Mann vollständig verlassen durfte, und daß er den Wächter über die anderen sorgfältig überwachen lassen mußte. Er

richtete also mehrere Polizeiorganisationen ein, die sich gegenseitig beobachteten und einander zu überbieten suchten. Die Folge war, daß sie ihn um die Wette mit Vorurteilen erfüllten, die sich als sehr bedenklich und schädlich erwiesen haben.

Fouché hatte eine schwierige Aufgabe; es war aber die einzige, die zu erfüllen er fähig war. Es fehlte ihm an gründlicher Vorbildung und an der Fähigkeit logisch zu denken; er hätte daher niemals ein anderes Ministerium versehen können als das der Polizei, wobei es mehr auf Unterredungen und dergl. ankommt, als auf eine geregelte Kabinettstätigkeit. Es genügt, wenn man mit den laufenden Intriguen und ihren Verzweigungen Bescheid weiß.

Zu jener Zeit war es die Hauptsache, viele Namen zu kennen und besonders alle Menschen, aus deren Vergangenheit sich Schlüsse auf ihre künftigen Absichten ziehen ließen. In dieser Hinsicht kam Fouché sein Vorleben außerordentlich zustatten. Ich habe schon gesagt, daß er alles kannte und wußte; ich will hinzufügen, daß er nicht die geringsten ernsten Bedenken kannte. Er liebte keinen Menschen, war von einer Treulosigkeit und Falschheit, wie die Welt sie vielleicht niemals gesehen hat, opferte um des geringsten Vorteils willen den ersten besten, der sich vielleicht noch den Tag vorher für seinen vertrautesten Freund hatte halten dürfen, und war, wenn auch nicht immer ein höchst geschickter, so doch ein höchst unverschämter Lügner. Von leicht beweglichem oberflächlichem Geist, oftmals glücklich in seinen Antworten, nach außenhin stets eine unverwüstliche kaltblütige Ruhe zur Schau tragend — so brachte er es mit leichter Mühe fertig, jeden zu hintergehen, der mit ihm zu tun hatte, in erster Reihe Bonaparte selber. Doch hat er diesem, in der ersten Zeit seines Glücks, mit einer Ergebenheit gedient, die beinahe wie Treue aussah.

Um sich bei einem so schwer zu behandelnden und leicht

aufbrausenden Herrn zu behaupten, wird es stets das beste Mittel sein, wenn man sich unentbehrlich macht oder wenigstens die Überzeugung erweckt, man sei es. Man kann sich also leicht einen Begriff machen, mit wie viel falschen Berichten und hinterlistigen Einflüsterungen Fouché lange Zeit hindurch, und besonders in den ersten Jahren, den Ersten Konsul umgarnte. Wie viele schlechte Beschlüsse muß man nicht ihm zur Last schreiben, wie viele heilsame Maßregeln hat er verzögert oder gar ganz verhindert! Das muß man dem Menschen einräumen: er besaß eine ganz unvergleichliche Kunst, die Leute hinters Licht zu führen, und er hat von dieser Kunst, besonders den Royalisten und Emigranten gegenüber, Gebrauch gemacht. Jahrelang waren sie unerschütterlich überzeugt, es geschähe gegen Fouchés Willen, wenn man scharf gegen sie vorginge; nur der Kaiser selbst wäre schuld daran, Fouché aber ihr einziger Fürsprecher. Später kam ich in die Lage, von den aus seinem Arbeitszimmer hervorgegangenen Berichten Kenntnis zu nehmen, und was fand ich? Gerade das Gegenteil von seinen Versicherungen, nämlich fast lauter Berichte, die die einfachsten Angelegenheiten verschlimmern mußten, und Befehle von außerordentlicher Härte. Und unter all diesen Schriftstücken stand Fouchés Unterschrift.

Schon gleich in den ersten Tagen des Konsulats fand Fouché einen sehr gefährlichen Nebenbuhler in der Person des Herrn de Talleyrand, und dieser Umstand hat auf sein Verhalten eine sehr deutliche Wirkung geübt. Er hielt seine Beziehungen zur alten revolutionären Partei um so sorgfältiger aufrecht, je deutlicher es wurde, daß sein Rivale sich von ihr loszumachen strebte. Bei zwei Leuten von dieser Art drehte der Kampf sich natürlich nicht um Grundsätze oder auch nur Ansichten: sie hatten beide schon längst beschlossen, nur solche Grundsätze und Ansichten zu haben, die den jewei-

ligen Verhältnissen entsprächen. Warum sie miteinander kämpften, das war der Einfluß auf die Staatsgeschäfte und auf das Oberhaupt des Staates; es waren die Mittel und Wege, ihn zu lenken, ihn in ihre Netze zu verstricken und für sich selbst den größtmöglichen Vorteil aus seiner Gunst zu ziehen. Sie hatten beide noch nicht die Zeit gehabt, zu bemerken, wie schwierig, um nicht zu sagen unmöglich, ein solches Unterfangen war. Fouché war am längsten und am gröblichsten in diesem Irrtum befangen. Er glaubte mit einer unbegreiflichen Naivetät, der Erste Konsul wäre vielleicht nur eine Art Direktor, dessen Einfluß auf einem etwas festeren Grunde ruhte als der seiner Vorgänger. Er glaubte, die Konsulatsregierung wäre nur eine verbesserte Fortsetzung der republikanischen Regierung, und es dürften mit wenigen Ausnahmen nur solche Mittel angewandt werden, deren man sich im Lauf der Revolutionszeit bedient hatte.

Herr de Talleyrand dagegen besaß nicht nur viel natürlichen Scharfsinn, sondern er verdankte auch seinen früheren Lebensverhältnissen den großen Vorteil, die Verhältnisse von einem höheren Standpunkt überblickt und sich dadurch ein durchdringendes Urteil gebildet zu haben. Er erkannte also bald, daß ein siegreicher Machthaber von Bonapartes Art nicht lange auf den wenig ehrenvollen Schleichwegen der von ihm Gestürzten bleiben würde, daß er nach höheren Zielen strebte, und daß er wohl der Erbe, aber nicht der Nachfolger der Revolution würde sein wollen. Sobald er hiervon überzeugt war, vernachlässigte Talleyrand, als geschickter Hofmann — denn das wurde er von Stund an wieder — kein Mittel, um sich in Bonapartes Vertrauen festzusetzen. Unmerklich drang er in dessen geheimste Absichten und Wünsche ein, teils ins Vertrauen gezogen, teils sie erratend, und ebnete ihm den Weg, dessen Richtung scheinbar unabsichtlich von ihm selber fest-

gelegt wurde. Dieses Verhalten war vom schönsten Erfolg gekrönt: es verschaffte ihm einen unbestrittenen Einfluß. Talleyrand wirkte auf seinen Herrn um so verführerischer, da er sich in Formen bewegte, die zu jener Zeit recht selten geworden waren. Mit einem natürlichen Witz, der stets den Stempel einer pikanten Ursprünglichkeit trug, verband er die leichten vornehmen Manieren des Hofmanns, des großen Herrn der alten Zeit. Er hat viel dazu beigetragen, daß Napoleon sehr bald einen ausgesprochenen Gefallen an diesen Manieren fand.

Herr de Talleyrand konnte sich dem Dienst eines Ersten Konsuls, der den Cäsar spielte, anbequemen, aber das Haus Bourbon blieb in seinen Augen stets höchst gefährlich. Er bot daher alles auf, um in Bonaparte jeden Gedanken an eine Rolle, wie einst Monk sie jenseits des Kanals gespielt hatte, zu ersticken. Das Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten bot ihm reichliche Gelegenheit, diese Gefahr zu bekämpfen. Im Gespräch mit Bonaparte konnte er fortwährend die Rede auf die vorteilhafte politische Lage Frankreichs bringen, er konnte darauf hinweisen, was aus einem Lande werden könnte, das über ein so seltenes Genie und einen immer siegreichen Arm verfügte. Da nun Talleyrand die Kunst der Unterhaltung als Meister beherrschte, da er seine Gedanken stets zur Sprache zu bringen wußte, so ist es mir nicht im geringsten zweifelhaft, daß er, um die von ihm befürchtete Gefahr fernzuhalten, in den ersten Jahren Bonapartes Ehrgeiz maßlos angestachelt hat. Später freilich vermaß er sich, denselben zu zügeln, aber da wurde er von seinem Meister mit Spott und Hohn über seine ohnmächtigen Bemühungen heimgeschickt.

Als ich in die Staatsgeschäfte eintrat, war aber Talleyrand noch der glückliche Minister des Auswärtigen, der das

Staatsschiff durch die Klippen der Konsulatszeit gelenkt, der an der Errichtung des Kaiserreiches mitgearbeitet, und der seinen Namen durch die wichtigsten diplomatischen Verhandlungen berühmt gemacht hatte. Seinen Kollegen Fouché, dessen Ruf von Tag zu Tag sank, hatte er weit hinter sich gelassen. Immerhin verwaltete dieser noch das Ministerium der Landespolizei; nur wenige Monate lang war er ohne Amt gewesen, infolge der Verschwörung von Georges Cadondal hatte er es leider zu bald wieder erhalten.

Es ist nicht leicht, das Charakterbild des in allen Farben schillernden Talleyrand zu entwerfen. In geistiger Hinsicht glänzend begabt, hat er kaum eine einzige gute Eigenschaft des Gemütes oder Herzens aufzuweisen. Wo seine oftmals maßlosen Wünsche und seine zuweilen auf verachtungswerte Irrwege geratenen Neigungen in Frage kommen, ist ihm jedes Mittel recht sie zu befriedigen. Es hat vielleicht niemals auf der Welt einen Menschen gegeben, dem Zartgefühl so völlig fremd und der so gänzlich außerstande war, moralische Ideen auch nur zu begreifen. Niemals hat ein Mensch sich so wie er über das Urteil der Welt hinweggesetzt. Fortwährend hat er es herausgefordert, als Staatsmann sowohl wie in seinem persönlichen Verhalten.

Talleyrand war nur mit Widerwillen in den geistlichen Stand eingetreten, zu dem seine Familie ihn verdammt hatte, weil er von Geburt an ein Krüppel war. Er wünschte aus diesem verhaßten Stand herauszukommen und ein zügelloses Leben zu führen: diese Beweggründe dürften ihn wohl mehr zur Sache der Revolution hingezogen haben, als die freisinnigen Gefühle, mit denen er zuweilen zu kokettieren liebte, die er aber viel öfter mit Füßen getreten hat. Im Jahre 1789 war er Bischof und Vertreter des hohen Adels, aber leichten Herzens sagte er sich als einer der ersten von seiner Kaste und von

seinem Berufe los. Seltsamerweise ist er sein ganzes Leben lang auf seine hochadlige Geburt und auf seinen früheren kirchlichen Rang im höchsten Grade eitel gewesen!

Auf seine bischöfliche Würde nahm er allerdings, solange er sie bekleidete, niemals die geringste Rücksicht; er stellte sie sogar ohne jedes Bedenken in den Dienst der Revolution.

So war es denn Talleyrand, der beim ersten Bundesfest*) auf dem Marsfeld die erste Messe las. Herr de La Fayette erzählte mir kürzlich eine Erinnerung an diesen Tag:

Der Herr Bischof von Autun steigt mit der heiligen Monstranz in der Hand die Stufen des Altars empor. Er sieht Herrn de La Fayette, der als kommandierender General der Nationalgarde mit hocherhobenem Degen neben der untersten Altarstufe steht, und flüstert ihm zu: „Bringen Sie mich nicht zum Lachen!" — Kommentar überflüssig.

Während der Tagung der gesetzgebenden Versammlung hatte er das Glück, mit einem geheimen diplomatischen Auftrag nach England geschickt zu werden. Er entging dadurch den vielfachen Leiden und Gefahren, die nicht zum wenigsten durch seine eigene Mitwirkung über Frankreich gekommen waren. Am 10. August 1792, als die Tuilerien gestürmt wurden, war er allerdings in Paris anwesend, er machte sich aber schleunigst wieder über den Kanal davon, wohin ihm bald darauf ein vom Konvent erlassener Anklagebefehl folgte. Als nach der Hinrichtung des Königs England an Frankreich den Krieg erklärte, wurde Talleyrand ausgewiesen. Er war von den hervorragenderen französischen Flüchtlingen der einzige, gegen den Pitt das Fremdengesetz anwenden zu müssen glaubte. Es blieb ihm nun nichts anderes übrig, als eine Reise nach Amerika zu machen.

Nach dem Sturz der Schreckensherrschaft sah man ihn

*) Am 14. Juli 1790 zur Jahresfeier des Bastillensturmes.

wieder in Frankreich auftauchen; seine früheren Freunde, besonders Chénier, hatten beim Konvent einen Schutzbrief für ihn erwirkt. Es wäre vielleicht spaßhaft, heutzutage die Ausdrücke des Gesuches zu lesen, das er damals an die revolutionäre Versammlung richtete, und nicht minder die Reden, die seine Freunde zu seinen Gunsten hielten.

Die nächste Zeit verging mit allerlei zweifelhaften Ränken; dann zog Frau de Staël ihn aus dem Elend, indem sie ihn dem Direktor Barras vorstellte, der ihn bald darauf zum Minister des Auswärtigen ernannte. Diesen Dienst hat Talleyrand der Dame schlecht vergolten, als später der Groll des Kaisers sie verfolgte. Natürlich arbeitete der Herr Minister eifrig mit am Staatsstreich des 18. Brumaire, dem gerade seine bisherigen Gönner zum Opfer fielen.

Ungefähr um diese Zeit — das genaue Datum vermag ich jedoch nicht anzugeben — schickte er Herrn de Fontanes zum König Ludwig XVIII., um diesem seine Dienste anzubieten. Zur Belohnung verlangte er nur das Herzogtum Périgord und Befreiung von seinem geistlichen Stand. Den ersten Wunsch bewilligte der König ohne Bedenken, wegen des zweiten aber verwies er ihn an den Papst. Damit hatte denn die Unterhandlung ein schnelles Ende.

Die Sorgen um die Staatsangelegenheiten verhinderten Herrn de Talleyrand nicht, sich auch mit seinen eigenen zu beschäftigen. Acht Tage nach der Übernahme des Ministeriums war er schon glücklicher Besitzer von fünf- oder sechshunderttausend Franken. Dies Talent fürs Geldverdienen ist ihm niemals untreu geworden; er wußte jede Gelegenheit dazu in glücklichster Weise zu benutzen, und eine derartige Gelegenheit bot ihm jeder diplomatische Vertrag. Als in Lunéville festgesetzt wurde, daß Österreich die in Belgien ausgegebenen Papiere bezahlen solle, machte Talleyrand einen ungeheuren Gewinn,

indem er diese Papiere aufkaufen ließ, ehe ein Mensch eine Ahnung von der Abmachung hatte.

Die neue Gebietsverteilung in Deutschland wurde für ihn eine noch gewinnreichere Quelle. Gutunterrichtete Leute schätzen den Profit, den er dabei machte, auf wenigstens zehn Millionen. Immerhin muß man Herrn de Talleyrand die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er die Erträgnisse seiner Käuflichkeit nicht für sich behielt, sondern viele von seinen Mitarbeitern daran teilnehmen ließ; das war ein gutes Mittel, sich brauchbare und geschmeidige Kreaturen zu schaffen. Daß seine Einnahmen ganz gewaltig gewesen sein müssen, geht schon daraus hervor, daß sie nicht nur für seine ebenfalls gewaltigen Ausgaben hingereicht, sondern sogar das große Vermögen gebildet haben, dessen er sich jetzt erfreut.

Seinen Weltruf verdankte er zunächst dem schlagfertigen Witz, der ihm eigen ist, und der vollendeten Feinheit und Anmut, womit er einen Gedanken auszudrücken weiß. Ich will ihm dieses Verdienst nicht abstreiten, muß es jedoch auf die Fälle einschränken, wo er sich hatte vorbereiten können. Denn wenn ihm unvermutet etwas Unangenehmes in die Quere kommt, oder wenn er seinen Zorn nicht beherrschen kann, so ergeht er sich in den gröblichsten Ausdrücken.

Zahlreich sind die Gelegenheiten, bei denen er sich über alle Gebote der Schicklichkeit hinweggesetzt hat. Hier ist vor allen Dingen seine Heirat zu erwähnen, die zugleich die unerklärlichste aller seiner Handlungen bildet. Ein Mann wie Talleyrand heiratet seine frühere Maitresse, die noch dazu zwanzig anderen angehört hat, heiratet sie, als von ihrer Schönheit nichts mehr übrig und nur eine erstaunliche, über alle Maßen lächerliche Dummheit noch geblieben ist!

Man hat geglaubt, die Frau habe irgendein sehr wichtiges Geheimnis von ihm in der Hand gehabt und diese

Heirat zum Preis ihrer Verschwiegenheit gemacht. Man neigte sogar allen Ernstes zu der Annahme, Bonaparte habe als Macchiavelli ersten Ranges seinen sehr brauchbaren, aber auch sehr gefährlichen Mitarbeiter zu einem Schritt getrieben, der ihn um jede Achtung unter den Menschen bringen und dadurch unschädlich machen müßte ... Ich weiß allerdings ganz bestimmt, daß Mme. Grand in Malmaison war, sich dem Ersten Konsul zu Füßen warf und ihn anflehte, ihr zu ihrem Rechte zu verhelfen. Ich weiß ferner, daß der Erste Konsul unmittelbar nach dieser Audienz die Bemerkung machte, er habe an dieser Frau gesehen, daß ein leidenschaftlicher Wunsch selbst die Dümmste beredt machen könne.

Ich möchte mich weder für noch gegen diese Mutmaßungen, oder meinetwegen gar Wahrscheinlichkeiten, aussprechen. Wer Herrn de Talleyrand genau kennt, wird es nicht für unmöglich halten, daß er zu seinem sonderbaren Entschluß durch fortwährende Angriffe auf seine schwache Seite getrieben wurde: er hatte sich einmal an die Frau gewöhnt, und wollte endlich seine häusliche Ruhe wieder haben. Zudem war ihm ja die öffentliche Meinung schon längst völlig gleichgültig.

Man muß sich unwillkürlich fragen, wie Talleyrand so viele Jahre lang eine so große Rolle hat spielen können. Die Antwort ist einfach: er hatte das Glück, gerade zur richtigen Zeit zu kommen, mitten in die größte Unordnung und Auflösung aller gesellschaftlichen Verhältnisse hinein. In anderen Zeiten hätte er, trotz seinem glänzenden Geist, wahrscheinlich nur den Eintagserfolg einer Salongröße gehabt; jedenfalls wäre ihm nicht die Leitung der Staatsgeschäfte zugefallen. Denn sein glänzender Geist, den ich ihm nicht abstreite, ermangelt gründlichen Wissens und ist zu unverdrossener Arbeit nicht geeignet. So ausgezeichnet er im schnellen Wechsel des

Gespräch das Wort zu handhaben weiß — in einer öffentlichen Versammlung ist er nicht imstande, auch nur eine viertelstündige Rede zu halten. In dieser Beziehung gleicht er sehr seinem Kollegen und Nebenbuhler Fouché.

Wunderbar aber versteht er es, einen Gedanken zu erfassen, sei es ein eigener oder ein fremder. Er nimmt ihn vor, wendet ihn nach allen Seiten, beleuchtet ihn unter den verschiedensten Gesichtspunkten. Man möchte sagen: er lebt von diesem Gedanken. Denn Talleyrand ist nicht so reich an eigenen Einfällen, wie man im allgemeinen annimmt.

Bei Napoleon, der unerschöpflich reich an Ideen war, da war Talleyrand ganz an seinem Platz; er brauchte nur gut zuzuhören, sein kritisches Urteil anzulegen und in maßvoller und kluger Weise es dem Kaiser entgegenzuhalten, wenn dieser, wie es oft geschah, über das Ziel hinausschoß. Dabei kam ihm seine Wortgewandtheit wundervoll zu statten. Wenn er dann nach seinen Verhandlungen mit dem Kaiser die fremden Gesandten empfing, hatte er den reichsten Gesprächsstoff schön zur Hand. Er brauchte ja nur die allzu harten Worte zu mildern, und sie in der besten Form anzubringen. Man bewunderte die Anmut, womit er dies fertig bekam, um so mehr, als man dankbar anerkannte, welche Schwierigkeiten er oft zu überwinden hatte.

Napoleon hatte seine Fähigkeiten in dieser Hinsicht stets anerkannt und noch nach Talleyrands Entlassung oft davon gesprochen. Darin liegt die beste Erklärung für den großen Ruf des Mannes, der lange Jahre hindurch immer im Steigen begriffen war. Wir werden ihn später in einem unerwartet hereinbrechenden weltgeschichtlichen Augenblick auf seine eigenen Geistesgaben angewiesen sehen. Dann wird der Leser entscheiden können, ob mein Urteil über Talleyrand begründet ist.

Zweites Kapitel.

Untersuchungen über die Lebens- und Erwerbsverhältnisse der Juden. — Wucher, besonders in den östlichen Provinzen. — Maßregeln der Regierung zugunsten der bäuerlichen Bevölkerung. — Berufung einer Versammlung von Rabbinern und israelitischen Notabeln nach Paris. — Die sog. portugiesischen Juden aus Bordeaux und das Mißtrauen ihrer Glaubensgenossen gegen sie. — Verhandlungen unter Molés Vorsitz. — Dankbarkeit der Juden für Vertretung ihrer Interessen. — Eine Probe von der Ausdehnung ihrer Macht. — Berufung eines Großen Sanhedrins nach Paris. — Beschlüsse desselben. — Beginn einer freiwilligen Einfügung der jüdischen Bevölkerung in die bürgerliche Gesellschaft.

Die erste Gelegenheit, das vom Kaiser den neuernannten Requêtenmeistern entgegengebrachte Vertrauen zu erproben, fand sich, als über die Lebens- und Erwerbsverhältnisse der Juden in gewissen Provinzen, wo sie sehr zahlreich waren, eine Untersuchung angestellt wurde. Man beschuldigte sie, und zwar nicht ohne Grund, seit einigen Jahren, besonders im Elsaß, den Wucher so rücksichtslos betrieben zu haben, daß der größere Teil des Grund und Bodens dieser Provinz in ihren Besitz übergehen müßte, wenn sie ihre Forderungen geltend machten. Ihre verwerfliche Betriebsamkeit hatten sie vor allem gegen den Bauernstand gerichtet, der in jenen schlimmen Zeiten wirtschaftlich sehr wenig widerstandsfähig war, denn die Lasten der fortwährenden Kriege trafen die kleinen Besitzer in den Gegenden an der Rheingrenze ganz besonders hart.

Eine kaiserliche Verordnung vom 31. Mai 1806 hatte verfügt, daß die von den unbarmherzigen Gläubigern bereits eingeleiteten gerichtlichen Schritte einen Aufschub von einem vollen Jahr erleiden sollten; dies war aber nur eine vorläufige Maßregel gewesen, um Zeit für eine gründliche Beurteilung der Verhältnisse zu gewinnen. Ohne Zweifel war es eine willkürliche Maßregel, denn man hatte die Beteiligten nicht

einmal angehört, und man verwarf ihre Ansprüche, mochten sie gerecht oder ungerecht sein, nur aus dem Grunde, weil jene Gläubiger einer bestimmten Klasse der französischen Bürger angehörten. Denn wie konnte man ihnen dieses Bürgerrecht absprechen? Es gehörte den Juden nach dem klaren Wortlaut der Gesetze, die während der Revolutionszeit erlassen waren, und sie trugen dieselben Lasten wie alle anderen, in erster Reihe die des Militärdienstes. Allerdings suchten sie sich der Aushebung gern zu entziehen, wobei ihnen zustatten kam, daß seit vielen Jahren die Geburtsregister der jüdischen Gemeinden sehr unordentlich geführt waren. Die vorgeschriebenen Meldungen bei den bürgerlichen Behörden hatten sie meistens unterlassen, und die Schwierigkeit, sie zum Kriegsdienst heranzuziehen, wurde noch dadurch vergrößert, daß bei ihnen keine Familiennamen, sondern nur Rufnamen im Gebrauch waren.

Die erwähnte Maßregel rief im Staatsrat eine ziemlich lebhafte Erörterung hervor; die Abteilung des Innern, der die Vorarbeiten für den Erlaß oblagen, war dem Plan sehr wenig geneigt, und besonders ihr Vorsitzender, Herr Regnaud de Saint-Jean d'Angély, bekämpfte den Vorschlag, weil er den Grundsätzen des bürgerlichen Rechtes und der Religionsfreiheit widerspräche.

Der junge Auditeur dagegen, mein Freund Molé, der den Bericht zu erstatten hatte, befürwortete mit großer Wärme die gegen die Juden beantragten Maßregeln. Der Kaiser bezeigte ihm dafür sein ganz besonderes Wohlwollen, er bewilligte ihm die bisher unerhörte Gunst, im Staatsrat selbst das Wort zu nehmen, und befahl, daß der Bericht im Druck erscheinen solle. Die Verfügung betreffs einer allgemeinen Stundung der an Juden geschuldeten Geldsummen wurde im Sinne des Molé'schen Berichts erlassen, zugleich aber wurde

beſchloſſen, auf den 15. Juli 1806 eine Vertreterverſammlung der Israeliten des ganzen franzöſiſchen Gebiets nach Paris zu berufen.

Die Mitglieder dieſer Verſammlung waren von den Präfekten zu ernennen und ſollten unter den Rabbinern, den Grundeigentümern und überhaupt unter den beſonders einſichtsvollen und rechtſchaffenen Juden ausgewählt werden. Um ſeine Abſichten der Verſammlung mitzuteilen, hatte der Kaiſer eine beſondere Kommiſſion beſtimmt, zu deren Vorſitzenden er Molé ernannte; die beiden anderen Mitglieder waren Herr Portalis, der Sohn des Kultusminiſters, als zweiter, und ich als dritter Kommiſſar. Als wir von unſerer Inſtruktion Kenntnis nahmen, ſahen Portalis und ich mit Überraſchung, daß Molé ſowohl wie der Staatsrat die Tragweite der kaiſerlichen Abſichten offenbar nicht erfaßt hatten, und daß die vermeintliche harte Maßregel in Wirklichkeit eine hochpolitiſche Handhabung war. Es handelte ſich nämlich um nichts geringeres, als die Juden ſelber zu einer beſtimmten Äußerung über folgende Fragen zu veranlaſſen: ob ihre Religion ihnen erlaubte, in einem Lande, wo man ihnen Gleichberechtigung zugeſtehen wollte, tatſächlich die Eigenſchaft von Bürgern anzunehmen; ob dieſe Religion nicht Vorſchriften enthielte, die ihnen eine vollſtändige Unterwerfung unter die Staatsgeſetze unmöglich oder zum mindeſten ſehr ſchwierig machte; endlich, ob man nicht das Vermögen, die Regſamkeit und Begabung einer bis dahin offen feindſeligen Bevölkerungsklaſſe für den Dienſt der ganzen Geſellſchaft gewinnen könnte.

Man mußte alſo die Juden einer feierlichen Prüfung unterwerfen, zunächſt über das nach ihrer Meinung Erlaubte, dann über das nach ihrer Meinung Verbotene. War es richtig, daß das moſaiſche Geſetz den Juden den Wucher gegen alle Andersgläubigen erlaubt? Konnten ſie in Ländern, wo der

Wucher gesetzlich verboten ist, auf diese Erlaubnis verzichten? Konnten ihre Schriftgelehrten und Rabbiner sich für ihren Gehorsam in dieser Hinsicht verbürgen? Vertrug sich der Militärdienst mit mehreren Vorschriften ihres Glaubens, z. B. mit der Heilighaltung des Sabbats, mit der Beobachtung der Fastenzeiten und mit der Enthaltung von gewissen Speisen?

Diese beiden Fragen waren die schwierigsten von denen, deren Lösung uns oblag, und sie können einen Begriff davon geben, welche Vorteile der Kaiser von dieser Versammlung erwartete, die seit der Zerstreuung des jüdischen Volkes nach der Einnahme von Jerusalem und der Zerstörung des Tempels durch Titus ohne Beispiel in der Weltgeschichte dastand. Sicherlich hatte Bonaparte dabei seine Erobererpolitik im Auge gehabt. Wenn er die jüdische Rasse aus dem Abgrund von Elend zog, worin sie seit Jahrhunderten schmachtete, so konnte er annehmen, daß er sie für immer gewinnen und allerorten ihres Beistandes sicher sein würde. Er stand vor einem neuen Krieg in Deutschland, der ihn aller Voraussicht nach in die polnischen Landstriche führen mußte, wo damals der Verkehr jeder Art fast ausschließlich in Händen der Juden sich befand. Der Gedanke lag also nahe, daß die Juden ihm die nützlichsten und folglich die notwendigsten Hilfskräfte sein würden.

In diesem Sinn erfolgten denn auch im Laufe des Jahres 1808 die kaiserlichen Verordnungen über die religiösen Einrichtungen der Juden im ganzen Gebiet des französischen Reichs und über die Ausübung ihrer gemein- und staatsbürgerlichen Rechte. Bald nachher aber kam der siegreiche Heerführer zu der Überzeugung, daß sein Degen ihm genug wäre, um von den Ufern der Newa bis zu den Säulen des Herkules die Geschicke Europas zu entscheiden. Die Angelegenheiten der Juden hatten daher weniger Wichtigkeit mehr für ihn. —

Die Rede, die Herr Molé am 29. Juli bei der Eröffnung

der Verſammlung hielt, war von ſehr judenfeindlichem Geiſt durchdrungen und nicht dazu angetan, ſie mit Vertrauen zu den Abſichten der Regierung zu erfüllen. Die Mitglieder, deren Geſamtzahl ſich auf 112 belief, entſtammten hauptſächlich den Departements des Oſtens, der Umgegend von Avignon, und den Departements der Seine und der Gironde.

Die Präfekten hatten natürlich die angeſehenſten und zugleich die nach ihrer Meinung nachgiebigſten Israeliten ausgewählt. Beſonders auf die Abgeordneten von Bordeaux, die man allgemein als „portugieſiſche Juden" bezeichnet, wurden große Hoffnungen geſetzt. Einer ihrer hervorragendſten Vertreter war der ſehr angeſehene Handelsherr Furtado aus Bordeaux; ihm wurde der Vorſitz übertragen. Es wurde aber bald offenbar, daß die portugieſiſchen Juden allen ihren Glaubensbrüdern verdächtig waren und als Abtrünnige galten. Dieſes Mißtrauen traf beſonders Furtado. Seine Überzeugungen beruhten auf einem philoſophiſchen Indifferentismus, und bald ſagten die Rabbiner aus dem Elſaß und dem früher päpſtlichen Avignon, hervorragende Leuchten jüdiſcher Gottesgelehrtheit, ihrem Vorſitzenden nach: man ſehe wohl, daß er die Bibel nur aus dem Voltaire kenne. Er hatte alſo nicht den geringſten Einfluß in einer Verſammlung, die von der tiefſten religiöſen Überzeugung durchdrungen war. Man hatte allgemein angenommen, daß die Juden nur ans Geldverdienen dächten, daß ſie an ihrer Religion nur aus Gewohnheit hingen, und beſonders deshalb, weil ſie für ihr Gewiſſen ſehr bequem wäre, indem ſie ihnen erlaubte, alle Völker, die ihnen Gaſtrecht oder Duldung gewährten, auszubeuten. Und nun ſahen wir uns Männern von offenbar überlegenem Geiſte gegenüber, fanden ſie über die Grundſätze ihrer Religion wohlunterrichtet und ihrem Glauben um ſo treuer ergeben, je mehr Unbilden er ihnen zugezogen hatte.

Die vom Kaiser vorgelegten Fragen wurden mit einer feierlichen Langsamkeit geprüft, die ihm begreiflicherweise wenig gefiel und gegen die sich daher Molé mit großer Schärfe aussprach. Dies war nun freilich dem Zweck, den wir verfolgten, nicht gerade förderlich. Die Abneigung, die er unseren Israeliten durch die Unhöflichkeit seiner Sprache einflößte, wurde noch durch einen ganz besonderen Umstand vergrößert: Nach der allgemein als richtig angenommenen Ansicht war seine Urgroßmutter eine Tochter des zur Zeit Ludwigs XIV. berühmten Finanzmannes Samuel Bernard, von jüdischer Abstammung. Soviel stand jedenfalls fest, daß das große Vermögen der Familie Molé fast ganz aus dieser Verbindung herrührte. Mein Kollege behauptete nun allerdings, die Annahme, daß Samuel Bernard Jude gewesen sei, beruhe auf reiner Einbildung, die dadurch hervorgerufen sein möchte, daß der Name Samuel häufiger bei Juden als bei Christen vorkäme.

Nach Verlauf mehrerer Wochen waren wir noch nicht weiter als am ersten Tag; nach der Erklärung der hervorragendsten Teilnehmer an der Versammlung lag die Hauptschwierigkeit darin, daß sie keinerlei Rechtstitel besäßen, um von ihren Glaubensgenossen eine Anerkennung etwaiger Beschlüsse erwarten zu dürfen; gerade weil sie von der französischen Regierung berufen wären, könnten sie nicht als bevollmächtigte Vertreter des jüdischen Volkes gelten.

Mehreremale hatten sie von dem »Großen Sanhedrin« gesprochen; diese einstmalige Versammlung von Schriftgelehrten, sagten sie, würde allein das Recht gehabt haben, sich über derartige Fragen auszusprechen. Wir machten dem Kaiser Bericht darüber, und er erfaßte sofort diese Idee. Bald erfuhr man, daß Napoleon sehr geneigt wäre, die Berufung eines Großen Sanhedrin nach Paris zu gestatten. Dieser sollte, wenn möglich, nach den Regeln und Formen der mosaischen

Gesetzesvorschriften gebildet werden, und es sollten alle Synagogen des großen französischen Kaiserreiches, ja ganz Europas, aufgefordert werden, Abgeordnete zu diesem Rat der Schriftgelehrten zu entsenden. Die bereits tagende Versammlung sollte ihre Beratungen gleichzeitig mit denen des Sanhedrin fortsetzen.

In zahlreichen langen Beratungen wurde festgesetzt, welche Fragen dem Sanhedrin vorzulegen seien. Molé gefiel sich dabei darin, seinen herausfordernden Ton beizubehalten, Portalis und ich suchten nach Möglichkeit zu vermitteln und die üble Wirkung seines ungerecht schroffen Verhaltens wieder auszugleichen. Die israelitischen Abgeordneten waren mir durchweg sehr dankbar für meine Bemühungen, die Beratungen zu einem für ihr Volk nützlichen Ergebnis zu führen.

Eines Tages sprach sich ihre Dankbarkeit in einer Weise aus, die mir unvergeßlich bleiben wird. In einer der Versammlungen war Molé in seinen Redensarten noch beleidigender gewesen als für gewöhnlich, und ich hatte mich dadurch veranlaßt gefunden, mit besonderer Wärme in versöhnlichem Sinn zu sprechen. Mehrere Abgeordnete begaben sich am nächsten Morgen zu mir, versicherten mich in überschwänglichen Worten ihrer Dankbarkeit und erklärten schließlich, vor Ablauf von sechs Monaten würde es keinen ihrer Glaubensbrüder geben, bis ins ferne China hinein, der nicht wüßte, welchen Dank alle Juden mir für meine Bemühungen um ihr Wohl schuldeten.

Diese Versicherung ist mir stets bemerkenswert erschienen, denn sie beweist, welche engen Beziehungen zwischen den über die ganze Erde verstreuten Gliedern des jüdischen Volkes bestehen, wie das gemeinsame Interesse sie alle beherrscht, wie der gleiche Geist sie alle beseelt.

Endlich gelang es uns, von der Versammlung befriedigende

Antworten auf alle an sie gerichteten Fragen zu erhalten, und am 18. September konnten wir Kaiserlichen Kommissare ihr mitteilen, es sei der Wille Seiner Kaiserlichen Majestät, die besagten Antworten mit der größtmöglichen Autorität für die Juden aller Länder zu umkleiden; der Kaiser habe daher beschlossen, einen Großen Sanhedrin zu berufen, um die Beschlüsse der vorberatenden Versammlung in endgültige Entscheidungen umzuwandeln.

Diese Mitteilung wurde voll Begeisterung aufgenommen, und schon in den nächsten Tagen erledigten die israelitischen Vertreter mit aufrichtigem Eifer alle Formalitäten, um dem Kaiserlichen Willen Folge zu leisten. Dem alten Brauch gemäß war die Zahl der Mitglieder des Großen Sanhedrin auf 71 festgesetzt worden, wozu dann noch der Vorsitzende kam.

Alle bereits in unsere Versammlung entsandten Rabbiner, deren Zahl sich auf 17 belief, wurden zu Mitgliedern des Sanhedrin bestimmt; 29 andere Rabbiner sollten von den Synagogen Frankreichs und des Königreichs Italien abgeordnet werden; endlich sollten 25 Laien an dem Rate teilnehmen. Diese wurden in geheimer Abstimmung aus den Mitgliedern unserer Versammlung erwählt. Unverzüglich wurden die notwendigen Briefe und Instruktionen an die französischen und italienischen Synagogen abgeschickt; zugleich richtete die Versammlung an alle Glaubensgenossen Europas einen Aufruf, um ihnen das wunderbare Ereignis der Berufung eines Großen Sanhedrin kundzutun, und sie einzuladen, ebenfalls Abgesandte nach Paris gehen zu lassen. Die Wirkung dieses Aufrufs entsprach indessen keineswegs den gehegten Erwartungen; in den Ländern, die nicht zum Reich gehörten oder unter unserem unmittelbaren Einfluß standen, war sie geradezu gleich null.

Die Eröffnung des Großen Sanhedrin verzögerte sich bis zum 9. Februar 1807; die ausgezeichnetsten unter den neu-

gewählten Mitgliedern kamen fast alle aus den Provinzen, die früher zum Gebiet der Republik Venedig gehört hatten. Schon am 9. März erschien ein Beschluß, wodurch die vereinigten Schriftgelehrten und Notabeln Israels kundgaben, daß sie sich zum Großen Sanhedrin versammelt hätten, um religiöse Vorschriften zu erlassen, die den Lehren ihres heiligen Gesetzes und zugleich den Anforderungen eines modernen Staates entsprächen und von allen Israeliten als Richtschnur angenommen werden könnten. Sie erklärten: „Das mosaische Gesetz enthält religiöse und bürgerlich-politische Vorschriften. Die ersteren sind unbedingt bindend, die letzteren dagegen, die dazu bestimmt waren, das Volk Israel in Palästina zu leiten, können nicht mehr anwendbar sein, seitdem dieses keine Nation mehr bildet. So muß also die nach dem mosaischen Gesetz erlaubte, jedoch nicht vorgeschriebene, Vielweiberei in den westlichen Ländern, in denen sie nicht bräuchlich ist, als verboten angesehen werden. In Frankreich muß die bürgerliche Eheschließung der religiösen Handlung vorangehen. Verstoßung der Gattin ist nicht erlaubt, eine Scheidung von den Vorschriften des bürgerlichen Gesetzbuches abhängig. Ehen zwischen Israeliten und Christen müssen als gültig angesehen werden. Da das mosaische Gesetz befiehlt, die Angehörigen aller Völker, die an Gott als Schöpfer der Welt glauben, als Brüder anzusehen, so müssen alle Israeliten es als eine vom Wesen ihres Glaubens unzertrennliche Pflicht ansehen, gegen alle gottgläubigen Menschen nach den in unseren heiligen Büchern gegebenen Vorschriften der Gerechtigkeit und Mildtätigkeit zu handeln.

„Da jeder Israelit vor dem Gesetz als Bürger gilt, so muß er auch den Gesetzen des Vaterlandes gehorchen und bei allen Geschäften den gültigen Rechtsbestimmungen nachkommen. Wer zur Fahne einberufen wird, ist während der Dauer des Dienstes von allen mit demselben unvereinbaren religiösen

Vorschriften entbunden. Die Israeliten sollten sich mit Vorliebe dem Handwerk und gelehrten Berufsarten zuwenden und ländlichen Grundbesitz erwerben; dadurch werden sie sich an das Vaterland anschließen und sich der allgemeinen Achtung würdig machen.

„Gemäß dem von Moses erlassenen Gesetz ist der Wucher ohne Unterschied verboten; er darf nicht nur nicht von Hebräern gegen Hebräer oder gegen andersgläubige Mitbürger geübt werden, sondern dies Verbot gilt auch gegenüber Fremden aller Nationen, denn der Wucher ist in den Augen des Herrn eine abscheuliche Sünde."

Dieser so klar und deutlich sich aussprechende Beschluß wurde einstimmig angenommen. Zugleich beschloß die Versammlung eine Adresse an den Kaiser: Seine Majestät möchte in ihrer hohen Weisheit in Erwägung ziehen, ob es nicht angemessen wäre, die Verfügung vom 30. Mai 1806 nach Ablauf der den Hypothekenschuldnern gewährten einjährigen Frist nicht wieder zu erneuern. Die Versammlung wünschte, daß wirksame Maßregeln ergriffen würden, um in Zukunft derartige Mißstände zu verhindern, die nur zu oft durch die Verfehlungen einzelner Israeliten Schande und Leiden über alle jüdischen Glaubensgenossen gebracht hätten. Niemals hätte man sich in aufrichtigerer und ehrlicherer Absicht um das Zustandekommen einer seit langer Zeit von allen aufgeklärten Geistern gewünschten Reform bemüht, niemals wäre aber auch seit der Zerstreuung des jüdischen Volkes eine derartige Gelegenheit geboten worden, und es würden vielleicht viele Jahrhunderte vergehen, ehe sich wieder diesem Volk gleich günstige Umstände darböten.

Der Kaiser mochte durch andere politische Gedanken beschäftigt sein und ließ diese Eröffnungen unbeachtet. Der den Hypothekenschuldnern für ihre Verpflichtungen gegen jüdische

Gläubiger bewilligte Aufschub wurde durch ein einfaches ministerielles Rundschreiben um ein Jahr verlängert. Diese Verfügung erfüllte die israelitische Bevölkerung mit großer Entmutigung.

Der Große Sanhedrin wurde auf kaiserlichen Befehl am 6. April 1807 aufgelöst; die gefaßten Beschlüsse wurden zur Besprechung im Staatsrat überwiesen. Die Ansichten des Kaisers hatten inzwischen eine den Israeliten ungünstige Wandlung erfahren, ohne Zweifel durch die Eindrücke, die die deutschen und polnischen Juden auf ihn gemacht hatten. Es drangen also die von Molé vertretenen Meinungen durch, so sehr auch Portalis und ich uns im entgegengesetzten Sinn bemühten. Immerhin gelang es uns, die mit großer Mühe im Sanhedrin vereinbarten Vorschriften über den jüdischen Gottesdienst und die Einrichtungen der jüdischen Gemeinden unverändert durchzusetzen. Sie traten also für das ganze französische Kaiserreich und für das Königreich Italien in Kraft.

Lange Zeit darauf ergingen aus dem kaiserlichen Hauptquartier die Bestimmungen zur endgültigen Regelung der jüdischen Hypothekenforderungen; sie waren von einer Härte, die, wie ich unbedenklich erkläre, jeder Gerechtigkeit Hohn sprach.

Dieser eigenartige und interessante Beginn meiner politischen Laufbahn war für mich sehr lehrreich, nicht nur durch die tatsächlichen Kenntnisse, die er mir verschaffte, sondern vor allem durch den Einblick, den ich dadurch in die Regierungsweise des so hoch über uns stehenden Mannes erhielt. Ich bekam schon damals eine Ahnung, daß in seinen Plänen und Entschlüssen mehr Schwanken und Unsicherheit obwaltete, als man gewöhnlich glaubte.

Doch selbst flüchtige Gedanken eines genialen Mannes hinterlassen oft tiefe Spuren; so hat auch diese Bewegung bedeutsame Folgen gehabt: die Erklärung des Großen Sanhe-

drin über die israelitischen Glaubenssätze kennzeichnet den Beginn der tatsächlichen Einfügung der jüdischen Bevölkerung Frankreichs in die bürgerliche Gesellschaft.

Drittes Kapitel.

Die Weltlage im Jahre 1806. — Der Krieg gegen Preußen. — Siegesjubel und Friedenshoffnungen in Frankreich. — Mißbilligung des napoleonischen Übermutes. — Die Kontinentalsperre und ihre Folgen für die französische Gewerbtätigkeit. — Der Krieg in den polnischen Provinzen Preußens. — Napoleons Staatssekretär Maret. — Gewaltige Tätigkeit des Kaisers und entsprechende Wirkung auf die Regierung in Paris. — Mein erstes Auftreten als Redner im Staatsrat. — Die Schlacht bei Eylau. — Winterquartier Napoleons in Osterode. — Gräfin Walewska. — Das 64. Bulletin. — Friedland und Tilsit. — Siegesfeste in Paris. — Napoleon bei dem Tedeum in Notre-Dame. — Vermählung des Königs Jérôme von Westfalen mit Prinzessin Auguste von Württemberg. — Meine Tätigkeit in den Jahren 1806 bis 1808. — Zurücksetzung. — Deutsche Prinzen als Hospitanten im französischen Staatsrat.

Wie ich bereits erwähnte, herrschte zu jener Zeit in Frankreich die größte Zuversicht auf das Genie und den Stern des Kaisers Napoleon. Ich teilte dieses feste Vertrauen, welches ich mir heute nur dadurch zu erklären vermag, daß wir so viele Jahre lang im Zustand der entsetzlichsten Anarchie gelebt hatten. Ich sah also ohne allzu große Unruhe nach der siegreichen Beendigung des österreichischen Feldzuges den Krieg gegen Preußen ausbrechen. Der Frühling des Jahres 1806 war mit Besprechungen und Verhandlungen, und — das läßt sich nicht leugnen — unter gegenseitigen Täuschungen hingegangen. So kam es denn endlich zum Ausbruch. Fox war damals vielleicht der einzige Staatsmann, der aufrichtig den Frieden wollte. Alle Hoffnungen, die man auf seine ehrlichen Absichten gegründet hatte, wurden durch seinen Tod

zerstört, und sein Nachfolger im Ministerium zeigte sich bald als ebenso eifriger Vorfechter der Kriegspartei, wie Pitt selbst es gewesen war.

Ich will auf die Kriegsereignisse nicht näher eingehen. Preußen, das sich im letzten halben Jahrhundert allmählich zu einer Militärmacht ersten Ranges emporgearbeitet hatte, wurde im ersten Anlauf über den Haufen geworfen. Nur siebzehn Tage hatte das französische Heer nötig gehabt, um in die feindliche Hauptstadt einzuziehen, und Ende November stand es bereits jenseits der Weichsel, nachdem es alle Provinzen des preußischen Staates, mit Ausnahme von Schlesien, besetzt hatte.

In Frankreich war die Begeisterung auf ihrem Höhepunkt. Es schien für unser Volk keine Unmöglichkeit mehr zu geben. Aber mitten in diesem begreiflichen Freudentaumel bemerkte man doch schon ein Gefühl, das der siegreiche Kaiser zu sehr mißachtet hat, das aber den allgemeinen Abfall der Nation bei seinem Sturz erklärt: Frankreich war ohne Zweifel stolz auf alle diese Siege, aber es wünschte deren Früchte zu ernten, und dazu gehörte vor allen Dingen der Friede. Dieser Friede sollte nach dem Wunsch der Nation ruhmreich, vor allem aber dauerhaft sein. Hierauf war indessen nur zu hoffen, wenn der Sieg in maßvoller Weise ausgenützt wurde. Dem französischen Charakter liegt ein solcher Edelmut nahe, und man gefiel sich daher in dem Gedanken, daß er auch dem siegreichen Kaiser nicht fehlen könnte.

Aber kaum in Berlin angekommen, hatte Napoleon nicht nur als zorniger Sieger gesprochen und gehandelt, sondern er war sogar als Herrscher aufgetreten, der seinen Untertanen gebietet. Wer dem geflohenen Landesherrn die Treue bewahrte, wurde als Rebell behandelt; in seiner Wut über den Widerstand einiger Edelleute, die mit ihrem unglücklichen König

Verbindungen unterhalten hatten, rief Napoleon in seinem Palast, den einst der große Friedrich bewohnt hatte: „Ich werde diesen Hofadel so klein machen, daß er sein Brot auf den Straßen betteln soll!" In seinen Tagesbefehlen und Bulletins mischten sich Beleidigungen und Drohungen, er schmähte sogar die Person der Königin von Preußen; also nicht einmal vor dem Unglück, das doch heilig ist, hatte er Ehrfurcht.

Dies alles waren ohne Zweifel nicht gerade vielversprechende Anzeichen des so heiß ersehnten Friedens; aber es war noch gar nichts im Vergleich mit einer Maßregel, zu der der Kaiser sich in jenen Tagen in seinem Siegestaumel hinreißen ließ und die eine unübersteigbare Schranke zwischen England und Frankreich errichtete, so daß die beiden Länder Frieden und Ruhe nur noch von der völligen Vernichtung des Gegners erwarten konnten. Ich meine die am 21. November 1806 in Berlin unterzeichnete Verfügung, die die Grundlage der sogenannten Kontinentalsperre bildete.

Napoleon schmeichelte sich, damit das Mittel gefunden zu haben, um den Todfeind an der empfindlichsten Stelle zu treffen. Da Frankreich den größeren Teil der europäischen Küste, in Deutschland wenigstens die Mündungen der bedeutenderen Flüsse beherrschte, so war der Kaiser überzeugt, er könne nach freier Willkür England vom europäischen Markt ausschließen und ihm den Frieden diktieren. Ohne Zweifel lag Größe in diesem Plan, und es ließ sich vom moralischen Standpunkt aus nicht mehr dagegen sagen, als gegen die von den Engländern ausgeübte Blockierung aller europäischen Küsten; aber es war ein Unterschied dabei: England besaß die Machtmittel zu dieser Blockade und konnte seine Entschlüsse aus eigener Kraft ausführen. Napoleons System dagegen ließ sich nur verwirklichen, wenn alle europäischen Mächte, sei es freiwillig oder gezwungen, sich demselben anschlossen. Wenn

nur eine einzige ihre Mitwirkung versagte, mußte das System wertlos sein — wie es sich ja denn auch in der Folgezeit herausgestellt hat.

Dabei läßt es sich nicht leugnen, daß Napoleons gewalttätige Verfügung außer vielen Leiden dem europäischen Festland einen unermeßlichen dauernden Vorteil gebracht hat. Es gelang tatsächlich, mit unermüdlichen Anstrengungen und mit Hilfe eines eigenartigen Systems von Lizenzen — das im Grunde nichts anderes als eine staatlich organisierte Schmuggelei war — die festländische oder, besser gesagt, die französische Gewerbetätigkeit so weit zu bringen, daß sie, unter dem Schutz einer Million von Bajonetten und eines ganzen Heeres von Zollbeamten, die Bedürfnisse einer gewaltigen Bevölkerung befriedigen konnte.

Der Gewinn der Industriellen war sehr groß; allerdings haben die verbrauchenden Klassen ihn teuer bezahlen müssen. Mehrere Jahre hindurch standen die Preise der notwendigsten Kolonialwaren auf einer fast unerschwinglichen Höhe. Der Zucker z. B. kostete sechs oder sieben Jahre lang bis zu sechs Franken das Pfund, und während dieser ganzen Zeit blieben die Erzeugnisse der besten französischen Weinberge unverkäuflich.

Als das Jahr 1806 zu Ende ging, war von ernsthaften Friedensverhandlungen immer noch nicht die Rede; nur Sachsen, das sich in unhaltbarer Lage befand, hatte sich von Preußen völlig losgesagt und war dem Rheinbund beigetreten. Bald darauf gelangte nach Frankreich der Befehl des Kaisers, für das Jahr 1807 eine Aushebung von 80 000 Rekruten anzuordnen, ein Beweis, daß Napoleon seine bisher errungenen Vorteile bis zum äußersten auszunutzen gedachte. Wir hörten denn auch, daß er unter seinen Truppen zu verweilen gedächte und sein Hauptquartier in Warschau aufgeschlagen hätte. Zu-

gleich erhielten wir Nachrichten, aus denen hervorging, daß der letzte Feldzug sehr beschwerlich gewesen war. Sobald unsere Truppen in Berührung mit dem russischen Heer kamen, hatte der Krieg ein ganz anderes Aussehen gewonnen. Erst nach blutigen Gefechten war es uns möglich gewesen, uns am rechten Ufer der Weichsel festzusetzen; besonders das Treffen bei Pultusk war sehr erbittert gewesen. Wir standen also einem anderen Gegner gegenüber als jenen preußischen Bataillonen, die bei Jena mit so leichter Mühe niedergeworfen waren. Wenn wir auf Sieg hoffen konnten, so mußten wir ihn jedenfalls teuer bezahlen.

Kaiser Napoleon, der erst so kurze Zeit auf seinem Throne saß, mußte jedenfalls ein außerordentliches Vertrauen zu seiner Macht haben, um in der schlimmsten Jahreszeit, wo nur langsame und schwierige Verbindungen vorhanden waren, bei seinen äußersten Vorposten zu verweilen, fünfhundert Meilen von seiner Hauptstadt, in der eine wahre oder erdichtete schlechte Nachricht die gefährlichsten Wirkungen hervorrufen konnte. Er mußte sich sicher fühlen, daß die Regierungsmaschine so regelmäßig ihre Arbeit leistete, als wenn er selber im Mittelpunkt seines Reiches ihr Räderwerk überwachte.

Der Erfolg hat seine Erwartungen, die er in dieser Hinsicht haben durfte, mehr als gerechtfertigt. Dies war allerdings in erster Linie seiner bewunderungswürdigen Kunst zu verdanken, womit er den Eindruck zu erwecken wußte, als sei er allgegenwärtig. Die Verbindung zwischen dem kaiserlichen Hauptquartier jenseits der Weichsel und den in Paris wirkenden Ministern besorgte der Stafettendienst mit einer Sicherheit, wie wenn Napoleon in Fontainebleau weilte. Der Erzkanzler, der in des Kaisers Abwesenheit alle Sitzungen des Staatsrates leitete, und der sich durch seinen klaren Überblick über alle Angelegenheiten auszeichnete, hielt ihn über alle

Einzelheiten auf dem Laufenden, und Napoleon beantwortete alle Punkte der Berichte, wobei er selbst auf Kleinigkeiten von anscheinend geringfügigster Art einging. Anfangs galten die Reisen der kaiserlichen Kuriere, die ohne Aufenthalt Europa von einem Ende zum anderen durchquerten, für Proben unerhörter menschlicher Schnelligkeit; allmählich gewöhnte man sich daran, und schließlich hielt man es für das natürlichste Ding von der Welt. Das Riesenhafte wurde etwas Alltägliches.*)

Zu jener Zeit wurde Napoleon auf seinen Feldzügen stets von seinem Staatssekretär Maret begleitet, dem glühendsten Bewunderer seines Genies und dienstwilligsten Helfer bei all seinen Absichten. Maret besaß keine bedeutende wirkliche Begabung, aber eine große geschäftliche Gewandtheit und viel Geschmeidigkeit; dadurch gewann er mit der Zeit einen Einfluß, durch den er bei den ehrlichsten Absichten — denn diese sind stets unzweifelhaft gewesen — seinem Gebieter oft schweren Schaden verursacht hat. Er hatte vom Feldlager aus die ganze Korrespondenz des Kaisers zu besorgen, und da Napoleon sich mit einer Genauigkeit, die zuweilen an Scharlatanerie streifte, um alle Angelegenheiten im Gebiete seines gewaltigen Reiches bekümmerte, so kann man sich vorstellen, welche Arbeitslast auf Marets Schultern ruhte.

Das Beispiel, das von höchster Stelle gegeben wurde, konnte seine Wirkung nicht verfehlen; wie hätte man sich die geringste Nachlässigkeit erlauben können, wenn man die unermüdliche Arbeitsleistung des Kaisers beständig vor Augen hatte! Besonders gilt dies vom Staatsrat, der wirklich mehr als seine Schuldigkeit tat. Außer den gewöhnlichen Arbeiten hatten wir

*) General Marbot schildert in seinen interessanten Memoiren diesen Dienst, woran er selbst als Adjutant eines Marschalls beteiligt war, sehr anschaulich. Der Uebers.

damals die Abfassung des Handelsgesetzbuches zu erledigen, und wir gingen dabei trotz allem Kriegslärm gewissenhaft und gründlich zu Werke. Mir sind diese Beratungen besonders wegen eines mich persönlich betreffenden Umstandes im Gedächtnis geblieben: Die Requêtenmeister hatten das Recht, bei allen Angelegenheiten das Wort zu ergreifen, hatten aber davon in begreiflicher Zurückhaltung nur in solchen Fällen Gebrauch gemacht, wo sie zu Berichterstattern bestellt waren. Herr de Cambacérès machte uns begreiflich, daß eine solche Bescheidenheit auf die Dauer nicht zeitgemäß sei, und Herr Regnaud de Saint-Jean d'Angély, der erfahren hatte, daß ich einige Bemerkungen über die Schuldhaft vorzulegen gedächte, sagte mir geradezu:

Was? Sie haben etwas aufgeschrieben und wollen es vorlesen? Wenn Sie das tun, so können Sie niemals im Staatsrat eine Rolle spielen! Folgen Sie meinem Rat, werfen Sie Ihre Papiere ins Feuer und sprechen Sie frei von der Leber weg! Sie werden das erstemal schlecht sprechen, vielleicht auch noch die nächsten Male, aber schließlich gewöhnen Sie sich daran und bringen es dadurch bei Ihren Fähigkeiten ganz gewiß zu einer bedeutenden Stellung im politischen Leben.

Ich habe seinen Rat befolgt und auf diese Weise das bescheidene Talent*) erworben, dem ich meine Laufbahn als Politiker verdanke.

Auf dem Kriegsschauplatze waren inzwischen nach einer kurzen Pause die Operationen wieder aufgenommen worden. Napoleon, der in den ersten Zusammenstößen unzweifelhafte Erfolge davongetragen hatte, rückte mit ziemlich waghalsiger

*) Pasquier war ein ausgezeichneter Redner. Seine Aufnahme in die Académie Française erfolgte auf Grund der von ihm herausgegebenen Sammlung seiner Kammerreden.

Schnelligkeit bis nach Eylau vor. Er stieß dort aber auf die russische Hauptarmee, die eine sehr starke Stellung einnahm, und mußte mit einem viel zu schwachen Teil seiner Truppen das Gefecht eröffnen. Die Entscheidung schwankte lange hin und her; schließlich blieb Napoleon Herr des Schlachtfeldes, aber das war auch der einzige Vorteil, der noch dazu durch einen ungeheuren Verlust an Soldaten und Offizieren erkauft war. Dieser Verlust war um so empfindlicher, da unser Heer sich in so großer Entfernung von seiner natürlichen Unterstützungslinie befand.

Die Ungewißheit über den Ausgang des Tages war so groß, daß während der Nacht von beiden streitenden Parteien der Rückzug angeordnet wurde. Ich habe darüber von einem Bekannten eine Auskunft erhalten, die er einer persönlichen Mitteilung des Marschalls Davoust verdankte. Der Marschall erhielt im Augenblick, wo er den Rückzug einleiten wollte, von einem Offizier der Vorposten die Meldung, man vernehme vom feindlichen Biwak her ein sehr beträchtliches Geräusch. Sofort begab er sich mit dem Offizier nach dessen Feldwache und unterschied, als er das Ohr an den Erdboden legte, ganz deutlich ein starkes Rumpeln von Kanonen und Gepäckwagen. Da der Lärm sich entfernte, so bezweifelte er nicht, daß der Feind sich in vollem Rückzug befände, und berichtete sofort dem Kaiser darüber. Napoleon befahl, in den Stellungen zu bleiben, und so kam es, daß das französische Heer das Schlachtfeld von Eylau behauptete.

Der russische Oberbefehlshaber Bennigsen, der eine so schöne Gelegenheit, sich unsterblich zu machen, verpaßt hatte, fiel gegen Ende des Feldzuges beim Kaiser Alexander in Ungnade und zog sich in seine Heimat, in der Nähe von Hannover, zurück. Einer der Minister des Königs von Westfalen, Beugnot, kam oft mit ihm zusammen und hörte vom russischen General,

der fortwährend das Gespräch auf diesen Unglückstag von Eylau brachte, er habe das Schlachtfeld nur geräumt, weil er die falsche, ja sogar in hinterlistiger Weise gefälschte Nachricht erhalten, zu Napoleon sei bei Einbruch der Nacht eine sehr beträchtliche Verstärkung gestoßen.

Ohne Zweifel war die russische Armee, ungeachtet ihres Rückzuges, dem französischen Heer gegenüber im Vorteil. Sie marschierte in guter Ordnung nach Königsberg, wo sie ihre Verpflegungsmagazine hatte und auch sonst reiche Hilfsmittel vorfand. Napoleon war nicht imstande, sie anzugreifen; doch ermöglichte er es seinem eigenen Heer, trotz der strengen Jahreszeit, in kurzer Entfernung vom Schlachtfelde in Winterquartieren zu bleiben.

Die Tatkraft und Geschicklichkeit, die Napoleon hierbei wieder an den Tag legte, machte auf den Feind sehr bedeutenden Eindruck. Er schlug sein Hauptquartier im Städtchen Osterode auf und lenkte von dort aus die Regierung seines ganzen gewaltigen Reiches. Als Beweis für seine innere Zuversicht und Seelenruhe erzählte man sich bald in Paris, daß er es für angebracht gehalten habe, sich eine angenehme Zerstreuung zu verschaffen. Er hatte also eine polnische Dame*) aus sehr gutem Hause zu sich berufen, um die auf der Durchreise in Warschau mit ihr angeknüpfte Bekanntschaft zu erneuern. Sie verdankte dieser Reise die Ehre, ihn mit einem Sohn zu beschenken. Nebenbei bemerkt ist dieses Kind von den Sprößlingen seiner verschiedenen Geliebten der einzige, den man ihm mit Sicherheit zuschreiben kann.

Die Nachricht von der Schlacht bei Eylau machte in ganz Europa bedeutenden Eindruck; in Frankreich war dieser Eindruck entschieden ein peinlicher. „Diese Russen," so sagte man,

*) Gräfin Walewska.

„sind offenbar von einem ganz anderen Schlage als die österreichischen und preußischen Soldaten. War es also nicht vom Kaiser eigentlich eine überflüssige Kühnheit, sie in ihrem eigenen Lande aufsuchen zu wollen?"

Das 64. Bulletin hatte uns Napoleon vor Augen gestellt, wie er am Morgen nach der Schlacht mehrere Stunden lang auf dem Schlachtfeld umhergeritten war, „mitten unter Toten und Sterbenden, deren zerschmetterte Glieder sich blutig von der weißen Schneedecke abhoben. Ein Anblick, um den Fürsten Liebe zum Frieden und Abscheu vor dem Kriege einzuflößen."

Der dreimonatliche Aufenthalt Napoleons in Osterode war, wie man sich denken kann, für die kriegführenden Heere durchaus keine Ruhezeit. Die Hauptheere standen zwar einander beobachtend gegenüber, aber bei den vorgeschobenen Abteilungen und auf den Flügeln fanden fast täglich blutige Scharmützel statt, die man in den Kriegen der früheren Zeit zum mindesten als Gefechte bezeichnet haben würde.

Am 24. Mai fiel Danzig, das vom General Kalckreuth, einem der letzten Zöglinge des großen Friedrich, hartnäckig und ehrenvoll verteidigt worden war. Sofort begannen die Hauptheere zu marschieren, und es kam am 14. Juni zu der entscheidenden Schlacht bei Friedland, die Napoleon gewann. Bekanntlich führte dieses Ereignis zu den Unterhandlungen in Tilsit, die für Napoleon einen vielleicht noch glänzenderen Sieg bedeuteten, als seine Erfolge auf dem Schlachtfeld. Er bewog nicht nur den Zaren zu einem Bündnis gegen England und zum bedingungslosen Anschluß an die Kontinentalsperre, obwohl diese offenbar gegen alle Interessen Rußlands war, sondern er vermochte ihn sogar dazu, seine Lieblingsrolle des »edlen Bundesgenossen« aufzugeben und einen Teil von der dem unglücklichen König von Preußen abgenommenen Beute anzunehmen.

Nach so vielen Siegen als Feldherr und Diplomat verblieb Napoleon im Besitz der Weser-, Elbe- und Weichselmündungen; außerdem war halb Deutschland von französischen Truppen besetzt. Am 27. Juli zog der Kaiser wieder in seine Hauptstadt ein, der er volle zehn Monate, so lange wie noch nie zuvor, ferngeblieben war.

Seine Rückkehr wurde durch eine Reihe von Festen gefeiert, bei denen das Militär, die bürgerlichen Behörden und die Geistlichkeit in der Aufbietung des größten Pompes wetteiferten. Von diesen Veranstaltungen ist mir besonders das in Notre-Dame gesungene Tedeum im Gedächtnis geblieben, dem ich mit meinen Kollegen vom Staatsrat beiwohnte. Von unserem Platz auf dem Chor, dem Thron beinahe gegenüber, versuchte ich auf Napoleons Antlitz die Eindrücke zu lesen, die die Feier auf ihn machte. Offenbar hatte er ein tiefes Bewußtsein von der Bedeutung der religiösen Handlung, die dem Volk seinen Ruhm und seine gewaltige Macht greifbar vor Augen führte.

Ich bin der Meinung, daß Napoleon sich niemals so wie in jenem Augenblick dem Genuß seines Glückes hingegeben hat. Für gewöhnlich zeigte er selbst inmitten seiner größten Erfolge eine sorgenvolle Miene, als wollte er zu verstehen geben, seine großen Pläne seien noch lange nicht erfüllt, und man dürfe ja nicht denken, es gebe nichts mehr zu tun. Hiermit stand denn auch im Einklang, daß diejenigen sich meistens schwer täuschten, die solche Augenblicke erreichter Erfolge für besonders geeignet hielten, um mit Bitten um Gnadenbeweise an ihn heranzutreten. Es war im Gegenteil besser, sich dafür Tage auszusuchen, an denen Napoleon in Sorge war. Edelmut war nicht gerade die glänzendste Seite seines Charakters. —

Mir ist, als sehe ich ihn noch vor mir, wie er an

jenem Tage vor dem Hochaltar von Notre-Dame ſtand, bekleidet mit ſeinem kaiſerlichen Ornat, der zwar ein wenig theatraliſch aber doch ſchön und vornehm war. Die Züge ſeines immer ruhigen und ernſten Geſichtes erinnerten an jene römiſchen Imperatoren, deren Bilder uns durch antike Kameen überliefert ſind. Er war klein und doch war die Geſamterſcheinung ſeiner Perſönlichkeit in vollem Einklang mit der Rolle, die ihm bei der erhabenen Feierlichkeit zufiel. Man ſah ihm die Gewohnheit des Befehlens und das Bewußtſein ſeiner Kraft an, und das ließ ihn größer erſcheinen. An ſeiner Hüfte hing ein edelſteinfunkelnder Degen, deſſen Knauf der berühmte Diamant ‚Regent‘ bildete. Unwillkürlich drängte ſich der Gedanke auf, daß dieſer zierliche Prunkdegen zugleich das gewaltigſte Siegerſchwert war, das die Welt ſeit Alexanders und Cäſars Tagen geſehen. Ich erinnere mich, daß Herr Beugnot, der neben mir ſaß, dieſe Bemerkung machte. Uns beiden kam es nicht in den Sinn, daß in kaum ſieben Jahren dieſer Degen zerbrochen ſein ſollte!

In den erſten Tagen des Septembers feierte Jérôme, der neue König von Weſtfalen, ſeine Hochzeit mit der Prinzeſſin Auguſte, Tochter des Königs von Württemberg und durch ihre Mutter Enkelin des Königs von England. Die Erhebung des Kurfürſtentums Württemberg zum Königreich war allerdings ein napoleoniſcher Gnadenakt und die Heirat war daher gewiſſermaßen durch die Dankbarkeit geboten. Immerhin war aber das Haus Württemberg eins der älteſten deutſchen Fürſtenhäuſer und die Heirat war für das Bonaparteſche Geſchlecht ſehr wichtig, denn es verſchwägerte ſich dadurch mit einem großen Teil der europäiſchen Herrſcherfamilien.

Es konnte dem königlichen Vater, der die Einwilligung zur Vermählung ſeiner Tochter gab, nicht unbekannt ſein, daß Jérôme ſich ſchon vorher in Amerika mit einer Dame aus

sehr ehrenwerter Familie*) nach allen Vorschriften der Gesetze rechtmäßig verheiratet hatte. Kaiser Napoleon hatte die Ehe als ungesetzlich, für null und nichtig erklärt, unter dem Vorwande, daß er als Oberhaupt der Familie nicht seine Zustimmung dazu gegeben hätte. Dieser Grund hätte allenfalls den Gewohnheiten einiger Fürstenhäuser entsprochen, aber konnte er außerhalb Frankreichs und, zumal gegenüber einer Amerikanerin, mit Fug und Recht geltend gemacht werden?

Die Trauungsfeierlichkeit fand in der Dianagalerie der Tuilerien statt. Ich war dabei zugegen. Alle Pracht des glänzendsten Hofes wurde bei dieser Gelegenheit entfaltet. Die Menge von Perlen, Diamanten und anderen Edelsteinen, die man an den Geschmeiden der Frauen bemerkte, war wirklich verblüffend und fiel einem um so mehr auf, wenn man an die klägliche Armut zu Ende des verflossenen Jahrhunderts dachte; ein paar Jahre hatten also genügt, in der Gesellschaft von neuem den verschwenderischsten Luxus zu entwickeln.

Die Mitglieder des diplomatischen Korps und die vornehmen Fremden, die in großer Zahl der pomphaften Feier beiwohnten, konnten kaum ein Ende in den Kundgebungen ihrer Bewunderung finden. Damit augenscheinlich nichts am Luxus kaiserlicher Allmacht fehlte, glänzte unter den Hofdamen eine seltene Schönheit, auf die aller Augen sich richteten, da man sie zum erstenmal an dieser Stelle bemerkte. Es war eine Genuesin, die erst ganz kürzlich zur Vorleserin der Kaiserin Josephine ernannt war; noch am selben Abend wußte jedermann, daß sie augenblicklich der bevorzugte Gegenstand von Napoleons Aufmerksamkeiten war.

Als wahrheitsliebender Geschichtsschreiber muß ich noch erwähnen, daß unter den Höflingen, die sich dienstbeflissen an die Souveräne herandrängten, die früheren »Patrioten«

*) Patterson.

von 1793, die sich an den Kaiser angeschlossen hatten, sich ganz besonders durch die übertriebensten Schmeicheleien auszeichneten.

Meine eigene Stellung war seit meinem Eintritt in den Staatsdienst unverändert geblieben, und ich hatte auch keine Aussichten auf eine Veränderung. Ich war allerdings ohne alle Schwierigkeiten zugelassen worden; doch entsprach dies der früher bereits von mir eingenommenen Stellung, und dann hatte ja auch der Kaiser den Wunsch gehabt, einige Angehörige der revolutionären Beamtenaristokratie in seinen Dienst zu ziehen. Ich war aber schon neununddreißig Jahre alt und hatte natürlich in vielen Dingen meine festgegründeten Ansichten. Den Schandtaten der Revolutionszeit stand ich vollkommen fern; ich hatte also nichts zu verhehlen und nichts in Vergessenheit zu bringen. Mein Vermögen war zwar mittelmäßig, aber ausreichend zu einem angenehmen und anständigen Leben. Ich war in jeder Beziehung unabhängig; man konnte mich also nicht zu Napoleons Kreaturen rechnen, die dem Urheber ihres Glücks jedes Opfer zu bringen bereit waren.

Napoleon wußte mit einem wunderbaren Feingefühl die Gesinnungen seiner Mitarbeiter abzuschätzen. Er erkannte also sofort in mir einen Mann, der sich wohl in mancherlei Weise nützlich verwenden ließe, der sich aber niemals so, wie er es wünschte, besinnungslos ihm ergeben würde.

Der Erzkanzler und der Großrichter hatten eine recht günstige Meinung von meinen Fähigkeiten und glaubten daher beim Kaiser ein gutes Wort für mich einlegen zu sollen, als dieser vom preußisch-russischen Feldzug heimgekehrt war. Sie erzielten jedoch damit eine ganz andere Wirkung, als sie erwartet hatten. Napoleon schien es als eine Vermessenheit anzusehen, daß ich in meiner Laufbahn vorwärts kommen wollte, ohne einen Wink von ihm abzuwarten, und ich wurde

fortan mit sehr merklicher Zurückhaltung behandelt. Ich wurde keiner persönlichen Unterhaltung mehr gewürdigt, vielmehr sichtlich geschnitten. Doch hatte ich mich nicht darüber zu beklagen, geradezu unhöflich behandelt zu werden. Nur fielen alle Gunstbeweise den gleichzeitig mit mir ernannten Kollegen zu, die alle viel jünger waren als ich.

Diese Zurücksetzung war mir anfangs nicht allzu schmerzlich; meine Kollegen wurden zu Präfekturstellen befördert, die mich nicht gerade lockten, obwohl sie gewiß von großer Bedeutung waren. Nach einer derartigen Tätigkeit trug ich kein Verlangen. Etwas anderes freilich war es, als ich dann mit ansehen mußte, wie meine Kollegen Portalis und Molé zu Staatsräten ernannt wurden, der letztere noch dazu zum Direktor der Brücken- und Wegebauten. Dieser Posten galt als die Vorstufe zum Ministerium des Innern. Nun konnte ich mich natürlich der Einsicht nicht verschließen, daß ich immer Requêtenmeister blieb, während rechts und links von mir so hohe Gunstbezeigungen ausgeteilt wurden.

Erst im dritten Jahre wurde ich zu einem mir recht angenehmen Posten befördert. Angenehm war er mir, weil ich in Paris bleiben konnte; in den Augen des Kaisers aber konnte die Beförderung nicht als große Gunstbezeigung gelten, weil das Amt kein Talent erforderte und keinen tatsächlichen Einfluß verlieh. Ich wurde nämlich Generalprokurator bei der Abteilung für das Titel- und Ordenswesen. Die Ernennung erfolgte auf den dringenden Wunsch des Erzkanzlers, der in dieser Abteilung den Vorsitz führte und einen zuverlässigen Beamten, dessen Arbeitsweise ihm vertraut war, zur Hand zu haben wünschte.

Wenn man nun glauben wollte, daß die geringe Aufmunterung, die mir zuteil wurde, mich verbittert hätte, so würde man sich täuschen. Ich bewunderte in Napoleon stets den

genialen Mann, der allein uns vor einer Wiederkehr der furchtbaren Revolution bewahren konnte. Aber ich verschloß auch meine Augen nicht vor seinen Fehlern und vor den mancherlei Mißgriffen, die in seinem Namen begangen wurden. Der Staatsrat war gerade in dieser Hinsicht eine ganz ausgezeichnete Schule. Er war schon durch seine Zusammensetzung hervorragend. Während der Dauer der napoleonischen Herrschaft sind unleugbar fast alle hervorragenden Talente auf jedem Gebiet als Mitglieder dieser Körperschaft berufen worden. Der beste Beweis dafür ist die große Zahl tüchtiger Staatsdiener, die nach der Restauration das Königtum zu seiner Verfügung fand. Auch das spricht dafür, daß wir zwei Winter hintereinander in unserer Mitte ausländische Prinzen sahen, die nach Paris gesandt waren, um ihre Erziehung zu vollenden.

Diese Prinzen — der eine war der Kronprinz von Bayern, der andere der Erbgroßherzog von Baden — versäumten keine einzige Sitzung, wenn Napoleon präsidierte, und wohnten mehreremale, sogar wenn der Erzkanzler den Vorsitz führte, unseren Beratungen bei.

Viertes Kapitel.

Der Krieg gegen Portugal. — Der Friedensfürst Godoy und sein Verrat. — Gewalttätigkeiten gegen den Papst. — Vorbereitungen zum Fürstenkongreß in Erfurt. — Talleyrands Ansichten über die Eroberung Spaniens. — Die Tage von Erfurt. — Aufklärungen über die bisher geheim gehaltenen Ergebnisse der Verhandlungen. — Die geplante Teilung der Türkei zwischen Rußland und Frankreich. — Talleyrands Intriguen in Erfurt. — Seine Beziehungen zum Zaren Alexander. — Heirat seines Neffen mit einer Prinzessin von Kurland, um den Verkehr zwischen Talleyrand und dem Zaren zu sichern.

Im Herbst und Winter von 1807 auf 1808 beschäftigten den Kaiser vor allen Dingen zwei Angelegenheiten: die Fortsetzung des Kampfes gegen England und die Eroberung Spa-

niens. Die natürliche Vergeltungsmaßregel für das Bombardement von Kopenhagen war ohne Zweifel ein Angriff auf Portugal, da die englischen Interessen in inniger Verbindung mit diesem Teil der pyrenäischen Halbinsel standen. Um aber nach Portugal zu gelangen, mußte man durch Spanien marschieren, und dies war nur mit dessen Einwilligung möglich. Wenn nun Napoleon für den Marsch auf Lissabon von Spanien das Durchzugsrecht erhielt, so konnte ihm dies möglicherweise Gelegenheiten darbieten, die er sicherlich nicht unbenutzt zu lassen gedachte.

Napoleon ließ alle Ränke spielen, um die schwache Regierung Karls IV. in die Falle zu locken. Es gelang ihm, hauptsächlich durch Vermittlung eines Intriganten namens Ysquierdo, mit dem allmächtigen spanischen Minister, dem Friedensfürsten Godoy, einen geheimen Vertrag abzuschließen, der vielleicht in den Annalen der Diplomatie seinesgleichen nicht hat.

Die französischen Truppen, in einer Stärke von mindestens vierzigtausend Mann, sollten sofort in Spanien einmarschieren, um bei der Eroberung von Portugal mitzuwirken. Der König von Etrurien sollte sein Königreich an Napoleon übergeben und dafür mit dem Titel eines Königs des nördlichen Lusitaniens den zwischen Minho und Douro gelegenen portugiesischen Landesteil empfangen. Algarve und Alemtejo würde der Friedensfürst Godoy als souveräner Herrscher erhalten. Der König von Nordlusitanien und der Fürst von Algarve hätten die Oberschutzherrschaft Karls IV. anzuerkennen. Der Kaiser der Franzosen verpflichtete sich, den König von Spanien als Kaiser von Süd- und Nordamerika anzuerkennen. Der übrig bleibende Teil von Portugal sollte bis zum Abschluß des allgemeinen Friedens in Reserve gehalten werden.

So wurde also die von Napoleon auf einen italienischen

Thron gesetzte Nebenlinie des Hauses Bourbon ihres neuen Besitztums beraubt und erhielt dafür nur eine erst noch zu erobernde Herrschaft in Portugal, in gleichem Range mit dem verbrecherischen Günstling, dessen einzige Ansprüche auf eine so hohe Stellung auf seinem skandalösen Verhältnis mit seiner Königin beruhten, und der ohne Bedenken um seines eigenen Vorteils willen die Sicherheit des Landes und der königlichen Familie verriet, die ihn mit so vielen Wohltaten überhäuft hatte. Aber solche Kombinationen tragen in sich selber den Keim des Verderbens. In diesem Vertrag, der am 27. Oktober 1807 in Fontainebleau abgeschlossen wurde, finden wir im voraus geschrieben die ganze Geschichte des Unglücks, das Spanien traf, des unseligen Krieges, durch welchen das Land verwüstet wurde, und der Ereignisse, die den ersten Anlaß zu Napoleons Sturz gaben.

Portugal wurde der Verabredung gemäß von vierzigtausend Franzosen besetzt, die durch Spanien marschiert waren, und die erste Folge davon war die Abreise des portugiesischen Königs mit seiner Familie und seinem Hof. Sie gingen nach Brasilien, und damit begann die Trennung dieser südamerikanischen Kolonie von ihrem Mutterlande. Indem sie ihrem vor den französischen Legionen flüchtenden König eine Zuflucht gewährte, kam es ihr zum Bewußtsein, daß ihre Interessen sich von denen Europas trennen ließen.

Einige Zeit darauf war es treue Anhänglichkeit an die Sache ihres rechtmäßigen Herrschers, die die spanischen Kolonien auf den Weg der Unabhängigkeitsbestrebungen führte. So haben alle diese großen Ereignisse ihren Ursprung in den ehrgeizigen Plänen Napoleons.

Gegen Ende des Jahres 1807 sollte auch der Papst Napoleons herrschsüchtige Ansprüche schmerzhaft verspüren. Unter dem Vorwand, daß er sich geweigert hätte, seine Häfen den

Engländern zu verschließen, und daß er in Rom den Aufenthalt von Abgesandten franzosenfeindlicher Mächte duldete, rückten französische Truppen in Rom ein. Diese Gewalttat beantwortete Pius VII. mit einem Breve, worin er mit dem Bannstrahl drohte. In diesem Schriftstück wird Napoleon noch als Sohn der Kirche angerufen, „der vom Papst geweiht sei und ihm den Eid treuen Glaubens geschworen habe", aber die Aufzählung der gegen ihn erhobenen Beschwerden schließt mit einem Satz, der mit den Ideen der Neuzeit recht wenig in Einklang steht: „Du wirst uns zwingen, in aller Demut unseres Herzens von jener Gewalt Gebrauch zu machen, die der allmächtige Gott in unsere Hände gelegt hat."

Unbekümmert um diese Drohung vereinigte Napoleon durch Dekret vom 2. April 1808 die Legationen Ancona, Urbino, Macerata und Camerino mit dem Königreich Italien. Am Tage darauf glaubte der päpstliche Legat Paris verlassen zu müssen, und von diesem Tage an bis zu der Zeit, die seinem Sturze unmittelbar voranging, befand sich der Kaiser in fortwährenden Feindseligkeiten mit dem Papst, nicht nur mit dem weltlichen Herrscher, sondern auch mit dem Pontifex, der das sichtbare Oberhaupt der katholischen Kirche ist.

Es ist vielleicht in seiner Geschichte einer der merkwürdigsten Züge, daß er mit solcher Leichtigkeit trotz diesen Feindseligkeiten nicht nur der Treue seiner katholischen Untertanen, die in seinen Staaten die ungeheure Mehrzahl bildeten, versichert blieb, sondern daß auch die Geistlichkeit zu ihm hielt, die sich ihm doch erst ergeben hatte, als sie dazu von ihrem Hohenpriester die Erlaubnis, ja den Befehl erhalten hatte. Es bietet einen eigentümlichen Reiz, heutzutage die Schriftstücke zu lesen, die damals vom Minister des Auswärtigen, Champagny, zur Rechtfertigung des Einmarsches in Spanien und der Besitzergreifung des Kirchenstaates veröffentlicht wurden. Als Vor-

wand des letztgenannten Aktes z. B. diente die Weigerung Seiner Heiligkeit, einem italienischen Bunde beizutreten, durch den die Ruhe Italiens gesichert werden sollte.

„Diese Weigerung," sagt der französische Minister, „ist ein hinreichender Grund zum Kriege; die erste Folge des Krieges ist die Eroberung, und die erste Folge der Eroberung ist der Wechsel der Regierung."

Kaum ein Jahr nach dem Tilsiter Frieden hatten Napoleons Heere Portugal besetzt, und das Haus Braganza war genötigt, in seinen amerikanischen Staaten Zuflucht zu suchen. Den spanischen Thron hatte Napoleon einem seiner Brüder geschenkt, und die spanische Linie des Hauses Bourbon wurde in mehr oder minder milder Form in Frankreich gefangen gehalten. Die italienischen Mitglieder dieser Familien sahen sich vertrieben und ihre Länder waren mit dem französischen Reich vereinigt. Das Königreich Italien war um die Legationen der Romagna vergrößert, der Rest der päpstlichen Besitzungen wurde von französischen Truppen besetzt gehalten, und der Papst selber war nicht viel mehr als ein Gefangener in seiner Hauptstadt. Das Königreich Neapel endlich war an Murat verliehen, wodurch dessen Großherzogtum Berg wieder an Napoleon zurückfiel. Und alle diese Umwälzungen, alle diese Eroberungen waren, so hieß es, durch die Notwendigkeit geboten, den Kampf gegen England fortzusetzen. Die Folgen machten sich bald recht drückend bemerkbar.

Napoleon befand sich des spanischen Thronwechsels wegen in Bayonne und er wollte nicht eher wieder abreisen, als bis er sicher wäre, daß nichts mehr den Einzug seines Bruders Joseph in Madrid hindern könnte; aber bevor er die Stadt verließ, hatte der spanische Aufstand schon ein sehr bedrohliches Aussehen gewonnen. Er begann in Cadix, wo die Aufrührer sich der französischen Flotte bemächtigten, die nach der

Schlacht bei Trafalgar im dortigen Hafen Zuflucht gefunden hatte. Sie bestand noch aus fünf Linienschiffen und einer Fregatte und hatte eine Besatzung von viertausend Seeleuten, die jetzt in Gefangenschaft gerieten.

Von Bayonne aus kehrte Kaiser Napoleon in kleinen Tagereisen nach Paris zurück. Überall wurde er mit lebhaftem Jubel empfangen; in jeder einigermaßen bedeutenden Stadt bildete sich eine Ehrenwache aus den reichsten und vornehmsten jungen Leuten; auch der alte Adel schloß sich nirgends aus. Am bemerkenswertesten aber ist seine Aufnahme in den Departements, die den Schauplatz der Vendéerkriege abgegeben hatten. Die Begeisterung der Bevölkerung war dort größer als anderswo. Man begrüßte in ihm den Mann, der den Unordnungen und Verbrechen der Revolution ein Ende gemacht, der den katholischen Gottesdienst wieder hergestellt hatte.

Kaum war er in der Hauptstadt angekommen, so kündigte man seine bevorstehende Abreise nach Deutschland an, wo er, in Erfurt, eine Zusammenkunft mit dem Zaren Alexander haben sollte. Am 23. September reiste er ab. Die Zusammenkunft war bereits seit mehreren Monaten vorbereitet, und sie war in der Tat von Tag zu Tag notwendiger geworden. Seit dem Tilsiter Frieden war so Vieles eingetreten, und ein vollkommenes gutes Einvernehmen mit Rußland war um so unerläßlicher, weil Napoleon beschlossen hatte, beträchtliche Nachschübe nach Spanien zu schicken, um dort jeden Widerstand zu brechen; er mußte daher einen großen Teil der französischen Besatzungstruppen aus Norddeutschland zurückziehen, und in der Tat betraten die Spitzen ihrer Marschkolonnen bereits den französischen Boden.

Napoleon hatte nichts verabsäumt, um die Macht zu schwächen, auf deren Feindseligkeit er mit Sicherheit rechnen mußte; er hatte daher Preußen eine Übereinkunft aufgezwungen, wonach

die Festungen Glogau, Stettin und Küstrin französische Besatzungen behielten, während Preußen sich verpflichtete, nur 42 000 Mann unter den Waffen zu halten.

Zum Gefolge des Kaisers gehörte diesmal auch Herr de Talleyrand, der in Bayonne nicht mit dabei gewesen war; da er jedoch an den Verhandlungen in Tilsit, sowie an allen früheren, die sich während der letzten zehn Jahre mit den Verhältnissen Deutschlands beschäftigt hatten, einen hervorragenden Anteil genommen, so glaubte Napoleon allem Anschein nach, Talleyrand könnte ihm durch seine alten Beziehungen nützlich werden.

Talleyrand befand sich in einer sonderbaren Lage: er schien noch immer das höchste Vertrauen zu genießen, während er in Wirklichkeit keins mehr einflößte; er schien von einem sehr aufrichtigen Diensteifer beseelt zu sein, während niemand, der ein wenig näher mit ihm verkehrte, auch nur einen Augenblick an seiner Unzufriedenheit zweifeln konnte. Ich sah ihn damals ziemlich oft bei einer Verwandten von mir, einer sehr geistvollen Dame, die seit einigen Monaten in sehr intime Beziehungen zu ihm getreten war. Er verbrachte bei ihr täglich einen Teil seiner freien Abendstunden in ganz kleinem Kreise, folglich ohne jeden Zwang, und ich merkte bald, daß er in seiner Tadelsucht nur durch die notwendige Rücksichtnahme auf seine eigenen früheren Handlungen und Worte ein wenig zurückgehalten wurde. Die spanischen Angelegenheiten vor allem konnten seiner nur zu berechtigten Kritik nicht entgehen; mit boshaften Sarkasmen geißelte er die Ungeschicklichkeit und Unbehilflichkeit der Herren Champagny und Maret. Aber er beschränkte sich darauf, die Durchführung der Angelegenheit zu kritisieren; ihren Kernpunkt ließ er unberührt, und diese Zurückhaltung war ihm allerdings dadurch geboten, daß er dem Gedanken der Eroberung des spanischen Reiches

und der Vertreibung des Hauses Bourbon nicht nur nicht fern stand, sondern daß sogar dieser Gedanke allem Anschein nach von ihm zuerst ausgegangen war.

Es steht unzweifelhaft fest, daß er im polnischen Feldzug von 1807 den Kaiser nachdrücklich darauf hingewiesen hat, sich die hirnverbrannte Schilderhebung des Friedensfürsten Godoy zunutze zu machen. Höchstwahrscheinlich hat er damals im kaiserlichen Zelt zuerst eine Schlußfolgerung formuliert, auf die er sich viel zugute tat, denn ich habe sie wieder und wieder aus seinem Munde vernommen:

„Die Krone Spaniens hat seit Ludwig XIV. der Familie gehört, die in Frankreich herrschte, und die Opfer an Gut und Blut, die die Erhebung Philipps V. auf den spanischen Thron kostete, waren nicht vergebens gebracht, denn dadurch allein war das Übergewicht Frankreichs in Europa gesichert worden. Dies Verhältnis ist also einer der schönsten Bestandteile der Hinterlassenschaft des großen Königs, und dem Kaiser muß dieses Erbe unverkürzt zufallen; er kann, er darf auf keinen einzigen Teil desselben verzichten."

Ich weiß bestimmt, daß Napoleon selber den gleichen Ausspruch getan hat. Sie hatten sich also alle beide diesen Gedankengang zu eigen gemacht: wem von ihnen gehörte er ursprünglich an? Ohne sich bestimmt zu entscheiden, kann man jedenfalls soviel sagen, daß der Gedanke den Stempel Talleyrandschen Geistes trägt und seiner Anschauungsweise entspricht. Seitdem ich die vorstehende Darstellung niederschrieb, habe ich inzwischen, im Jahre 1829, Gelegenheit gehabt, den Briefwechsel zu lesen, den Napoleon von Bayonne aus mit Talleyrand führte. Es geht daraus klar hervor, daß Herr de Talleyrand gegen das vom Kaiser beabsichtigte Vorgehen damals nicht nur nicht das Geringste einzuwenden hatte, sondern im Gegenteil völlig damit einverstanden war. Na-

poleon entwirft in diesem Briefwechsel von den Mitgliedern der spanischen Königsfamilie Porträts, die in einer sehr pikanten Manier gehalten sind. In dem Brief, worin er Herrn de Talleyrand ankündigt, daß Ferdinand nach Valençay geschickt werden solle, rechnet er sorgfältig alle Vorsichtsmaßregeln auf, die gegen einen Fluchtversuch zu treffen seien; er geht in seiner Aufmerksamkeit soweit, sich sogar mit den Zerstreuungen zu beschäftigen, die man dem hohen Gefangenen gestatten könne. Man verschaffte ihm in der Tat verschiedene, und zwar die hauptsächlichste durch eine junge Person, die damals in Herrn de Talleyrands Hause lebte. Dieses Verhältnis wurde Ferdinand bald verdächtig und hatte daher keine so lange Dauer, wie man gewünscht hatte.

Als Napoleon von Bayonne nach Paris abreiste, erhielt Talleyrand zu seiner großen Genugtuung Befehl, ihm bis Nantes entgegenzukommen. Da der Kaiser die Absicht hatte, sich in Erfurt seiner zu bedienen, so wurde er gut aufgenommen, gut behandelt. Als ich ihn bei einem Diner in seinem Hause am Tage seiner Rückkehr sah, war auf seinem Gesicht die vollste Zufriedenheit zu lesen. Er wollte es sich zur Ehre angerechnet wissen, daß zum Aufenthalt der spanischen Fürstlichkeiten sein schönes Schloß Valençay gewählt worden war. Er sprach viel von des Marschalls Bessières großem Siege bei Rio Seco und verglich, wie der Kaiser, denselben mit Berwicks Sieg bei Almanza. „Der eine, wie der andere," sagte er, „haben die Kronen auf dem Haupt des Herrschers gesichert, für die sie erfochten wurden."

Der Erfurter Kongreß ist eines der wichtigsten Ereignisse dieses Zeitabschnittes. Er bot Europa das Schauspiel einer Vereinigung von Souveränen und Staatsmännern, wie man sie sehr selten beisammen gesehen hat, und er hatte das ganz besonders Eigentümliche, daß, trotz dem Glanze dieser Ver-

sammlung, in der so viele Augen offen gehalten wurden, um alles zu beobachten, alles zu entdecken, die von den beiden Kaisern gefaßten Entschließungen fast ganz geheim blieben. Ich bin in der Lage, wenigstens stellenweise den Schleier zu zerreißen, in den damals die wichtigsten Abmachungen gehüllt wurden.

Vorausschicken muß ich, daß bereits seit mehreren Monaten sehr wichtige Verhandlungen, einerseits in St. Petersburg zwischen dem Zaren Alexander und dem französischen Botschafter Caulaincourt, andererseits in Paris zwischen Napoleon und dem russischen Botschafter Romanzoff stattgefunden hatten. Es handelte sich darum, mehrere im Vertrag von Tilsit nur oberflächlich berührte Punkte endgiltig festzustellen, besonders eine Teilung der Türkei oder wenigstens eine Einigung über die Opfer, die man von dem zusammenbrechenden Ottomanenreich verlangen könnte.

Rußland hatte es sehr eilig, der Türkei ein Ende zu machen, besonders Herr von Romanzoff zeigte sich überaus eifrig. Napoleon dagegen wollte Zeit gewinnen. Es paßte ihm nicht, diese orientalische Frage im Ernst aufzurollen, solange er nicht seine spanische Unternehmung zu einem guten Ende geführt hatte; er wandte also jedes Mittel an, um die Unterhandlungen zu hindern und zu verzögern.

So fühlte er z. B. sehr wohl, daß Zar Alexander nicht gut in die gänzliche Vernichtung Preußens einwilligen konnte; er verlangte daher für den Fall, daß die Moldau und die Walachei dem russischen Reiche einverleibt würden, die Abtretung Schlesiens. Was wollte er damit anfangen? Wollte er es mit Polen vereinigen und dachte er vielleicht, er könnte dadurch jederzeit Österreich zwischen zwei Feuer bringen? Denn soviel ist gewiß, daß ihm diese Macht damals ganz besonderen Anlaß zum Groll gab. Er betrachtete sie mit Recht als einen

Feind, der stets bereit wäre, sich mit England zu verbünden und sich gegen ihn zu erklären.

Talleyrand war einige Tage vor dem Kaiser abgereist; dieser selbst traf am 27. September ein paar Stunden vor dem Zaren Alexander in Erfurt ein. Nach und nach kamen die Könige von Sachsen, Bayern, Württemberg und Westfalen (Jérôme Bonaparte), der Bruder des Zaren, Großfürst Konstantin, Prinz Wilhelm von Preußen, die Thronfolger von Bayern, Baden und Hessen-Darmstadt, die Herzöge von Sachsen-Weimar, Sachsen-Gotha und von Holstein-Oldenburg und viele andere Fürstlichkeiten. Die Minister der Großmächte fanden sich ebenfalls ein, und Österreich schickte Herrn von Vincent, in den es volles Vertrauen setzte. Wie es scheint, hatte Kaiser Franz sogar den Wunsch gehabt, höchstselbst zu erscheinen; da indessen die Eröffnungen, die er dem Kaiser Alexander darüber machte, ziemlich kühl aufgenommen wurden, so begnügte er sich damit, Napoleon durch Herrn von Vincent einen Brief überreichen zu lassen, der, wenn möglich, das französische Kabinett wegen der seit einigen Monaten in Österreich betriebenen Rüstungen beruhigen sollte. Die Verstimmung in Paris war allerdings sehr groß gewesen und zu einem Grade gediehen, daß am 15. August der österreichische Botschafter, Herr von Metternich, in öffentlicher Audienz eine jener heftigen Ansprachen erdulden mußte, mit denen Napoleon seinen Ärger, unbekümmert um die Folgen, Luft zu machen pflegte. Man muß indessen zugeben, daß bei diesem Anlaß sein Argwohn wohlbegründet war, denn es hat sich später klar und deutlich herausgestellt, daß schon damals Österreich mit England ein Bündnis geschlossen hatte, das sehr bald zu einem Angriffskriege führte.

Wie dem auch sein mochte, der Brief des Kaisers Franz schien seinen Zweck erreicht zu haben, und Napoleon gab

darauf eine Antwort, die zwar sehr stolz klang, aus der man aber doch schließen konnte, daß die gegebenen Aufklärungen ihn befriedigten.

Der Erfurter Kongreß dauerte bis zum 14. Oktober. Zugunsten des Königs von Preußen erlangte Alexander eine Milderung der letzten Konvention; außerdem waren die Hauptfragen, über die man sich einigte: die Politik, die man England gegenüber zu beobachten hatte, die Verwicklungen Rußlands mit Schweden und der Türkei, endlich die letzten Gebietserwerbungen Napoleons in Italien und auf der spanischen Halbinsel. Die beiden Kaiser hatten gegenseitig nicht nur vollendete Tatsachen gutzuheißen, sondern auch im voraus zu künftigen Plänen ihre Zustimmung zu geben. Die Besitzergreifung Finnlands und die geplante Einverleibung der Moldau und Walachei in das russische Gebiet bildeten einen vollwichtigen Ausgleich für die Einsetzung Josephs in die spanische Königswürde und für die Besetzung italienischer Provinzen durch französische Truppen. Der Besitz Finnlands war schon seit vielen Jahren Gegenstand der Begehrlichkeit des russischen Kabinetts, in dessen Augen er für die Sicherheit der Hauptstadt und der Nordgrenze des Reiches notwendig war. Um sich diesen Besitz zu sichern, scheute es vor keinem Opfer zurück, das ihm selber nichts kostete, und es war sich mit dem anderen Vertragsschließenden darüber einig, daß die Bestimmungen ihrer Abmachungen so spät wie nur irgend möglich veröffentlicht werden sollten. Mit demselben tiefen Geheimnis umhüllte man auch die Beratungen über eine völlige Teilung der Türkei — denn daß davon die Rede war, ist zweifellos.

Veröffentlicht wurde von allen Ergebnissen der Beratungen nur ein Brief Napoleons und Alexanders an den König von England, den sie zur Eröffnung von Unterhandlungen

einluden, um den für die Völker so dringlich notwendigen Frieden herbeizuführen. Im Anschluß an diesen Brief schrieben die Minister Frankreichs und Rußlands an den Minister des Auswärtigen in London, Mr. Canning, es wären von ihren Souveränen Bevollmächtigte ernannt, die sich mit einer von den Abgeordneten Großbritanniens und seiner Verbündeten zu bestimmenden Stadt des europäischen Festlandes begeben würden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Zar sich irgendwelchen Illusionen über den Erfolg eines solchen Schrittes hingegeben hat; Napoleon dagegen hielt ihn ganz sicherlich für vollkommen aussichtslos. Nach dem, was ich damals und später von Männern seiner nächsten Umgebung darüber gehört habe, kann ich versichern, daß ein Eingehen auf den Vorschlag seine politischen Pläne völlig durchkreuzt haben würde. England war übrigens ebensowenig wie er zu friedlichem Vorgehen geneigt; es wich dem Vorschlag aus, indem es verlangte, daß die im Namen Ferdinand VII. in Spanien kriegführende Regierung zu seinen Verbündeten gerechnet und daher zum Kongreß zugelassen würde. Ohne Zögern antwortete der russische Minister des Auswärtigen, der sich damals in Paris befand: eine solche Bedingung sei durchaus unzulässig, sein Herr, der Zar, habe Joseph Bonaparte als König von Spanien anerkannt und sei entschlossen, niemals seine Interessen von denen seines Verbündeten Napoleon zu trennen. In dieser Antwort wurden die Spanier, die im Namen Ferdinands VII. kämpften, als Rebellen bezeichnet.

Der Anteil, den an allen diesen Erfurter Verhandlungen und an ihrem Ergebnis Herr de Talleyrand hatte, ist nicht ohne Interesse. Er hat es selber für angezeigt gehalten, eine Darstellung von der Zusammenkunft der beiden Monarchen niederzuschreiben, und diese Darstellung habe ich in Händen gehabt. Wenn ich ihr auch nicht vollen Glauben beimesse, so

frappierte mich doch unwillkürlich die Unbefangenheit gewiſſer Geſtändniſſe, die mir beſonders deshalb glaubwürdig ſind, weil er zur Zeit, als er ſie niederſchrieb, in den Tatſachen, die ſie enthüllen, beſondere Anſprüche auf die Dankbarkeit der Bourbonen zu beſitzen glaubte. Nach Talleyrands Darſtellung hätte er ſchon in Erfurt den Kaiſer Napoleon zu verraten begonnen und wäre zum Zaren Alexander in jene Beziehungen getreten, die ſeither ſo wichtige Folgen gezeitigt haben.

Talleyrand ſtellt den Hergang folgendermaßen dar: Er war vom Kaiſer vor der Abreiſe aus Paris beauftragt, den Entwurf des Übereinkommens auszuarbeiten; auf Napoleons Geheiß mußte er trotz ſeinen Vorhaltungen mehrere gegen Öſterreich gerichtete Maßnahmen hinzufügen, aus denen hervorging, daß er den völligen Untergang dieſes Staates plante. Die erſten Tage nach der Ankunft in Erfurt vergingen mit Beſuchen und Feſten, vor denen man nicht zur Behandlung der ſchwebenden Angelegenheiten kam. Napoleon wollte damit nicht anfangen, ehe er ſicher war, daß der große Zauber ſeiner Perſönlichkeit, dem er in Tilſit ſo außerordentliche Erfolge zu verdanken gehabt hatte, wieder auf den Zaren zu wirken begann. Er hatte Herrn de Talleyrand wiſſen laſſen, er wolle keinen Vermittler zwiſchen ſich und ſeinem erlauchten Verbündeten, und alle Beſprechungen und Verhandlungen ſollten von Mund zu Munde geführt werden.

Dies konnte Herrn de Talleyrand durchaus nicht paſſen, da ihm vor allem daran lag, ſeine perſönliche Bedeutung zu erhöhen. Der Zufall kam ſeinen Wünſchen zu Hilfe. Er begegnete eines Abends im Salon der Fürſtin Thurn und Taxis dem Zaren. Die Unterhaltung des franzöſiſchen Höflings konnte nicht verfehlen, auf den ruſſiſchen Herrſcher einen ſehr angenehmen Eindruck zu machen. Bald wurde es ihnen

beiden zur Gewohnheit, sich jeden Abend zu treffen, und so sahen sie sich täglich, solange die Verhandlungen dauerten.

Herr de Talleyrand hatte wohlweislich Sorge getroffen, Napoleon zu überreden, daß er seinen zwanglosen Verkehr mit dem Zaren nur im Interesse des französischen Kaisers ausnütze. In Wirklichkeit aber diente ihm dieser Verkehr — wenn man seiner eigenen Darstellung Glauben schenkt — nur dazu, den Zaren in seinem Widerstand gegen die auf eine Erniedrigung, ja auf eine Unterjochung Österreichs bezüglichen Vorschläge zu bestärken. „Die Existenz Österreichs," so wiederholte er unaufhörlich, „ist unerläßlich für die Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichtes, und dieses ist eine politische Notwendigkeit."

Es kam so weit, daß Talleyrand selber dem Zaren die Antwort auf Napoleons Vorschlag eines Vertrages aufsetzte, und daß diese Antwort die Einschränkung der französischen Forderungen auf die oben genannten Bestimmungen zur Folge hatte. Der Lohn für diesen außerordentlichen Dienst bestand darin, daß Talleyrand bei seiner letzten Zusammenkunft mit dem Zaren von diesem das Versprechen erhielt, bei der Bewerbung von Talleyrands Neffen, Edmond de Perigord, um die jüngste Tochter der Herzogin von Kurland als Freiwerber aufzutreten. Er machte besonders auf den Vorteil aufmerksam, daß für die geheimen Beziehungen, deren Fortführung ihm sehr am Herzen lag, die Herzogin von Kurland eine sichere, bequeme und über jeden Verdacht erhabene Vermittlerin sein würde. Er hat also nach seinem eigenen Eingeständnis Napoleon in Erfurt rundweg verraten.

Verdient nun diese Darstellung volles Vertrauen? Ist sie nicht etwa nach der Restauration zurechtgemacht, um einen besonders alten Anspruch auf die Dankbarkeit der neuen Machthaber zu begründen? Einem Mann gegenüber, den sein Ge-

wissen stets sehr wenig geplagt hat, ist ein solcher Verdacht wohl begreiflich, und es ist nicht übermäßig unwahrscheinlich, daß Herr de Talleyrand sich eines Verrates rühmen könnte, den er gar nicht begangen hatte, sobald er irgendeinen Vorteil davon erwartete. Ich muß indes in diesem Fall mich dem Glauben zuneigen, daß seine Erzählung wahrheitsgetreu ist. Denn ich habe später mit eigenen Augen gesehen, daß er im Jahre 1814 mit dem Zaren auf Grund alter Beziehungen wieder in Verbindung trat. Außer der Herzogin von Kurland hatte er noch einen ständigen Vermittler in der Person des Herrn von Nesselrode, der unter Herrn von Tolstoi als erster Botschaftssekretär in Paris wirkte. Ich weiß bestimmt, daß Herr von Nesselrode mit einem besonderen Beglaubigungsschreiben an Talleyrand ankam.

Nun könnte man fragen, woher bei einem so hohen Würdenträger der napoleonischen Regierung die große Teilnahme an dem Schicksal Österreichs käme, und warum er sich verpflichtet glauben konnte, in Erfurt so warm zugunsten jenes Landes einzutreten. Denn anzunehmen, daß ihm wirklich an der Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichts etwas gelegen gewesen sei, das wäre wirklich ein bischen zu naiv. Der wahre Grund war, wenn ich mich nicht täusche, folgender:

Er wollte, wie ich bereits sagte, wieder unentbehrlich werden, und dazu war es gut, wenn die Hindernisse, die sich den Plänen seines Souveräns in bezug auf die Herrschaft über Deutschland entgegenstellten, nicht sämtlich beseitigt wurden. Dazu kam noch, daß Herr de Talleyrand seine besten Geschäfte stets mit Österreich gemacht hatte; er verdankte den Verhandlungen mit dieser Macht den größten Teil seines Vermögens, denn kein Kabinett weiß besser als das Wiener zur rechten Zeit die notwendigen Opfer zu bringen. Von diesen

beiden Gesichtspunkten aus mußte also Österreich um jeden Preis gestützt werden, auch um den Preis eines neuen Krieges.

Napoleons Entschluß, in seinem Gefolge Herrn de Talleyrand mitzunehmen, war ein Fehler. Er hatte ihn durchaus nicht nötig und trieb entschieden sein Vertrauen gegenüber dem ihm als so gefährlich bekannten Manne zu weit, da ihm dessen geheime Unzufriedenheit kein Geheimnis sein konnte.

Fünftes Kapitel.

Napoleon in Spanien. — Österreichische Rüstungen. — Unvorsichtige Reden Talleyrands. — Versöhnung zwischen Fouché und Talleyrand. — Hochverräterische Pläne. — Murats Ehrgeiz. — Napoleons schleunige Rückkehr nach Paris. — Talleyrand fällt in Ungnade. — Schrecklicher Zornausbruch Napoleons. — Der Feldzug von 1809. — Neue Schwächung des besiegten Österreichs. — Die Scheidung von der Kaiserin Josephine. — Geheime Vorgänge bei der Kaiserkrönung. — Die letzte Abendgesellschaft bei der Kaiserin Josephine. — Meine Ernennung zum Staatsrat. — Die neuen Heiratspläne des Kaisers. — Verhandlungen in St. Petersburg. — Annahme der Werbung um die Hand der Großfürstin Anna. — Befürchtungen des Wiener Kabinetts. — Die Erzherzogin Marie Louise wird dem Kaiser Napoleon als Gemahlin angeboten. — Eine Sitzung des Kronrates. — Entschluß zugunsten der Erzherzogin. — Napoleons erste Begegnung mit Marie Louise. — Die Trauung im Louvre. — Stummer Protest von dreizehn Kardinälen gegen die neue Ehe. — Das Verhältnis zum russischen Hofe.

Am 4. Dezember 1808 rückten die vom Kaiser selbst befehligten französischen Truppen in Madrid ein. Um mit solcher Schnelligkeit vordringen zu können, hatte Napoleon nicht weniger als drei Siege erfechten müssen. Diese Siege waren vollständig gewesen, und die Spanier hatten nur schwachen Widerstand geleistet. Sie hatten aber gewaltige Menschenmassen ins Gefecht geschickt, und dies war immerhin ein Beweis, daß fast die ganze Bevölkerung an dem Widerstand gegen die Eindringlinge teilnahm, daß sonach auf ein baldiges Ende des Krieges nicht zu rechnen war.

Das englische Heer, das zur Unterstützung der aufständischen Spanier geschickt worden war, zog sich bald nachher, vom Marschall Soult bedrängt, nach Coruña zurück. Napoleon selbst war nach Frankreich zurückgekehrt; schon am 23. Januar 1809 befand er sich wieder in seinem Tuilerienpalast. Welcher Anlaß hatte ihn wohl zwingen können, so Hals über Kopf nach seiner Hauptstadt zurückzukehren, während die Unterwerfung Spaniens noch eine völlig ungelöste Aufgabe war? Trotz den beruhigenden Versicherungen, die Österreich ihm in Erfurt hatte geben lassen, konnte es ihm nicht lange verborgen bleiben, daß die Rüstungen in jenem Lande mit einem Eifer fortgesetzt wurden, der auf sehr ernste Absichten schließen ließ. Auf Antreiben Englands schickte Österreich sich an, Napoleons Abwesenheit zu benutzen, um Bayern zu besetzen, den Krieg an die Ufer des Rheins zu tragen und Deutschland zu befreien.

Die bisher in den deutschen Landschaften stehenden französischen Truppen waren an Zahl und an Güte beträchtlich geschwächt, da der Kaiser die Elite seiner Bataillone über die Pyrenäen hatte führen müssen. Die Gelegenheit zu einer so großen Unternehmung war so schön, daß man sie kaum durfte vorübergehen lassen. Es ist keine Frage, daß Napoleon in diesem Augenblick in die höchste Unruhe versetzt wurde.

Es war aber nicht der von Österreich drohende Angriff allein, was ihm Sorge machte. Im Schoße seiner eigenen Regierung in Paris gingen Intriguen um, die auf die gefährlichsten Absichten schließen lassen mußten. Napoleon hatte kaum die Pyrenäen überschritten, als schon Herrn de Talleyrands Ärger und Unzufriedenheit offen zutage traten. Er gefiel sich in den düstersten Unglücksprophezeiungen; unter anderem sprach er auch die damals übrigens ziemlich verbreitete Ansicht aus, daß der Kaiser wohl schwerlich der Rache der Spanier ent-

gehen würde. Damals hörte ich ihn zum erstenmal — es war auf einer Gesellschaft im Hause meiner Verwandten — offen Napoleons Verhalten in Bayonne tadeln. Der Grund des Umschlages in Talleyrands Ansichten war die ihm sehr bald nach den Erfurter Tagen gekommene Erkenntnis, daß sein früherer Einfluß auf die Entschließungen des Herrschers unwiderbringlich verloren war. Es ist indessen bemerkenswert, daß er damals noch nicht den spanischen Eroberungszug als solchen tadelte, sondern nur die Art und Weise, wie Napoleon sich in dieses Abenteuer gestürzt hatte.

„Daß man die bourbonische Dynastie aus Spanien verjagen wollte, das war das einfachste Ding von der Welt, und vielleicht auch das notwendigste, um die Herrschaft der napoleonischen Familie fest zu sichern. Aber wozu alle diese Listen, Kunstgriffe, Treulosigkeiten? Warum nicht einfach den Krieg erklären? An Vorwänden dazu hätte es doch nicht gefehlt! In diesem Kriege würde die spanische Nation völlig neutral geblieben sein. Sie war sogar für Napoleons Ruhm geradezu begeistert und hätte ohne das mindeste Bedauern ihre heruntergekommene Dynastie stürzen sehen. Nach ein paar schwach bestrittenen Gefechten des regulären Heeres hätte die ganze Halbinsel mit Freuden das Szepter eines Hauses anerkannt, das bereits in Frankreich so glorreich an die Stelle jener Dynastie getreten war, die einst Spanien seinen fünften Philipp gegeben hatte. So hätte Napoleon mit leichter Mühe die ganze Erbschaft Ludwigs XIV. an sich bringen können."

Sicherlich zeugten die Bemerkungen von einer sehr gesunden Auffassung der ganzen Sachlage, und ihre Richtigkeit ließ sich kaum bestreiten. Aber gerade darum mußten sie Napoleon tief verletzen, zumal da sie aus dem Munde seines früheren Ministers, eines Großwürdenträgers seines Reiches kamen. Hätte Herr de Talleyrand nur in dem kleinen Kreise,

mit dem er im Hause der Mme. Rémusat verkehrte, seinen Gefühlen freien Lauf gelassen, so wäre die Gefahr seiner Indiskretion nicht allzu groß gewesen. Aber er hielt auch seinen zahlreichen anderen Bekanntschaften gegenüber nicht mit der Sprache zurück, und darunter waren viele Leute, vor denen er sich hätte in acht nehmen sollen. Bald waren seine Gedanken all den Parisern, unter denen sich der Kreislauf der ins Ohr geflüsterten Neuigkeiten vollzieht, kein Geheimnis mehr, und natürlich dauerte es nicht lange, bis auch dem Kaiser die Kunde davon zugetragen wurde. Er war in der Tat noch nicht einmal nach Madrid gekommen, als er schon die Nachricht erhielt, und ein paar Tage darauf wurde ihm eine zweite Mitteilung gemacht, die ihn zu den ernstesten Erwägungen führen mußte: Talleyrand und Fouché hatten sich nach jahrelangem Hader plötzlich versöhnt!

Augenscheinlich betrachteten beide die Sachlage von demselben Gesichtspunkt aus; sie hatten jedes Vertrauen auf Napoleons Glück verloren und sich gesagt, wenn er scheitern sollte, so wären sie allein in der Lage, über die Zukunft des Reiches zu bestimmen; sie müßten also die Erbfolge so regeln, wie es ihrem persönlichen Vorteil am meisten entspräche. Aber um dieses Ziel zu erreichen, mußten sie sich verständigen, mußten ihre Hilfsmittel vereinigen und auf eine Feindschaft verzichten, die nicht mehr zeitgemäß war. Sie waren also einander entgegengekommen, und der letzte Schritt der Annäherung hatte sich, wenn ich mich nicht irre, durch Vermittlung des Herrn d'Hauterive vollzogen, der als alter Oratorianer stets in guten Beziehungen zu seinem früheren Kongregationsbruder Fouché geblieben war. Hauterive hatte ganz gewiß keine Ahnung von der Tragweite des Ereignisses, an dessen Zustandekommen er mitarbeitete; er hatte nur dem ihm eigentümlichen Bedürfnis nachgegeben, sich ein bischen in alles

hineinzumischen; er glaubte Wunders was fertig gebracht zu haben, indem er zu einer Aussöhnung beitrug, die nach seiner Meinung die Ruhe des Landes sichern und dem Kaiser sehr angenehm sein mußte.

Das Erstaunlichste an der unerwarteten Verbindung war die Art und Weise, wie sie von den beiden Hauptpersonen, die doch sehr vorsichtig hätten sein sollen, öffentlich in Szene gesetzt wurde. Sie mußten sich entweder in ihrer Eintracht für sehr stark halten oder sehr bestimmt auf den Sturz des Kaisers rechnen. Ich erinnere mich noch des Eindrucks, den es machte, als auf einer glänzenden Abendgesellschaft bei Herrn de Talleyrand plötzlich Fouché den Salon betrat. Kein Mensch wollte seinen Augen trauen; aber die beiden Herren gingen in der Kundgebung ihres guten Einvernehmens noch weiter, indem sie den ganzen Abend über Arm in Arm von einem Zimmer ins andere gingen. Napoleon erhielt die Nachricht von dem Vorfall sofort durch seinen Generalpostmeister Herrn de Lavalette, der durch seine Heirat mit Josephinens Nichte, Mlle. de Beauharnais, der kaiserlichen Familie verschwägert war. Dieser kluge und geistvolle Mann sah damals die Lage des Kaiserreichs als sehr gefährdet an und mußte daher der unerwarteten Verbrüderung zweier so gefährlichen Leute wie Talleyrand und Fouché die größte Wichtigkeit beilegen. Bald konnte er Napoleon eine Tatsache mitteilen, durch die seine Befürchtungen bestätigt und die Geheimnisse der Intrigue plötzlich in ein helles Licht gesetzt wurden.

Ich habe die Beweise für diese Tatsache allerdings nicht in Händen gehalten, die Mitteilungen jedoch, die ich später aus dem Munde des Herrn de Lavalette und des Herzogs von Rovigo darüber erhielt, lassen mich an der Richtigkeit nicht zweifeln. Der Plan war folgender: Für den Fall, daß

Napoleon sterben sollte, galt es vor allen Dingen, sofort im ersten Augenblick einen Mann auf seinen Platz zu setzen — unter Vorbehalt etwaiger späterer anderer Entschlüsse. Die beiden neuen Freunde warfen ihre Augen auf Murat, der gerade eben zum König von Neapel erhoben war, in seiner wahnwitzigen Eitelkeit aber mit dieser Stellung wenig zufrieden war, da er bestimmt auf die spanische Krone gerechnet hatte. Er glaubte nämlich, er allein sei fähig, dieselbe zu tragen, er habe sogar ein Recht darauf in Anbetracht seines tatkräftigen Vorgehens in Madrid zur Zeit der Bayonner Verhandlungen. Er hatte ja in der Tat einen Aufruhr in der Hauptstadt auf furchtbare Weise niedergeworfen und gerade dadurch mächtig dazu beigetragen, daß die ganze Halbinsel sich erhoben hatte!

Fouché hatte stets sehr enge Beziehungen zu Murat unterhalten und machte sich anheischig, ihn wie eine Puppe zu lenken. Herrn de Talleyrand war er deshalb recht, weil er noch leichter zu stürzen als zu erheben schien; jedenfalls war der schlaue Diplomat vollkommen sicher, daß Murats Vorhandensein ihn nicht lange genieren würde. Murats Gattin, Napoleons Schwester, war von einem so maßlosen Ehrgeiz beseelt, daß sie zu allem zu bringen war. Sie hat dies späterhin genugsam bewiesen. Man gab also dem neuen König von Neapel zu wissen, er möge sich bereit halten, auf den ersten Wink zu kommen, um in Frankreich die hohe Aufgabe zu erfüllen, die seiner harre. Der Brief oder der Bote, der ihn trug, wurde in Italien vom Prinzen Eugen abgefangen, der ohne Zweifel von Herrn de Lavalette zu peinlichster Achtsamkeit aufgefordert war. Der Vizekönig berichtete, ohne einen Augenblick zu verlieren, alle Einzelheiten seiner Entdeckung nach Spanien an Napoleon, und der Kaiser kehrte mit solcher Schnelligkeit nach Paris zurück, daß er an mehreren Stellen,

wo die Wege schlecht waren, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit zu Pferde stieg.

Im ersten Augenblick glaubte man in Paris allgemein, er sei nur durch die drohenden Verwicklungen mit Österreich zurückgerufen. Das Zorngewitter wegen der Ränke der Herren Talleyrand und Fouché entlud sich erst fünf oder sechs Tage später. Offenbar hatte er sich erst selber von der Richtigkeit der ihm hinterbrachten Meldungen überzeugen wollen; obendrein ließ er die Beteiligung Fouchés ganz unbeachtet, sondern hielt sich nur an Talleyrand. Ein Wechsel in der Leitung der Polizeiangelegenheiten ist stets mißlich, weil es in der Natur der Sache liegt, daß viele Fäden noch in der Hand des verabschiedeten Ministers verbleiben. Napoleon wollte also erst alle Vorkehrungen treffen, damit er den Groll Fouchés nicht mehr zu fürchten brauchte. Außerdem wollte er nicht in dem Augenblick, wo ein neuer Feldzug in Deutschland bevorstand, einen wichtigen Teil seiner inneren Verwaltung in Unordnung bringen. Talleyrand dagegen hatte kein bestimmtes Amt; auf ihn ließ der Kaiser daher ohne Bedenken die volle Schwere seines Zornes niederfallen. Die erste Ankündigung davon brachte der Moniteur vom 30. Januar; das Blatt meldete, daß die Würde des Großkämmerers auf Herrn de Montesquieu übertragen sei. Sie war demnach Herrn de Talleyrand entzogen worden, der sie seit der Einrichtung des kaiserlichen Hofstaates bekleidet hatte. Der Wechsel wurde allerdings damit begründet, daß Talleyrand das Amt nur provisorisch versehen habe; indessen lag es klar zutage, daß er in Ungnade gefallen war, und es ließ sich denn auch kein Mensch durch einen so durchsichtigen Vorwand täuschen.

Zudem wurde sehr schnell bekannt, daß dieser Verfügung eine äußerst heftige Szene vorausgegangen war. Der Kaiser hatte in Anwesenheit mehrerer Großwürdenträger und fast

aller Miniſter im Thronſaal Herrn de Talleyrand wie einen ganz erbärmlichen Menſchen heruntergemacht und ihn mit Vorwürfen, ja mit Schimpfwörtern aller Art überhäuft. Ich erfuhr den Vorfall noch an demſelben Abend von Mme. de Rémuſat, die aus Herrn de Talleyrands eigenem Munde eine Schilderung der ihm widerfahrenen Unbilden erhalten hatte. Der ſchreckliche Auftritt iſt mir mehrere Jahre ſpäter in übereinſtimmender Weiſe, aber mit noch mehr Einzelheiten, von Herrn Decrès erzählt worden, der als Miniſter Augen- und Ohrenzeuge geweſen war. Er iſt um ſo glaubwürdiger, weil er damals trotz der Ungnade des Kaiſers den Verkehr mit Herrn de Talleyrand nicht abbrach. Eins vor allem war ihm ſo ſehr aufgefallen, daß er ſelbſt nach Ablauf einer ſo langen Zeit es noch immer unbegreiflich fand: das war die anſcheinende Unempfindlichkeit des Ausgeſcholtenen, der beinahe eine halbe Stunde lang, ohne ein Wort zu entgegnen, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, einen Strom von Schmähworten über ſich ergehen ließ, wie ſie an gleichem Ort und unter ſolchen Perſönlichkeiten wohl niemals gehört worden ſind.

„Sie ſind ein Spitzbube, ein Elender, ein Menſch ohne Treu und Glauben! Sie glauben nicht an Gott; Sie haben Ihr ganzes Leben lang alle Ihre Pflichten verletzt, haben alle Welt getäuſcht und verraten; für Sie gibt es nichts Geheiligtes, Sie würden Ihren leiblichen Vater verkaufen. Ich habe Sie mit Wohltaten überhäuft und doch ſind Sie mir gegenüber zu allem fähig. Seit zehn Monaten z. B. ſagen Sie in der ſchamloſeſten Weiſe jedem, der es hören will, Sie hätten meine ſpaniſche Unternehmung ſtets gemißbilligt, während doch gerade Sie mich zuerſt auf den Gedanken gebracht und mich fortwährend zu deſſen Ausführung angetrieben haben. So reden Sie, weil Sie jetzt, allerdings ganz ohne alle Urſache,

denken, meine Angelegenheiten in Spanien ständen schlecht. Und wie wars mit dem Mann, mit jenem Unglücklichen" — (hiermit meinte er den Herzog d'Enghien) — „wer hat mir seinen Aufenthaltsort mitgeteilt? Wer hat mich aufgestachelt, sein Blut zu vergießen? Welches sind denn eigentlich Ihre Absichten? Was wollen Sie? Worauf hoffen Sie? Erkühnen Sie sich doch, es frei herauszusagen! Sie verdienten, daß ich Sie zerbräche wie ein Glas; ich könnte es, aber ich verachte Sie zu sehr, um mir die Mühe zu machen."

Dies ist im wesentlichen der Inhalt der Worte, die Talleyrand während dieser fürchterlichen halben Stunde anhören mußte. Ohne Zweifel war sie auch ihm fürchterlich, denn allen anderen Anwesenden war sie so peinlich, daß sie noch späterhin nur mit Entsetzen davon sprachen. Und trotzdem ist der so unwürdig behandelte Mann bei Hofe geblieben, hat seinen Rang unter den höchsten kaiserlichen Würdenträgern behalten! Wenn er auch Napoleons Person etwas ferner stand als zuvor, so war er doch den Staatsgeschäften nicht ganz entfremdet, und es dauerte nicht lange, so wurde er bei einem Anlaß von höchster Wichtigkeit von neuem als Ratgeber seines Souveräns berufen. Napoleon mußte doch, als er ihn so schnöde behandelte, fühlen, daß er sich in Talleyrand einen unversöhnlichen Feind schuf; warum also hat er ihn nicht vollends vernichtet? Eine derartige Inkonsequenz läßt sich nur durch die übertriebene Zuversicht Napoleons auf seine Kraft, auf sein Glück erklären, vielleicht auch durch seine Verachtung eines Geschöpfes, das er unter die Füße getreten hatte. Übrigens gehörte es auch zu den Grundsätzen seiner Politik, keinen von den Männern, die ihm einstmals große Dienste geleistet, die an seiner Thronbesteigung mitgearbeitet hatten, jemals gänzlich fallen zu lassen. Der Lauf der Ereignisse hat allerdings Napoleons Berechnungen zu-

nichte gemacht, man muß indeſſen anerkennen, daß es eines unmöglich vorauszuſehenden Umſchlags des Glücks bedurfte, um Talleyrands offenen Abfall von des Kaiſers Sache herbeizuführen. Er wartete geduldig lange Zeit, ehe er den Gefühlen des Haſſes und der Rachſucht, von denen er ſicherlich beſeelt war, freien Lauf ließ.

Napoleons Sieg bei Eggmühl machte Öſterreichs Pläne zuſchanden. Die Schlacht war beſonders dadurch bemerkenswert, daß das ſiegreiche Heer zum größten Teil aus bayeriſchen und württembergiſchen Truppen beſtand; unter Napoleons Befehl wurden die Bundesgenoſſen ebenfalls kriegstüchtig wie die Franzoſen. Wien wurde eingenommen, und die italieniſche Armee rückte unter der Führung des Vizekönigs Eugen heran, um ſich mit der großen Armee zu vereinigen, deren rechten Flügel ſie bilden ſollte. Um Öſterreichs Unglück voll zu machen, erklärte auch Rußland ihm den Krieg; dies war eine Antwort auf den Einmarſch der Öſterreicher in das Großherzogtum Warſchau. Es folgte der für Napoleons Waffen unglückliche Tag bei Eßling und einen Monat darauf der Sieg bei Wagram, der binnen wenigen Tagen zu einem Waffenſtillſtand führte, obgleich der geſchlagene Erzherzog Karl ſich in guter Ordnung zurückgezogen hatte und noch immer als ein ſehr gefährlicher Gegner gelten mußte. Die Friedensunterhandlungen wurden ſofort eröffnet, die Verträge aber erſt am 18. Oktober ausgewechſelt. Öſterreich mußte an Frankreich Trieſt und alle Beſitzungen an der adriatiſchen Küſte abtreten, an Bayern einen recht bedeutenden Landſtrich überlaſſen, das Großherzogtum Warſchau durch einen Teil Galiziens vergrößern und dem Kontinentalſyſtem beitreten.

Rußland nahm zum Lohn für ſeine unbedeutende Mitwirkung ohne Erröten ein Gebiet mit 400 000 Seelen an;

auch diese Vergrößerung erfolgte auf Kosten der polnischen Provinzen Österreichs. Es gehörte zu Napoleons wohlerwogener Politik, das russische Reich immer mehr den übrigen Staaten Europas zu entfremden. Indessen der Zweck des geschickten Manövers wurde doch nicht erreicht. Die gleichzeitige Vergrößerung des Großherzogtums Warschau war nicht geeignet, den Zaren zu befriedigen, ihn beunruhigte im Gegenteil die Befürchtung, daß die Wiederherstellung Polens geplant sei. Dieser Keim der Unzufriedenheit sollte sich später entwickeln und die Entschließungen des Petersburger Kabinetts wesentlich beeinflussen.

Der Kaiser kehrte vom deutschen Kriegsschauplatz nicht sofort nach Paris zurück, sondern machte in Fontainebleau Halt und verweilte dort bis Mitte November. In meiner Eigenschaft als Mitglied des Staatsrates konnte ich mich nicht vom Erscheinen entbinden, sondern mußte mich unter die sehr beträchtliche Menge mischen, die durch Amtspflichten oder durch den Wunsch, dem Kaiser den Hof zu machen, nach Fontainebleau geführt wurde; ich wurde dort Zeuge der ersten Anfänge jener Umtriebe, die zu einem der wichtigsten Ereignisse der Zeitgeschichte führen sollten. Ich meine Napoleons Scheidung von Josephine.

Die Schwierigkeiten, die sich den Befürwortern der Scheidung, d. h. den meisten Großwürdenträgern der Krone und fast allen Mitgliedern der napoleonischen Familie entgegenstellten, waren sehr bedeutend. Josephine hatte sich dem General Bonaparte hingegeben, als noch kein Anzeichen auf sein hohes Glück schließen ließ; ihr liebenswürdiger Geist hatte viele Schwierigkeiten auf seinem Wege geebnet und manchen Neider und manchen Feind zum Anschluß an ihn vermocht; sie schien mit einem Wort eine Art Schutzengel zu sein, der über seinem Geschick wachte. In dieser letzteren Hinsicht schien

in Napoleons Zuneigung zu seiner Gattin ein abergläubischer Instinkt hinüberzuspielen, der durch die Ereignisse nur zu sehr gerechtfertigt worden ist. Bei seiner Krönung ist ein sehr eigentümlicher und sehr wenig bekannter Umstand zu bemerken, woraus hervorgeht, wie schwer es ihm wurde, den Wünschen der geschickten und verführerischen Gefährtin zu widerstehen, die ungeachtet aller gegenseitigen Untreue, doch immer der bevorzugte Gegenstand seiner Neigung blieb. Seine Ehe mit ihr war nur vor der bürgerlichen Behörde vollzogen worden; der Papst verlangte, daß sie die kirchliche Weihe erhielte, widrigenfalls es ihm unmöglich sein würde, die Kaiserin gleichzeitig mit dem Kaiser zu krönen. Napoleon wies diese Forderung fast bis zum letzten Augenblick zurück, vielleicht sah er darin ein tadelndes Urteil über seine Vergangenheit, vielleicht hatte er auch eine Abneigung dagegen, ein Band unauflöslich zu machen, dessen Zerreißung eines Tages ein Gebot der Politik werden konnte. Vielleicht hatte er auch Josephine im Verdacht, den Papst zu seinem Verlangen angestiftet zu haben. Wie dem auch sei — er mußte nachgeben, und ich weiß bestimmt, daß er in der Nacht vor seiner Krönung in seinem Kabinett und ohne Zeugen vom Kardinal Fesch kirchlich getraut wurde. Der Kardinal gab dann dem Papst die Versicherung, daß die heilige Handlung vollzogen sei. Diese Einzelheiten stehen für mich unzweifelhaft fest, denn ich weiß sie durch Herrn Portalis, dessen Vater damals Kultusminister war und als Mittelsperson bei allen Verhandlungen und Abmachungen mit Seiner Heiligkeit diente.

Nachdem indessen fünf Jahre später Napoleon den ernstlichen Entschluß gefaßt hatte, seine Ehe aufzulösen, war Josephinens Widerstand bald besiegt. Schon am 16. Dezember empfing der Senat eine kaiserliche Botschaft, daß Napoleon und Josephine in freier Übereinstimmung beschlossen hätten,

ihre Ehe aufzulöſen. Als einziger Grund für dieſen Entſchluß war die Notwendigkeit angegeben, dem Reich um ſeiner Sicherheit und Wohlfahrt willen einen Leibeserben zu hinterlaſſen, den Napoleon von ſeiner derzeitigen Gattin nicht erwarten könnte. Joſephinens Sohn, dem Prinzen Eugen, wurde bei dieſer Gelegenheit eine bittere Pflicht auferlegt. Er war gleichzeitig auch Napoleons Adoptivſohn, und dieſer hielt es für angemeſſen, ihn zum Mitglied des Senats zu ernennen. Die erſte Sitzung, an welcher er auf ausdrücklichen Befehl des Kaiſers teilnahm, fand gerade an dem Tage der Beratung ſtatt, die in ſo ſchmerzlicher Weiſe in das Leben ſeiner Mutter eingriff. Er mußte ſogar als erſter das Wort ergreifen, indem er ſein Einverſtändnis und zugleich das ſeiner Schweſter, der Königin von Holland, erklärte.

Es war leicht, den Senatsbeſchluß zu erhalten, die die Ehe für aufgelöſt erklärte. Aber damit war noch nicht alles getan; die Bande der Religion blieben noch in voller Stärke beſtehen, und um ſeine Abſichten zu erreichen, mußte ſich Napoleon unbedingt von dieſen befreien. Im Moniteur vom 14. Januar 1810 ſtand zu leſen, daß die biſchöfliche Behörde der Hauptſtadt nach Anhörung von Zeugen und nach eingehender Unterſuchung das geiſtliche Band der kaiſerlichen Ehe für null und nichtig erklärt, und daß der Erzbiſchof von Paris am 12. Januar dieſe Entſcheidung beſtätigt habe. Später erfuhr man, ſie ſei damit begründet geweſen, daß die Ehe ohne Zeugen und nicht vor dem Pfarrer der Gemeinde geſchloſſen worden, daß ſie daher nach den Beſtimmungen des Konzils von Trient ungültig ſei.

Niemals vielleicht befanden ſich Hofleute in einer peinlicheren Verlegenheit als damals. Man ſagte ſich, daß der Entſchluß des Herrn gutgeheißen werden müſſe, daß Joſephine aber immer noch eine einflußreiche Stellung bewahren

werde. Ihr den Rücken zu kehren, werde als nicht sehr ehrenhaft gelten, und der Kaiser, der eine unzweifelhafte Neigung für sie hege, werde wahrscheinlich verletzt sein, wenn man sich allzu eilfertig von der gestürzten Kaiserin lossage. Andererseits war zu bedenken, daß die neue Kaiserin jedenfalls einen ganz neuen Hofstaat erhalten würde. Da galt es also aufzupassen, um sich die vielumworbenen Stellungen, die dabei abfielen, nicht entgehen zu lassen!

Niemals werde ich den letzten Abend vergessen, an welchem die verstoßene Kaiserin noch die Honneurs ihres Hofes machte. Am nächsten Tage sollte die amtliche Verkündigung der Scheidung erfolgen. Es fand großer Cercle statt, ein Souper wurde in üblicher Weise in der Dianagalerie auf zahlreichen kleinen Tischen aufgetragen. Josephine saß an dem Tisch in der Mitte, und Herren und Damen defilierten bei ihr vorbei, um von ihr jene anmutige Kopfneigung zu erhaschen, womit sie bekannte Personen zu begrüßen pflegte. Ich verweilte einige Minuten in geringer Entfernung von ihr und bewunderte unwillkürlich ihre ungezwungene Sicherheit inmitten all dieser Leute, die sie noch einmal mit ihren Huldigungen umdrängten, die aber ohne Ausnahme wußten, daß es zum letztenmal geschähe, daß binnen einer Stunde die Kaiserin von ihrem Thron herabsteigen und den Palast auf Nimmerwiedersehen verlassen würde. Nur Frauen vermögen über die Schwierigkeiten einer derartigen Lage hinwegzukommen, aber ich zweifle, ob man eine zweite hätte finden können, die sich mit einer so vollendeten Anmut und Sicherheit ihrer Aufgabe erledigt hätte. Napoleons Haltung war weniger gut als die seines Opfers.

Am 8. Februar wurde ich endlich zum Staatsrat ernannt. Ich erwähnte bereits, wie geringe Gunst ich bis dahin ge-

nossen hatte. Indessen hoffte ich auf eine baldige Beförderung, die ich verdient zu haben glaubte. Ich war also überaus enttäuscht, als ich am 6. Februar im ‚Journal des Débats' las, daß der Auditeur und kaiserliche Kabinettssekretär Monnier zum Requêtenmeister und der Turiner Präfekt, Alexandre de Lameth, zum Staatsrat ernannt seien. In der Lebhaftigkeit meines Verdrusses eilte ich zum Erzkanzler, mit dem festen Entschluß, meinen Abschied zu erbitten. Er sprach mir beruhigend zu und sagte, er würde mit dem Kaiser darüber reden. Er begab sich in die Tuilerien, erhob selbstverständlich gegen die Ernennungen der beiden Herren keine Einwendung, sprach aber sein aufrichtiges Bedauern darüber aus, daß er nicht gleichzeitig auch von der Beförderung des Herrn Pasquier vernommen habe, dessen Anrechte nicht geringer seien als die des Herrn de Lameth. Er fügte hinzu, diese Übergehung werde auf den gesamten Staatsrat einen peinlichen Eindruck machen.

„Und wer hat Ihnen denn gesagt," antwortete Napoleon, „daß ich einen neuen Staatsrat ernannt habe?" — „Die Ernennungen," erwiderte Herr de Cambacérès, „stehen in der Nummer des ‚Journal des Débats', die ich hier bei mir habe."

Großer Zorn auf den Staatssekretär, Herrn Maret, der Befehl erhalten hatte, sie erst in einigen Tagen zu veröffentlichen! In der Tat hatte der Moniteur die Nachricht nicht gebracht, aber Maret hatte sie seinem Freunde Laborie nicht verschweigen können und dieser veröffentlichte sie sofort in dem ihm gehörenden ‚Journal des Débats'.

„Man hole sofort die Ausfertigung der Ernennung!" rief Napoleon; man brachte ihm das Blatt, er zerriß es und warf es ins Feuer.

Am selben Abend war bei Hofe Cercle, und ich war dort

anwesend. In ziemlich später Stunde stand ich mit Herrn Portalis in einer Fensternische, als der Kaiser vorbeikam, vor uns stehen blieb und mich in auffälliger Weise mit einer spöttischen Miene ansah, die wir uns nicht erklären konnten. In meine Wohnung zurückgekehrt empfing ich mitten in der Nacht das Dekret, das mich zum Staatsrat ernannte. Von der Ernennung des Herrn Monnier zum Requêtenmeister und von der des Herrn de Lameth zum Staatsrat war nicht mehr die Rede; sie wurden gänzlich in der Beförderung übergangen, und der eine war noch Auditeur, der andere Requêtenmeister, als das Kaiserreich zusammenbrach.

Sobald die Fesseln gelöst waren, die ihn mit Josephine verknüpften, hatte Napoleon unverzüglich alle europäischen Höfe durchmustert, um eine neue Gemahlin zu finden. Der sächsische und der russische Hof waren die einzigen, wo er sich schmeicheln konnte, mit seinem Antrag eine günstige Aufnahme zu finden; indessen bot ihm das sächsische Königshaus, wenn es gleich uralt ist, nicht alle gewünschten Vorteile. Es war zu sehr von ihm abhängig, die Zustimmung hätte als eine nicht ganz freiwillige angesehen werden können.

Der Kaiser lenkte also seine Blicke auf Rußland, und sein Gesandter in St. Petersburg, Herr de Caulaincourt, empfing die erforderlichen Weisungen, um für ihn um die Hand der Großfürstin Anna, Alexanders Schwester, anzuhalten. Die Unterhandlung konnte für um so leichter angesehen werden, als allem Anschein nach die Frage bereits in Erfurt leise berührt worden war. Trotz heftigem Widerstand, besonders von seiten der Zarin-Mutter, gelang es Herrn de Caulaincourt, der bei Alexander außerordentlich beliebt war, nach zahlreichen Besprechungen die Annahme des Antrages durchzusetzen. Besonders die älteste Schwester der Großfürstin Anna, Prinzessin Katharina, sprach sich zugunsten des Kaisers Na-

poleon aus. Es wurde nur der Vorbehalt gemacht, daß die Großfürstin Anna nach griechischem und nach römischem Ritus getraut werden, und daß es ihr freistehen solle, bei ihrem griechisch-katholischen Glauben zu verbleiben. Sie solle demgemäß ihre eigene Kapelle erhalten oder zum mindesten von einem Popen begleitet werden. Ob die Großfürstin sich später dem Glauben ihres Gatten zuwendete, das machte dem Zaren wenig aus, aber er glaubte, er wäre es der Anhänglichkeit seines Volkes an die griechischen Glaubenslehren schuldig, seine Schwester nicht sofort zum Aufgeben ihrer gewohnten Andachtsübungen zu nötigen. Es war nicht anzunehmen, daß diese Vorsichtsmaßregel einen ernstlichen Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten geben könnte, indessen verursachten die Verhandlungen darüber einen ziemlich beträchtlichen Zeitverlust.

Die Antwort kam erst am 5. Februar nach Paris in Gestalt einer am 21. Januar geschriebenen Depesche Caulaincourts. In der Zwischenzeit waren aber viele Dinge vorgegangen — Dinge, die der Angelegenheit ein ganz anderes Aussehen verliehen hatten. Das Wiener Kabinett hatte auf den Rat des Herrn von Metternich, der vor dem letzten Kriege österreichischer Botschafter in Paris gewesen war, alle nutzlose Empfindlichkeit beiseite gesetzt und erkannt, daß eine Familienverbindung zwischen seinem furchtbarsten Feinde und dem russischen Herrscherhause das größte Unglück für das Haus Österreich sein würde; daß dieses Unglück möglicherweise zum völligen Zusammenbruch des Reiches führen könnte und daß es zu dessen Abwehr kein anderes Mittel gäbe, als Napoleon die Hand einer Erzherzogin anzubieten. Der Entschluß wurde sofort gefaßt; aber wie eine geeignete Form für das Anerbieten finden? Die Zeit drängte, jeder Augenblick war kostbar, denn man wußte, daß die Unterhandlungen in St. Petersburg schon im Gange waren.

Zunächst machte man dem in München weilenden Adjutanten Napoleons, Herrn de Narbonne, einige Andeutungen; aber auf diesem Wege ließ sich nicht die notwendige Schnelligkeit erzielen. So versuchte man es auf andere Weise.

An jenem Abend, als die Kaiserin Josephine zum letztenmal inmitten ihres Hofes erschien, stand der Erste Sekretär der österreichischen Botschaft, Herr de Floret, neben dem intimen Freunde des Herzogs von Bassano, dem Senator Sémonville, mit dem er einige Jahre vorher in Holland viel verkehrt hatte.

„Nun, mit dieser ist's aus," begann Herr de Floret, „aber wer wird nach ihr kommen? Man erzählt sich, es sei heute ein Kurier von Herrn de Caulaincourt angekommen und habe die günstigsten Nachrichten gebracht; wenn dies der Fall ist, so können die Folgen sehr schwerwiegend sein. Man muß ja zittern, wenn man so viel Macht und Kraft in eine einzige Hand sich vereinigen sieht!"

„Sehr richtig!" antwortete Sémonville; „man muß aber doch sagen, daß er sein Spiel sicher in der Hand hat, daß er weiß, was er zu tun hat, und sich an den wendet, der ihn anhört. Übrigens worüber beklagt ihr euch denn? Ihr hättet ja doch nichts von der Sache wissen wollen!" — „Und wer sagt Ihnen das? Gerade das Gegenteil ist der Fall!"

„Sie sprechen ohne Zweifel als Privatmann und nicht als Sekretär der österreichischen Gesandtschaft; Sie teilen einem alten Freunde Ihre persönlichen Ansichten mit und nicht die Absichten Ihres Hofes. Das ist ein großes Vertrauen; doch mögen Sie unbesorgt sein: ich bin diskret!"

„Bitte, seien Sie nur indiskret! Ich weiß, was ich sage, und bin sicher, daß ich in meinen Worten nicht zu weit gehe. Ich kenne die Denkweise meines Herrn, des Kaisers; er wäre, wie seine ganze Umgebung, es sehr zufrieden, wenn seine

Tochter, die Erzherzogin Marie Louise, Ihre Kaiserin würde."

Dieses Gespräch wurde noch vor Mitternacht wortgetreu dem Herzog von Bassano hinterbracht, und der Kaiser empfing die Meldung am nächsten Morgen in aller Frühe. Er beauftragte Maret, einen geeigneten Zwischenmann zu suchen, der beinahe offiziell, ohne jedoch jemanden bloßzustellen, mit dem österreichischen Botschafter, dem Fürsten Schwarzenberg, sprechen könnte. Der Herzog von Bassano wählte Herrn Alexandre de Laborde, der als Emigrant mit Auszeichnung in der österreichischen Armee gedient hatte und in der österreichischen Botschaft aus- und einging. Die Beeiferung, womit man auf seine ersten Worte einging, sprach deutlich genug. Napoleon brauchte sich nur noch endgültig zu entschließen. Freilich hatte er Anlaß zu ernsten Erwägungen. Auf den ersten Anblick schienen die Vorteile der beiden Verbindungen sich die Wage zu halten; indessen dauerte sein Schwanken nicht lange.

Rußland bot ihm ohne Zweifel ein stärkeres Bündnis, das mit größerem Gewicht in die Wagschale der europäischen Politik fiel. Aber Napoleons Hauptzweck war, in die Familie der Könige einzutreten, und in dieser großen Familie war das Haus Rußland jung im Vergleich mit dem Hause Österreich. Indem er eine Erzherzogin wählte, verschwägerte er sich mit dem Herrschergeschlecht, das nächst dem bourbonischen das älteste war. Er führte eine Enkelin Maria Theresias heim, deren Tochter Ludwig XVI. geheiratet hatte. In Frankreich mußte diese Verbindung ohne Zweifel einen viel tieferen Eindruck auf das Gemüt des Volkes machen, als es die russische Heirat hätte tun können. Seine Wahl war also bald getroffen.

Um jedoch bei einem so wichtigen Anlaß allen Anschein

vorsichtiger Überlegung zu wahren, hielt Napoleon es für angebracht, einen außerordentlichen Kronrat einzuberufen, an welchem der König von Holland, der Vizekönig von Italien, Kardinal Fesch, die Großwürdenträger der Krone, die Minister, die Präsidenten des Senats und des Gesetzgebenden Körpers teilnahmen. Die Entscheidung fiel zugunsten der Heirat mit der Erzherzogin aus; indessen erfuhr man, daß die Meinungen geteilt gewesen wären und daß der Erzkanzler sowie Fouché die Wahl der russischen Großfürstin vorgezogen hätten, daß ferner Herr de Talleyrand, der seine Stimme für die Österreicherin abgegeben, eine sehr wichtige Rolle bei der Beratung gespielt hätte. Was er sagte, war ungefähr folgendes:

„Von allen europäischen Fürstenhöfen hat nur der Wiener ein Kabinett, dessen Einfluß die Lebenszeit des jedesmaligen Herrschers überdauert; das sich daher einen bestimmten Verhaltungsplan nicht nur zurechtlegen, sondern ihn auch beharrlich verfolgen kann. Hat es einen derartigen Entschluß gefaßt, so wird es auch dabei verbleiben, wenn das Anerbieten so aufgenommen wird, wie es verdient, und der Kaiser Napoleon wird seiner Nachkommenschaft alle Vorteile einer derartigen Verbindung hinterlassen. Man kann mir freilich entgegenhalten, daß Rußland von denselben Absichten beseelt ist. Aber es ist ein Unterschied dabei: in Rußland hängt alles von dem Willen eines Einzelnen ab; es gibt keine Politik als die des Zaren, aber sie endet auch mit dem Ende seiner Regierung, unter dem Nachfolger gewinnt alles ein anderes Aussehen. Nehmen wir an, Zar Alexander stirbt; von Stund an ist auf ein sicheres Bündnis mit Rußland nicht mehr zu rechnen: Österreich, Preußen, England gewinnen in St. Petersburg die Oberhand und alle Vorteile der Heirat haben sich in nichts aufgelöst. Nehmen wir den entgegengesetzten Fall: Der

Kaiſer hat eine Erzherzogin geheiratet, und nach einem Jahre ſtirbt Kaiſer Franz. Nun, ſo gibt es eine große Familientrauer und weiter nichts. Die Politik des Wiener Kabinetts bleibt die gleiche."

Talleyrands Anſicht trug, wie geſagt, den Sieg davon, und die Entſcheidung wurde in der Tat im Publikum mit großem Beifall begrüßt, weil ſie dem allgemeinen Wunſch nach einem langen und geſicherten Frieden Erfüllung zu bringen ſchien. Eine Woche darauf hatte ich eine vertrauliche Unterhaltung mit dem Erzkanzler und benutzte dieſe Gelegenheit, das Geſpräch auf die große Frage zu bringen, die alle Geiſter beſchäftigte. Ich bemerkte ihm, ich ſei einigermaßen erſtaunt geweſen, daß die von ihm vertretene Anſchauung nicht durchgedrungen wäre.

„O, was das anbelangt," antwortete Cambacérès, „ſo iſt dabei nichts zu verwundern: wenn man ſich nur auf einen einzigen guten Grund ſtützen, dieſen aber nicht vorbringen kann, ſo wird man natürlich geſchlagen."

Ich mußte ſehr angelegentlich in ihn dringen, mir dieſen Grund zu ſagen, und er nannte mir ihn erſt, als ich ihm mein Wort gab, das tiefſte Schweigen darüber zu bewahren.

„Nun," ſagte er endlich, „daß der Grund gut iſt, werden Sie ſofort ſehen, denn ich kann ihn in einem einzigen Satz ausſprechen: Ich habe die moraliſche Gewißheit, daß wir binnen zwei Jahren mit derjenigen der beiden Mächte, deren Prinzeſſin der Kaiſer nicht heiratet, Krieg haben werden. Ein Krieg mit Öſterreich macht mir durchaus keine Sorge, dagegen zittere ich vor einem Kriege mit Rußland, denn in dieſem Fall ſind die Folgen unberechenbar."

Die Ereigniſſe haben gelehrt, welcher von den beiden Staatsmännern die Lage beſſer beurteilte. Talleyrand war bei der Debatte nicht von einer ſo aufrichtigen Ergebenheit

geleitet, wie sie Herrn de Cambacérès beseelte. Allerdings konnte man das auch nicht von ihm verlangen.

Unmittelbar nach dem Kronrat, dessen Verlauf ich geschildert habe, gab Napoleon dem Vizekönig Eugen Befehl, sofort mit dem Fürsten Schwarzenberg in Unterhandlungen einzutreten. Der Botschafter war auf der Jagd; man ließ ihn holen, und schon am Abend war alles so ziemlich abgemacht. Zur Beschleunigung genehmigten beide Parteien die bei der Heirat Ludwigs XVI. mit Marie Antoinette aufgestellten Vertragsbestimmungen. Am 7. Februar wurde die Übereinkunft vom Fürsten Schwarzenberg und dem Herzog de Cadore*) unterzeichnet. Es bedurfte noch der Ausfertigung der Verträge seitens des Wiener Kabinetts; diese ließ nicht auf sich warten, und am 27. Februar konnte der Kaiser dem Senat die Mitteilung von seiner Heirat machen. Er erwähnte dabei, daß der Fürst von Neuchâtel bereits nach Wien abgereist sei, um offiziell die Hand der Kaisertochter Erzherzogin Marie Louise zu erbitten.

Die neue Kaiserin kam am 28. März in Compiègne an. Napoleon sah seiner jungen Gemahlin mit recht gespannter Erwartung entgegen. An alle Gunstbezeugungen des Glücks gewöhnt, hätte er gewünscht, daß die auserkorene Prinzessin mit den Vorzügen ihrer hohen Geburt auch ein zum mindesten angenehmes Äußere vereinigte; die Schilderungen, die man ihm in dieser Hinsicht machte, hatte er mit großem Mißtrauen aufgenommen, und dies gilt sogar von den Bildnissen, die man ihm gesandt. Laborde, der den Fürsten von Neuchâtel nach Wien begleitet hatte und kurz vor der Kaiserin in Paris angekommen war, hatte ein sehr eingehendes Verhör durch Napoleon selber zu bestehen. Er hat mir den Auftritt selbst erzählt. Schließlich faßte er sein Urteil in die

*) Champagny, Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Worte zusammen: „Setzen Sie sich über den ersten Anblick hinweg, Sire, und Eure Majestät müssen als Ehegatte sehr zufrieden sein."

Dies Urteil war treffend. Am wenigsten anziehend war an Marie Louise das Gesicht; aber ihre Haltung war schön, wenngleich ein wenig steif. Ihr Wuchs war anmutig, Hand und Fuß sehr hübsch.

Der Kaiser fuhr ihr entgegen, traf sie zwei Meilen vor Compiègne, stieg in ihren Wagen und kehrte mit ihr ins Schloß zurück. Man versichert,*) er habe sie noch am selben Abend so behandelt, wie einst Heinrich IV. in Lyon Maria von Medici. Sie kam seinem Willen um so gefügiger entgegen, als man in Wien — wo man an alles denkt — Sorge getragen hatte, ihr einzuprägen, daß sie sich als vollkommen verheiratet zu betrachten habe. Am 1. April fand in Saint-Cloud die Ziviltrauung statt; die kirchliche Weihe erfolgte den Tag darauf in einem zur Kapelle umgeschaffenen großen Saal des Louvre.

Als der Kaiser an uns vorüberschritt, fiel uns der Ausdruck des Triumphes auf, der von seiner ganzen Erscheinung ausging. Sein für gewöhnlich ernstes Antlitz strahlte vor Glück und Freude. Die vom Großalmosenier, Kardinal Fesch, vollzogene heilige Handlung dauerte nicht lange. Wie erstaunt waren wir, als wir bemerkten, daß das eben noch so leuchtende Antlitz in der kurzen Zwischenzeit einen finsteren und drohenden Ausdruck angenommen hatte. Was war da vorgegangen?

Ganz einfach. Es waren für die Kardinäle, die seit der Verbringung des Papstes nach Savona ihren Wohnsitz in

*) An der Tatsache ist nicht zu zweifeln. Napoleon hat mit der ihm in solchen Dingen eigenen Unbefangenheit die Einzelheiten dieses ersten Zusammenseins selbst erzählt. Näheres in „Napoleons Gedanken und Erinnerungen, nach dem Tagebuch des Generals de Gourgaud." (Verlag von Robert Lutz in Stuttgart.)

Paris hatten, Ehrenplätze reserviert worden. Beim Eintritt in die Kapelle bemerkte Napoleon sofort, daß diese Plätze zum Teil leer geblieben waren. Dreizehn Kardinäle hatten der Einladung nicht Folge geleistet. Keine Beleidigung konnte ihn empfindlicher treffen als diese; denn sie erschien als eine Art Einspruch gegen seine neue Ehe, als ein Zweifel an ihrer Rechtmäßigkeit.

Die schuldigen Kardinäle wurden zwei Tage darauf verhaftet; sie erhielten Befehl, nach verschiedenen Städten des Inneren abzureisen; es wurde ihnen verboten, die äußeren Abzeichen ihrer Würde zu tragen, sie mußten vielmehr stets schwarz gekleidet gehen. Ihr Vermögen wurde mit Beschlag belegt und die bisher ihnen vom Staat gewährten Einkünfte wurden einbehalten. Zum Ersatz dafür bot man ihnen eine monatliche Beihilfe von 250 Franken an, die am Orte ihrer Verbannung zahlbar war. Nur zwei von den dreizehn nahmen dieses Anerbieten an; die anderen lebten von den Erträgnissen der Sammlungen, die im geheimen zu ihren Gunsten veranstaltet wurden.

Auf die berechtigte Empfindlichkeit des russischen Hofes war, wie wir gesehen haben, wenig Rücksicht genommen worden. Ohne das Eintreffen seiner Entscheidung abzuwarten, waren andere Unterhandlungen angeknüpft, und zwei Tage nach Empfang der zusagenden Antwort hatte man öffentlich bekannt gemacht, daß der österreichischen Erzherzogin der Vorzug gegeben war. Wie es in solchen Fällen fast immer geht, schob Napoleon, um sich von dem von ihm selbst begangenen Unrecht reinzuwaschen, die Schuld auf den von nun an nicht mehr mit ihm verbündeten Herrscher. In einem Briefe des Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten an den Botschafter Caulaincourt hieß es, Kaiser Napoleon habe sich dadurch verletzt fühlen müssen, daß sein Antrag so kühl aufgenommen

sei, daß die Eröffnungen des Schiedsrichters von Europa auf Ausflüchte und Verzögerungen gestoßen seien, und daß man ihm noch besondere Bedingungen habe vorschreiben wollen.

Als besten Grund gegen die Wahl der russischen Großfürstin konnte man ohne Zweifel ihr jugendliches Alter anführen. Sie zählte nur fünfzehn Jahre und war erst seit kurzer Zeit heiratsfähig. Die Aussicht auf Nachkommenschaft stand bei ihr in weiterer Ferne als bei der Erzherzogin, die bereits das achtzehnte Jahr erreicht hatte.

Sechstes Kapitel.

Hollands Leiden unter der Kontinentalsperre. — Friedenssehnsucht. — Geheime Verhandlungen des Königs Louis von Holland und Fouchés mit dem englischen Kabinett. — Napoleons Zorn. — Fouchés Entlassung und Flucht. — Die geheimen Papiere des Polizeiministers. — Ernennung des Herzogs von Rovigo zu Fouchés Nachfolger. — Der Polizeipräfekt Graf Dubois, sein Charakter und seine Persönlichkeit. — Napoleon nimmt mich als Polizeipräfekten in Aussicht. — Meine Zustimmung nach einer Unterredung im Kabinett des Kaisers. — Veränderungen in meinen gesellschaftlichen Beziehungen. — Einführung in mein neues Amt. — Das Personal der Polizeipräfektur.

Unter den Staaten, die sich über die Härten der Kontinentalsperre zu beklagen hatten, war Holland ein größeres Maß von Leiden zuteil geworden als den anderen; Klagen hatten nichts genützt, und der Wunsch des Landes, sich von einem Druck zu befreien, der es zugrunde richtete, hatte sich in Volksbewegungen Luft gemacht, die mit jedem Tag schwerer im Zaum zu halten waren.

Auch in Frankreich sehnte man sich mehr denn je nach dem Frieden. Das Haupthindernis, das sich der Erfüllung dieses Wunsches entgegenstellte, war England. Man fragte

sich, ob es wirklich kein Mittel gäbe, die Hartnäckigkeit dieses Feindes zu überwinden. Der Kaiser wollte keine andere Möglichkeit eines solchen Ausganges anerkennen als in der strengsten Durchführung seines Kontinentalsystems. Viele Leute waren aber der Meinung, daß man wohl durch geschickte Verhandlungen ein Kabinett, das bereits dem Frieden von Amiens zugestimmt hatte, zu der Überzeugung bringen könnte, daß die Lage der Dinge zur Zeit noch schwieriger wäre als im Jahre 1802, daß England zwar stets Mittel finden könnte, Napoleon Verlegenheiten zu bereiten, daß aber darin ein Wagnis läge, das mit der Zeit immer bedenklicher würde. Zu den einflußreichsten Vertretern dieser Ansicht gehörten Talleyrand und Fouché. Talleyrand hatte jedoch einige derbe Denkzettel empfangen, die ihn zur Vorsicht mahnten; er hat möglicherweise an den Versuchen teilgenommen, zu denen sein waghalsiger Genosse sich hinreißen ließ, es hat ihm aber niemals nachgewiesen werden können. Die beiden Herren hatten einen sehr eifrigen Bundesgenossen in der Person des Königs von Holland. Louis Bonaparte war überzeugt, daß sein Bruder die Absicht hege, ihm binnen kurzem die verliehene Krone wieder abzunehmen und ganz Holland mit seinem Reich zu vereinigen. Nur der Friede mit England konnte dies Unglück vom holländischen Volk abwenden. Nach der — nicht unbegründeten — Überzeugung des Königs Louis mußte das britische Kabinett alles aufbieten, um nicht die ganze holländische Küste in unmittelbare Zugehörigkeit zu Frankreich gelangen zu lassen. Er entschloß sich, nach London die Nachricht zu senden, daß diese Gefahr unmittelbar bevorstehe und nur durch einen schnellen allgemeinen Friedensschluß oder wenigstens durch die Eröffnung aufrichtig gemeinter Unterhandlungen abgewendet werden könne.

Gegen Ende Januar des Jahres 1810 befand König

Louis sich gegen seinen Willen in Paris, wo er mehr denn je unter Napoleons Forderungen zu leiden hatte. Er beschloß, seinen Ministern in Holland zu befehlen, sie möchten einen sicheren, gewandten und verschwiegenen Mann aussuchen und ihn auf der Stelle mit Instruktionen, die den eben auseinandergesetzten Betrachtungen entsprachen, nach London schicken. Die Wahl fiel auf einen Teilhaber des Hauses Hope, Herrn de Labouchère, der Franzose von Geburt und zur Durchführung eines derartigen Auftrags überaus geeignet war.

Herr de Labouchère begab sich nach London und setzte sich mit dem Minister des Auswärtigen, Marquis Wellesley, in Verbindung. Es wurde ihm auch anfangs ziemlich guter Wille gezeigt, bald jedoch erkannte er, daß das englische Kabinett durchaus nicht geneigt war, von den im Kampf gegen das Kontinentalsystem angewandten Maßregeln zuerst abzusehen, daß es ferner keinen großen Wert darauf legte, ob Holland offiziell mit dem französischen Kaiserreich vereinigt würde oder ob es, unter dem Szepter eines Bruders des Kaisers stehend, dem Namen nach frei wäre, tatsächlich aber doch unter fremdem Joch stände. Herr de Labouchère teilte dieses bedauerliche Ergebnis unverzüglich seinen Auftraggebern mit und kehrte nach Holland zurück.

Zu gleicher Zeit unternahm Herr Fouché einen Versuch der gleichen Art, aber seine Mittelsperson war lange nicht so glücklich gewählt. Es war der Finanzspekulant Ouvrard, der eine Reise nach Holland machen mußte, um, wie er sagte, seine Rechnungen mit dem Hause Hope abzuschließen. Er wandte sich an Fouché wegen eines Passes und erhielt ihn unter der Bedingung, daß er eine auf den Frieden abzielende Unterhandlung mit England ins Werk setze. So hat wenigstens Herr Ouvrard es in seinen Lebenserinnerungen dargestellt.

Ich habe indessen Grund zu der Annahme, daß er Herrn Fouché durch Talleyrand zugeführt wurde, mit dem er seit langer Zeit wegen Börsenspekulationen in geschäftlicher Verbindung stand. Wie dem auch sein möge — Ouvrard reiste ab, kam aber nur bis zu einem der holländischen Häfen, wo er mit dem von London zurückkehrenden Labouchère zusammentraf. Er erfuhr bald, wie wenig Erfolg dieser gehabt hatte, und faßte den sehr vernünftigen Entschluß, wieder nach Amsterdam zu reisen.

Fouché hatte zu jener Zeit einen anderen Agenten in London selbst. Dies war ein englischer Oberst, den er gegen das Versprechen, ihm zu Diensten zu sein, aus der Kriegsgefangenschaft befreit hatte. Ouvrard erwähnt diesen Agenten nicht, sondern sagt nur, es sei ihm gelungen, von Amsterdam aus einen Briefwechsel mit dem Marquis Wellesley einzurichten, der durch das Londoner Bankhaus Baring gegangen sei. Die ihm auf diesem Wege zugekommenen Schriftstücke seien sofort an Fouché befördert worden, und man hätte damals in Unterhandlungen auf Grundlage des status quo eintreten können. Wahrscheinlich hat Fouché diese Zuversicht geteilt, denn er ließ Labouchère vorschlagen, noch einmal nach London zu gehen. Dieser weigerte sich aber, da er überzeugt war, daß für den Augenblick nichts zu machen sei.

In diese Zeit fällt Napoleons Reise nach Belgien, und hier erhielt er die erste Kenntnis von den ohne sein Vorwissen unternommenen Schritten. Der König von Holland hatte sich durch Labouchères Mißerfolg nicht entmutigen lassen. Er nahm in Antwerpen die Gelegenheit wahr, um seinem kaiserlichen Bruder von den bereits angeknüpften und noch im Gange befindlichen Verhandlungen Nachricht zu geben und bot alles auf, um ihn zu überzeugen, daß es in seinem Interesse sei, die zur Zeit geöffnete Tür sich nicht wieder schließen zu lassen.

Ohne Zweifel hatte König Louis sehr unüberlegt gehandelt und war hinsichtlich des Charakters seines Bruders, den er doch hätte kennen sollen, in einem auffallenden Irrtum befangen. Der Kaiser geriet in überaus heftigen Zorn, als er erfuhr, daß man sich erkühnt hatte, ohne seinen Befehl sich in eine Angelegenheit von so hoher Wichtigkeit einzumischen, daß man sich nicht gescheut hatte, ihn der Gefahr auszusetzen, die Anerbietungen — die man allgemein als von ihm selber ausgehend betrachten würde — verächtlich zurückgewiesen zu sehen. Die unangenehme Entdeckung beschäftigte ihn während seiner ganzen Reise, und sofort nach der Ankunft in St. Cloud befahl er Fouché, ihm die durch Ouvrards Vermittlung erhaltenen Schriftstücke auszuliefern. Er übergab sie zusammen mit den Papieren, die er sich bereits selber verschafft hatte, dem Staatsrat d'Hauterive mit dem Befehl, sie sofort aufs sorgfältigste zu prüfen und ihm schleunigst einen Bericht über die Schuld der beteiligten Personen abzustatten.

Ohne diesen Bericht abzuwarten, ließ er bereits in der ersten Staatsratssitzung, die in St. Cloud abgehalten wurde, seinen vollen Zorn auf Fouché niederfahren. Unter anderem bemerkte er spöttisch:

„Sie halten sich für sehr schlau, aber Sie sind es gar nicht! Talleyrand, der ist schlau, er hat Sie bei dieser Gelegenheit wie ein Kind gefoppt, er hat Sie zu seinem Werkzeug gemacht."

Fouché nahm ohne Zögern alles auf seine eigene Kappe und erklärte, er sei nur von dem brennenden Verlangen beseelt gewesen, dem Kaiser und dem Lande nützlich zu sein.

Während der Staatsrat noch Sitzung hielt, war der Herzog von Rovigo, des Kaisers Adjutant, beauftragt worden, Herrn Ouvrard, der seit einigen Tagen wieder in Paris war, zu verhaften. Rovigo ließ ihm durch Mme. Hamelin, eine

galante und intrigante Dame, mit der ſie beide ziemlich vertraut waren, eine Einladung ſchicken, ſie wegen einer Privatangelegenheit zu beſuchen. Ouvrard ging in die Falle und ſah ſich, kaum daß er in Mme. Hamelins Wohnung angelangt war, von Gendarmen umringt, die ihn nach der Abbaye*) führten. Am nächſten Tage wurde Rovigo zum Polizeiminiſter ernannt und Fouché, Herzog von Otranto, zum Gouverneur von Rom.

Die Wahl Savarys (Rovigo) begegnete einem allgemeinen Erſtaunen. Man kannte ihn als einen Mann, der auch die härteſten Befehle des Kaiſers ohne Zögern und ohne Widerſpruch auszuführen bereit war, und man ſagte ſich, ein Gebieter wie Napoleon brauche als Polizeiminiſter eher einen Diener, der in verſöhnlichem Sinn zu wirken geneigt ſei.

Herr d'Hauterive war bald mit der ihm aufgetragenen Denkſchrift fertig. Er ſtellte darin feſt, daß die von Ouvrard in Fouchés Auftrag unternommenen Schritte im höchſten Grade indiskret wären und daß ſie ſtrafbar ſein würden, wenn ſich eine böſe Abſicht als Beweggrund nachweiſen ließe. Für eine ſolche hätte er indeſſen durchaus keine Anzeichen entdecken können; er fügte hinzu, es habe ſich kein glaubwürdiger Beweis dafür ergeben, daß Herr de Talleyrand mit dem Polizeiminiſter im Einverſtändnis geweſen ſei. Offenbar hatte der Berichterſtatter ſeine Arbeit nur auf die Schriftſtücke gegründet, die ihm zur Prüfung übergeben waren, denn ich weiß aus ſeinem eigenen Munde, daß er ein paar Tage vorher in Talleyrands Händen eines der Papiere geſehen hatte, die Fouché ſeither dem Kaiſer hatte ausliefern müſſen. Napoleon war mit d'Hauterives Arbeit durchaus nicht zufrieden; er war ſogar ſo wenig zufrieden, daß mitten in der Vorleſung ſeine Ungeduld losbrach. Er riß dem Rat ſeinen Aufſatz aus der

*) Die Abbaye iſt das Pariſer Militärgefängnis.

Hand, indem er sagte, es lohne sich nicht der Mühe, weiterzulesen; d'Hauterive habe von der ganzen Sache nichts begriffen.

Herr d'Hauterive bewies — wenn man ihm Glauben schenken darf, denn diese Einzelheiten sind mir fast alle von ihm selber überliefert worden — bei dieser Gelegenheit mehr Charakter, als man ihm hätte zutrauen mögen; er drang darauf, der Kaiser möchte ihn bis zu Ende anhören, nahm sein Heft wieder in die Hand und las weiter. Zuletzt beruhigte Napoleon sich anscheinend, da er wohl sah, daß er doch keine Aufklärung erhalten würde; er erklärte indessen zornig, Herrn Ouvrard wolle er recht lange im Gefängnis behalten, da er ihn einmal gefaßt habe. „Dieser Kerl," fügte er hinzu, „kostet mich bereits zwei Minister!"

Sein Bedauern wegen des Herrn de Marbois*) mochte aufrichtig sein; aber hinsichtlich Fouchés war dies ganz gewiß nicht der Fall, denn gegen diesen hegte er einen tiefen Groll und er hatte länger als ein Jahr ungeduldig auf einen Anlaß gewartet, sich des Intriganten zu entledigen.

Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß Napoleons Ärger gegen seinen Bruder wegen der heimlich angeknüpften Unterhandlungen mit England die Hauptursache des Abbruchs ihrer Beziehungen gewesen ist. Die schweren Folgen, die sich daraus ergaben, sind allgemein bekannt.

Die ungnädige Entlassung Fouchés war anfangs durch seine Ernennung zum Gouverneur von Rom, wenn auch nicht völlig vertuscht, so doch in der Form gemildert worden. Bald jedoch nahm die Sache eine ernstere Wendung. Napoleon hatte Fouché die zum Teil eigenhändig geschriebenen, zum

*) Marbois hatte sich während des österreichischen Krieges von 1805 von Ouvrard zu großen Finanzspekulationen mit den Geldern des Staatsschatzes verleiten lassen und war deshalb entlassen worden. Ouvrard schuldete damals der Staatskasse nicht weniger als 100 oder gar 130 Millionen!

Teil diktierten Privatbriefe wieder abfordern lassen, die dieser während seiner zweimaligen Amtstätigkeit als Polizeiminister vom Kaiser empfangen hatte. Er weigerte sich, oder behauptete vielmehr, er habe sie verbrannt. Eine solche Ausflucht, deren Beweggrund sehr durchsichtig war, konnte nicht als zulässig gelten. Fouché hatte sich für einige Tage auf sein Landgut Pontcarré in der Nähe von Paris begeben. Der Fürst von Neuchâtel mit den Herren Réal und Dubois begab sich dorthin, um die Forderung zu wiederholen und Haussuchung nach den Papieren zu halten. Sie kamen zurück, ohne etwas erhalten oder gefunden zu haben. Jetzt stieg Napoleons Wut auf den Höhepunkt. Er befand sich jedoch diesem Mann gegenüber in einer solchen Lage, daß er seine Rache darauf beschränken mußte, die Ernennung zum Gouverneur von Rom zu widerrufen und den Exminister nach dem Hauptort seiner Senatorie, Aix in der Provence, zu verbannen.

Fouché reiste sofort mit seiner ganzen Familie und ziemlich zahlreichem Gefolge ab; unterwegs aber änderte er unversehens die Fahrtrichtung und begab sich nach Toscana, wo er sich unter den Schutz der ihm von mehreren Anlässen her zu Dank verpflichteten Großherzogin, Napoleons Schwester Elisa, zu stellen gedachte. Bald darauf schien ihm auch dieses Asyl nicht sicher genug, und er schiffte sich heimlich nach Amerika ein, in der Angst seine Reichtümer und seine Familie im Stich lassend. Die Seekrankheit veranlaßte ihn jedoch, sich wieder an Land setzen zu lassen, und er knüpfte nicht lange nachher durch Vermittlung der Großherzogin eine Unterhandlung an, die zu der Auslieferung des angeblich von ihm verbrannten Briefwechsels führte. Als Entgelt erhielt er eine Art Zusicherung, daß jede Untersuchung hinsichtlich seiner Amtsführung unterbleiben solle. Er glaubte sich ohne Gefahr nach Aix begeben zu können und wohnte

dort in der Tat ungefähr zwei Jahre lang. Ohne Zweifel war sein Entschluß der beste, den er fassen konnte, denn er ist niemals belästigt worden und wurde in gefährlichster Zeit von neuem in das Kabinett des Mannes berufen, vor dem er über den Ozean hatte entfliehen wollen.

Ich selber erfreute mich zu jener Zeit im Staatsrat eines recht bedeutenden Einflusses. Mir wurde keine jener persönlichen Verantwortlichkeiten aufgebürdet, die immer schwer zu tragen sind, dagegen fehlte es mir niemals an Beschäftigung, und diese war gerade von der Art, die meinen Neigungen entsprach. Ich hatte keinen Ehrgeiz; ich glaubte dem Kaiser immer noch wenig angenehm zu sein und nahm daher an, daß ich wahrscheinlich ganz ruhig in Paris im Staatsrat bleiben würde, ohne mit einer jener damals so häufigen Sendungen in weite Ferne betraut zu werden, aus denen ich mir durchaus nichts machte. Ich lebte also in angenehmen Verhältnissen dahin, als diese plötzlich in der unerwartetsten Weise und durchaus nicht im Einklang mit meinen Wünschen sich änderten.

Ich habe bereits erwähnt, mit welcher Unzufriedenheit, besonders in Paris, die Ernennung des Herzogs von Rovigo zum Polizeiminister aufgenommen wurde. Das Amt des Polizeipräfekten war seit der Aufrichtung des Konsulats von Herrn Dubois bekleidet worden, einem Mann von geringem Verstand, nicht gerade schlecht, aber gewissenlos in jeder Beziehung. Ein absoluter Gewalthaber konnte keinen gelehrigeren und gefügigeren Diener seines Willens finden. Er kannte kein anderes Interesse, als in seinem Amt zu bleiben und sein Vermögen zu vermehren, und er war nicht heikel in der Wahl seiner Mittel zur Erreichung dieses doppelten Zwecks. Von geringer Herkunft, ungebildet und mit der Tochter einer Dienstmagd verheiratet, mit der er jahrelang ein ärgerliches

538422 A

Verhältnis unterhalten hatte, schien er durchaus nicht der geeignete Mann für einen so wichtigen Posten zu sein, und man war allgemein erstaunt, daß er es fertig brachte, sich so lange zu behaupten. Dies erklärt sich indessen aus seiner Feindseligkeit gegen Fouché.

Der Kaiser lebte in steter Besorgnis vor den Ränken seines Polizeiministers und fand es deshalb bequem, einen Mann zur Hand zu haben, der mit Wonne jede Verfehlung Fouchés aufdecken würde, dabei selbst sehr leicht zu überwachen wäre. Als Fouché weggeschickt wurde, betrachtete Dubois dies höchst wahrscheinlich als ein Glück für sich selbst; in Wirklichkeit war es der Anlaß zu seinem eigenen Sturz. Sobald Napoleon nämlich im Herzog von Rovigo einen Minister von unzweifelhafter Treue gefunden hatte, wurde die Überwachung des Polizeiministers durch den Polizeipräfekten völlig überflüssig; dagegen wurde Napoleon jetzt auf die mancherlei der Persönlichkeit des Herrn Dubois anhaftenden Mängel aufmerksamer. Zugleich schien ihm, dessen Absetzung werde in Paris als ein glücklicher Ausgleich für die durch Rovigos Ernennung verursachte Besorgnis angesehen werden.

Während noch diese Erwägungen schwebten, ereignete sich der Brand auf dem Ball des österreichischen Botschafters. Napoleon war bei dieser Gelegenheit sehr unzufrieden mit den Leistungen der Feuerwehr, besonders aber auch darüber, daß der Polizeipräfekt sich während der ganzen Nacht nicht hatte sehen lassen. Dubois' Absetzung wurde also fest beschlossen; aber nun galt es, einen Nachfolger für ihn zu finden. Fast alle Mitglieder des Staatsrates, deren Fähigkeiten und Arbeitslust für den schwierigen Posten ausgereicht hätten, waren bereits mit Aufgaben betraut, die man ihnen nicht gut abnehmen konnte. Der Kaiser brauchte zudem einen Mann, der die Pariser Verhältnisse kannte und dessen Name

bei der Bevölkerung einen guten Klang hatte. Er suchte also lange und dachte ganz sicherlich im Anfang nicht an mich. Ich glaube, Maret, zu dem ich übrigens keine näheren Beziehungen unterhielt, trug viel dazu bei, daß die Wahl auf mich fiel. Herr de Cambacérès erfuhr erst im letzten Augenblick — so hat er mir wenigstens versichert — daß meine Person in Frage käme. Ich selber hatte nicht die leiseste Ahnung.

Der Hof befand sich in Fontainebleau. Ich hatte mich am Sonntag, den 14. Oktober, dorthin begeben und hielt mich in der Galerie auf, um den Kaiser in die Messe gehen zu sehen, als Herr de Sémonville mir sagte: „Sie sind Polizeipräfekt!"

Anfangs lachte ich nur darüber, dann aber überkam mich ein Zittern, als ich bedachte, daß die Sache im Grunde nicht ganz unmöglich wäre. Einen Augenblick darauf sagte mir Cambacérès, der im Gefolge des Kaisers vorüberkam, er habe nach dem Gottesdienst mit mir zu sprechen; ich hatte wirklich ein kurzes Gespräch mit ihm, und er benachrichtigte mich, ich würde in des Kaisers Arbeitszimmer gerufen werden und hätte ihm den Eid als Polizeipräfekt zu leisten. Ich antwortete, ein derartiges Amt könnte ich unmöglich annehmen; ich verspürte keine Neigung dazu und würde durchaus nicht am Platze sein. Er gab mir zu verstehen, ich könnte eine solche Beförderung nicht zurückweisen, ohne beim Kaiser gerechten Verdacht hinsichtlich meines Diensteifers und meiner Ergebenheit für seine Person zu erwecken. Wenn ich nicht der geeignete Mann für den Platz wäre, so würde der Kaiser selbst es bald erkennen, würde mir wegen meines Gehorsams gewogen sein und mich auf eine meinen Neigungen besser zusagende Art verwenden. Übrigens brauchte ich mir wegen der von mir erwarteten Dienste keine Sorge zu machen. Die besonders ge-

heimen und vertraulichen Angelegenheiten würden immer dem Herzog von Rovigo vorbehalten bleiben.

Kurz und gut, Cambacérès Worte bewirkten, daß ich des Kaisers Zimmer betrat, ohne zur Ablehnung des Amtes fest entschlossen zu sein; ich wollte vielmehr eine Entscheidung je nach dem Verlauf der Unterredung treffen.

In einigen zur Restaurationszeit erschienenen Pamphleten, deren Titel mir entfallen sind, hat gestanden, Napoleon habe mich auf die Probe stellen wollen und mich gefragt, wie ich mich verhalten würde, falls ein Prinz des Hauses Bourbon in Paris entdeckt werden sollte und ob ich ihn verhaften lassen würde. Ich soll darauf ohne Zögern geantwortet haben, ich würde meine Pflicht tun.

Herr de Las Cases hat diese Erfindung noch weiter ausgeschmückt und im zweiten Bande des ‚Mémorial de Sainte-Hélène' eine ziemlich lange Schilderung des Vorgangs entworfen. Er läßt mich durch den Kaiser nicht nur fragen, ob ich den Grafen von Lille, wenn er in Paris gefunden werden sollte, verhaften lassen, sondern sogar, ob ich ihn verurteilen würde, wenn er mich zum Beisitzer des betreffenden Gerichts beriefe. Beide Fragen soll ich bejahend beantwortet haben — und in was für Ausdrücken! Es ist ihm nicht in den Sinn gekommen, daß diese schändliche Lüge seinen Helden fast ebenso sehr erniedrigte, wie sie mich beschimpfte. Die Behauptung ist gänzlich unbegründet, und ich strafe sie hiermit in aller Form Lügen!

Napoleon war allein, als ich in sein Arbeitszimmer eingeführt wurde, und unsere Unterhaltung verlief bis zum Ende ohne Anwesenheit von Zeugen. Er stellte mich nicht nur nicht auf irgendwelche Probe, sondern er vermied es absichtlich, irgend etwas zu sagen, was mich hätte scheu machen können.

Ich stellte ihm vor, ich stände den Männern und den

Intriguen der Revolutionszeit völlig fremd gegenüber und wäre daher sehr wenig geeignet für ein Amt, das eine genaue Kenntnis dieser geschichtlichen Vergangenheit voraussetzte. Übereinstimmend mit Herrn de Cambacérès antwortete er mir, dies sei Sache des Herzogs von Rovigo; von mir verlange und erwarte er nur, daß ich aus der Polizeipräfektur wieder eine Verwaltungsbehörde mache, wie sie zur Zeit der Sartines und Lenoir bestanden habe.

„Sie sind Verwaltungsbeamter gewesen und als solchen habe ich Sie ausgewählt. Ihr Vorgänger hinterläßt Ihnen in dieser Hinsicht viel zu tun, viel wieder gutzumachen. Sie werden mir diese Polizei säubern! Ich spreche Ihnen nicht von den schmutzigen Geldgeschichten, mit denen Herr Dubois zu tun gehabt hat. Es hieße Sie beleidigen, wenn ich Ihnen riete, in dieser Beziehung auf der Hut zu sein. Aber wenn der Vorgesetzte so wenig Zartgefühl bekundet hat, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß auch die Untergebenen sich daran gewöhnt haben, ungeniert zuzugreifen. Sie werden ihnen also scharf auf die Finger sehen müssen. Übrigens habe ich volles Vertrauen zu Ihnen und bin sicher, daß Sie dieses Vertrauen rechtfertigen werden."

Solchen Worten aus dem Munde eines solchen Mannes läßt sich schwer widerstehen, und eine Stunde später hatte ich meinen Eid abgelegt. Napoleon hielt übrigens viel darauf, das Publikum wissen zu lassen, daß er mich in meiner Eigenschaft als Verwaltungsbeamten zum Polizeipräfekten befördert habe, und daß nach seinem Willen mein Amt wieder eine wirkliche Verwaltungsbehörde werden solle; denn er sagte es im Laufe des Tages mehreren Personen, unter anderen den Herren Mollien und Daru, die es mir mehr als einmal erzählt haben.

So war ich denn also Polizeipräfekt. Diese große Ver-

änderung setzte niemand mehr in Erstaunen als mich selber. Aber ich war nicht nur erstaunt, ich war geradezu bestürzt. Indessen empfing ich viel Ermutigung, denn alle Welt freute sich, daß die Leitung der Polizei meinem Vorgänger aus der Hand genommen wurde.

Ich verhehlte mir nicht, daß alte gesellschaftliche Verbindungen sich lösen würden. Freunde, deren Ansichten und Gefühle ich geteilt hatte, würden es mir nicht verzeihen, daß ich in so enge Beziehungen zu einer Staatsordnung getreten war, mit welcher sie sich noch nicht völlig ausgesöhnt hatten. Veränderungen im persönlichen Verkehr sind immer recht peinlich, wenn sie durch derartige Anlässe herbeigeführt werden. Indessen brauchte ich mich nicht allzusehr zu beklagen, denn die Freundschaften, an denen mir etwas liegen mußte, habe ich fast ohne Ausnahme aufrechterhalten können.

Am selben Abend speiste ich beim Herzog von Bassano mit dem Polizeiminister, dem Herzog von Rovigo, zusammen. Ich fühlte mich zu ihm ebensowenig hingezogen, wie er sich zu mir. Wir wechselten bei Tische die ersten Worte, die wir uns in unserem Leben gesagt hatten. Ich erfuhr von ihm, daß ich nach dem Willen des Kaisers unverzüglich, nämlich schon am nächsten Morgen um sechs Uhr, in mein Amt eingeführt werden solle. Ich mußte also sofort aufbrechen; mitten in der Nacht kam ich in Paris an und um sechs Uhr in der Frühe war ich mit dem Herzog von Rovigo auf der Polizeipräfektur. Graf Dubois mußte mir seine Portefeuilles aushändigen. Eine Stunde später stellte er mir die Vorsteher der verschiedenen Abteilungen vor, und meine Arbeit begann. Die Geschäfte waren mir ebenso fremd wie die Personen, und auf die von meinem Vorgänger mir erteilten Auskünfte konnte ich mich nicht verlassen. Er verhehlte weder seinen Verdruß noch seine Überzeugung, daß ich mich niemals in die mir völlig

fremden Geschäfte hineinfinden würde. Trotzdem kam ich ihm mit aller Freundlichkeit entgegen, die sich mit meiner Pflicht vereinigen ließ.

Ich bin immer der Meinung gewesen, daß es von geringem Zartgefühl und von recht kleinlichem Geiste zeugt, wenn man auf Kosten eines Vorgängers sich selber zur Geltung zu bringen sucht. Natürlich muß man die von ihm begangenen Fehler aufzudecken suchen, um sie zu vermeiden, aber man wird fast immer in der Lage sein, darüber zu schweigen. In ein paar Tagen war ich in meinem neuen Wirkungskreis schon ziemlich heimisch und bald hatte ich die sehr erfreuliche Überzeugung gewonnen, daß die Beamtenschaft der inneren Polizeiverwaltung im Durchschnitt viel besser war, als ich vermutet hatte. Fast alle, die sich in den schlimmen Zeiten der Revolution auf eine ärgerliche Weise bemerkbar gemacht hatten, waren bereits ausgeschieden, und wenn man mir den Generalinspektor Veyrat und seinen Sohn, zwei der denkbar schlechtesten Subjekte, hätte vom Halse schaffen wollen, so hätte ich mich auf meine Untergebenen verlassen können. Ich erfuhr jedoch, daß ich mir diese Hoffnung aus dem Sinn schlagen müsse, denn dieser Veyrat sei eine Macht; eng befreundet mit des Kaisers erstem Kammerdiener Constant, befördere er durch dessen Vermittlung jeden Abend einen Bericht, der als Kontrolle des vom Polizeipräfekten eingereichten diene. Ich konnte mir nicht schmeicheln, daß der Kaiser mir zuliebe auf ein Beobachtungsmittel verzichten würde, das nun einmal zu seiner Praxis gehörte.

Siebentes Kapitel.

Schikane des Herzogs von Rovigo. — Verleumder und Zwischenträger. — Protektion des Herzogs von Bassano (Maret). — Die Levers beim Kaiser Napoleon. — Kaiserliche Wißbegierde. — Mein Notizbuch. — Anfänge einer systematischen Statistik. — Der tägliche Polizeibericht. — Übelstände der gewaltigen Bautätigkeit in Paris. — Ein Witz des Königs von Württemberg. — Gründliche Säuberung. — Das Trinkgeld des Spielpächters. — Nebeneinnahmen eines Polizeipräfekten. — Die verschiedenen Abteilungen der Polizei. — Gegenseitige Schikanen. — Der Großmarschall Duroc und der Sicherheitsdienst im kaiserlichen Palast. — Die Überwachung des Briefverkehrs. — Zwistigkeiten mit dem Papst. — Der neue Erzbischof von Paris. — Ein päpstliches Breve. — Aufsäßige Stimmung des Pariser Domkapitels. — Ungerechtes Verfahren des Kaisers gegen meinen Freund Portalis. — Eine peinliche Staatsratssitzung. — Mein festes Auftreten gegenüber dem Kaiser. — Wohltätige Folgen für mich. — Verschärfung der Maßregeln gegen den Papst. — Unterwerfung der französischen Geistlichkeit unter Napoleons Willen.

Der Herzog von Rovigo war mit meiner Ernennung nicht sehr zufrieden gewesen; bald erfuhr ich denn auch zahlreiche Beweise seiner übelwollenden Gesinnung. Jeden Tag gingen mir aus seinem Kabinett Schriftstücke zu, in denen über Vorfälle aus dem Gebiet meiner Amtsbefugnis Klagen erhoben wurden. Er nahm diese Klagen entgegen, ja er ermutigte sogar dazu und mischte sich in anspruchsvoller Weise mit seiner Oberaufsicht in alle meine Angelegenheiten. Das Mißtrauen des Kaisers gegen Dubois hatte er zu benutzen gewußt, um sich selber die Besetzung aller wichtigen Posten im Außendienst der Polizeipräfektur zuteilen zu lassen. Da diese Beamten ihre Ernennung nicht von dem Vorgesetzten erhalten hatten, dessen Befehle sie ausführen sollten, so brachten sie naturgemäß diesem geringere Achtung entgegen. Ich war fest entschlossen, ein solches Verhältnis nicht zu dulden und lieber um meine Entlassung nachzusuchen. Es ereigneten sich jedoch mehrere Vorfälle, wodurch der Herzog von Rovigo selber zu der Einsicht gebracht wurde, daß das Recht der Stellenbesetzung seiner-

seits nur formell gehandhabt werden dürfe, und daß meine Vorschläge, abgesehen von wenigen Ausnahmefällen, auf die im Prinzip keine Rücksicht genommen zu werden brauchte, stets maßgebend sein müßten. Der Herzog von Rovigo war von einem Schwarm untergeordneter Schmeichler umgeben. Es war nicht schwer, einem Minister, der zwar viel Mutterwitz, aber durchaus keine Kenntnisse besaß, den Kopf zu verdrehen. Jeden Morgen empfing er zum Frühstück die Redakteure einiger Zeitungen, denen er reichliche Geldunterstützungen zufließen ließ. Bei diesen Besprechungen wurden gewöhnlich die grund- und maßlosen Klagen vorgebracht, unter denen ich zu leiden hatte. Ein- oder zweimal nahm ich an solchem Frühstück teil. Man hatte mich sehr dringlich dazu eingeladen, weil man entzückt gewesen wäre, hätte man mich auf meine eigenen Worte festnageln oder mich sonst in einer Schlinge fangen können. Die Gesellschaft flößte mir einen solchen Abscheu ein, daß ich mich beeilte, für die Zukunft mich vom Erscheinen zu entbinden, indem ich den sehr stichhaltigen Grund meiner Arbeitsüberhäufung vorschützte.

Der gefährlichste meiner Feinde in diesem so böswilligen Kreise war ein gewisser Desmarest. Er schien es sich zur ganz besonderen Aufgabe gemacht zu haben, mich zu beobachten, auszuspionieren und über irgendeinem Fehler zu ertappen, und seine Berichte waren sehr danach angetan, den Herzog von Rovigo in seiner Voreingenommenheit zu bestärken. Zum großen Glück fand ich Gerechtigkeit und Schutz beim Herzog von Bassano, Maret. Er stand, wie ich bereits erwähnte, meiner Ernennung nicht ganz fern; ich besuchte ihn sofort nach seiner Rückkehr nach Fontainebleau, und er forderte mich auf, recht oft wiederzukommen. Er war durchaus kein Freund des Herzogs von Rovigo, der damals überhaupt bei seinen Kollegen recht unbeliebt war; er hatte eine sehr geringe

Meinung von den Fähigkeiten des Polizeiministers und wünschte zudem durchaus nicht, daß der jüngste Kollege im Kabinett allzugroße Fortschritte im Vertrauen des Herrn und Meisters machte; er hätte vielmehr dieses Vertrauen gern für sich allein gehabt. Seine Frau, die großen Einfluß auf ihn übte, konnte die Herzogin von Rovigo nicht ausstehen. Auf dieser Seite lag also alles günstig für mich.

Marets vertrauter Freund, Herr de Sémonville, mein alter Kollege vom Parlament, arbeitete auch mit daran, ihm eine gute Meinung von mir beizubringen, und bald stand ich mit dem Staatssekretär auf einem solchen Fuße, daß ich fast jeden Abend von zehn bis zwölf bei ihm war, zuweilen blieb ich sogar bis ein Uhr. Hier hatte ich nun immer Gelegenheit, gesprächsweise und mit dem Minister Billard spielend, ihm alles zu sagen, was meiner Meinung nach dem Kaiser zu Gehör gebracht werden mußte, um mich der gegen mich gerichteten Schikanen zu erwehren.

Den Erzkanzler fragte ich um Rat, so oft er geneigt war, mich anzuhören. Er hatte sich nämlich mit der ihm eigenen Vorsicht in dieser Beziehung eine sehr große Zurückhaltung auferlegt. Dies ist recht charakteristisch für das Mißtrauen, womit auch die Napoleon am nächsten stehenden Männer die Sicherheit ihrer Stellung betrachteten. Als ich Herrn de Cambacérès das erstemal nach meiner Ernennung zum Polizeipräfekten traf, sagte er mir sofort, ich dürfe in Zukunft nicht so viel wie sonst mit ihm verkehren. Da ich möglicherweise zum Vertrauten sehr wichtiger Geheimnisse gemacht würde, die nur dem Kaiser und mir bekannt sein dürften, so wäre es unschicklich, wenn ich zu enge Beziehungen, die meine Verschwiegenheit fraglich erscheinen lassen könnten, zu früheren Freunden unterhielte, möchten diese sein, wer sie wollten!

Diese Gefahr ist niemals groß gewesen, denn Napoleons

Worte, die er mir in Fontainebleau ſagte, haben ſich zum Glück buchſtäblich erfüllt; das Vertrauen des Kaiſers iſt niemals auf ſchwierige oder gefährliche Proben geſtellt worden. Indeſſen hatte ich in meiner Eigenſchaft als Polizeipräfekt ohne weiteres freien Zutritt zu der Audienz, die er nach dem Aufſtehen erteilte, und dort traf ich mit allen Perſönlichkeiten ſeines vertrauteſten Umgangs zuſammen.

Dieſe ſogenannten »Großen Levers« waren oft ſehr intereſſant. Voll geſpannter Aufmerkſamkeit lauſchte man jedem Wort des Herrn; es kam ſelten vor, daß nicht jeder ſeinen Anteil am Geſpräch erhielt, indem Napoleon irgendeine auf ſeine Dienſtobliegenheiten bezügliche Frage an ihn richtete. Seine Zufriedenheit gab ſich im allgemeinen nur in Blicken und in einer gewiſſen Freundlichkeit des Benehmens, eigentlich niemals in Worten kund. Seine Unzufriedenheit dagegen machte ſich in barſchen und ſogar harten Worten Luft. Hatte man ihm etwas zu ſagen, wozu es einer Unterredung unter vier Augen bedurfte, ſo ließ man durch den dienſttuenden Kammerherrn um die Erlaubnis bitten, in ſein Arbeitszimmer eintreten zu dürfen, und dieſe Erlaubnis wurde ſelten verweigert. Ich habe von dieſem Vorrecht ſelten, und im erſten Jahre, wie ich glaube, niemals Gebrauch gemacht.

Die wenigen Worte, die zu jener Zeit zwiſchen Napoleon und mir gewechſelt wurden, beſchränkten ſich auf Fragen nach dieſen oder jenen Einzelheiten meiner Tätigkeit; hierauf mußte ich ſtets ganz beſtimmte Antworten geben. Er hatte zum Beiſpiel die Manie, zu fragen: „Wieviele Schiffe mit Wein liegen auf dem Fluß? Wieviele Sack Getreide ſind in der Halle?“ und dergl. Darauf mußte ich ihm ſtets mit einer beſtimmten Zahl aufwarten können. Von einem ‚ungefähr‘ wollte er nichts wiſſen. Nun war gerade in dieſer Beziehung mein Gedächtnis außerordentlich ſchlecht angelegt, um ihn zufriedenzu-

stellen. Zur Überwindung dieser Schwierigkeit ersann ich ein einfaches Mittel, indem ich mir ein Notizbuch anlegte, das ich meistens bei mir trug, und worin die interessantesten und wichtigsten statistischen Einzelheiten aus dem Bereich meiner Verwaltungstätigkeit verzeichnet standen. Ich zeigte dieses Büchlein den Ministern des Innern und der Polizei und dem Seinepräfekten. Ihnen leuchtete die Nützlichkeit desselben ebenfalls sofort ein; der Seinepräfekt führte die Einrichtung auch unter den ihm unterstellten Beamten ein, und allmählich entwickelten sich daraus jene statistischen Aufstellungen über das Seinedepartement, die heutzutage von allen, die sich mit Volkswirtschaftslehre befassen, als grundlegend betrachtet werden.

Es war Herkommen, daß der Polizeipräfekt jeden Abend dem Kaiser einen Bericht über die wichtigsten Tagesvorfälle: Zahl und Anlässe der in den letzten vierundzwanzig Stunden vorgenommenen Verhaftungen, Stand der Nahrungsmittelzufuhr und dergl., einreichten. Man konnte besondere Anmerkungen beifügen, wenn man glaubte, sie verdienten ihm unterbreitet zu werden; und dies war ein bedeutendes Mittel, um bei passenden Gelegenheiten auf ihn einzuwirken. Mein Vorgänger hatte reichlich davon Gebrauch gemacht; ich selbst jedoch habe es nur selten getan und sehr gerne diese Art, sich Geltung zu verschaffen, dem Polizeiminister überlassen, der ebenfalls jeden Abend seinen Bericht einsandte. Da ich mich so sorgfältig auf den engsten Kreis meiner Amtspflichten beschränkte, so bin ich niemals mit dem besonderen Vertrauen des Kaisers beehrt worden, geschweige denn zu seinem näheren Umgang zugelassen, und er hat mir niemals eine jener Gunstbezeugungen zugewendet, die er an seine ihm, wie er glaubte, ausschließlich ergebenen Anhänger verschwendete. Dafür habe ich auch niemals ungehaltene oder grobe Worte anzuhören gehabt, die er jenen anderen nicht ersparte. Ich habe mich

ſtets in angemeſſener Entfernung gehalten, und wenn ſeine Achtung, die ich mir erworben zu haben glaubte, mir auch keine großen Vorteile einbrachte, ſo hat ſie mich doch ſtets vor unwürdiger Behandlung bewahrt. Gleich im Anfang meiner Amtstätigkeit wurde ich hinſichtlich der Schnelligkeit, womit des Kaiſers Befehle ausgeführt werden mußten, auf eine ziemlich ſchwierige Probe geſtellt. Straßen, Plätze und Boulevards von Paris waren von den Baumaterialien der an allen Ecken und Enden der Stadt aus der Erde emporſteigenden Häuſer und Paläſte in einer Weiſe unwegbar gemacht, daß der Zuſtand nachgerade unerträglich geworden war. Man erzählte ſich einen recht guten Witz des Königs von Württemberg, der mit großem Intereſſe ſich in allen Stadtteilen umzuſehen pflegte. Vom Kaiſer gefragt, was für einen Eindruck die Hauptſtadt auf ihn mache, antwortete er: „O, für eine Stadt, die von den Baumeiſtern mit Sturm genommen iſt, habe ich ſie recht nett gefunden.“

Der Scherz verfehlte ſeine Wirkung nicht, und faſt augenblicklich erſchien ein Dekret, worin die Säuberung der Verkehrswege von den erwähnten Hinderungsmitteln angeordnet wurde. Man war ziemlich übereinſtimmend der Meinung, die Ausführung der Verordnung ſei unmöglich. Zumal die Baumeiſter, ſogar der Direktor der kaiſerlichen Bauten, Fontaine, der der vernünftigſte und einſichtigſte von allen war, ſprachen ſich in dieſem Sinne aus. Allerdings bedeckten von der Baſtille bis zur Place Louis XVI. einſchließlich Haufen von Bauſteinen das Pflaſter der Boulevards in einer Weiſe, daß nur an wenigen Stellen drei Wagen aneinander vorbei konnten, und daß oftmals ſogar zwei Fuhrwerke wegen des Ausweichens in Verlegenheit waren. Auf den Kais war es noch ſchlimmer. Die Place des Victoires und die Place du Carouſſel waren beide von einem mächtigen Gebirgsſtock von Bauſteinen be-

deckt, durch den nur einige Wege hindurchgebrochen waren, um die unbedingt notwendigen Verbindungen aufrechtzuerhalten. Ich besichtigte zunächst die Örtlichkeiten, bezeichnete darauf mehrere abseits vom Verkehr gelegene Stellen, wo Werkplätze und Lagerschuppen Platz finden konnten, und erließ genaue Vorschriften. Alle Arbeiten überwachte ich persönlich, indem ich die Stadt nach allen Richtungen durchstreifte — und nach ein paar Wochen war alles aufs sauberste aufgeräumt.

Nachdem ich einen Monat lang meines Amtes als Polizeipräfekt gewaltet hatte, sah ich eines Tages den Pächter der öffentlichen Spiele bei mir eintreten. Er brachte mir eine Summe von 5000 Franken, die, wie er sagte, herkömmlicherweise alle dreißig Tage dem Herrn Grafen Dubois ausbezahlt worden sei. Ich fragte: warum? Es sei, antwortete er, eine freiwillige Abgabe, die aber zu den Sporteln meines Amtes gerechnet werden müsse. Ich sagte ihm, er möge sein Geld bis auf weiteres behalten. Da er aber mit dieser Ausgabe bei der Aufstellung seiner Kosten gerechnet haben mußte, als er sein Pachtgebot machte, so schien es mir nicht recht, wenn gerade er von meiner Weigerung, derartiges Geld anzunehmen, Vorteil hätte. Ich machte also dem Polizeiminister Meldung, denn an ihn wurden die Erträgnisse des Spielpachts abgeführt, und bat ihn, er möge die Entscheidung des Kaisers einholen. Zur Vorsicht trug ich auch dem Erzkanzler und Herrn Maret den Fall vor, denn ich traute dem Herzog von Rovigo wohl zu, daß er meine Anfrage unterdrücken oder in entstellter Form weiterbefördern würde. Er entledigte sich jedoch seiner Pflicht in einer Weise, wie ich es nicht besser wünschen konnte.

„Ich wußte wohl," sagte der Kaiser, als er ihn gehört hatte, „daß mein lieber Dubois an allen Ecken und Enden

schröpfte, und deshalb weigerte ich mich auch, trotz seinen dringlichsten Vorstellungen stets, ihm dasselbe Einkommen wie dem Seinepräfekten zu gewähren."

Einige Tage später befahl der Kaiser dem Polizeiminister, die 5000 Franken jeden Monat mit dem Spielpacht zusammen sich auszahlen zu lassen und mein Gehalt um diesen Betrag zu erhöhen.

Eine der größten Schwierigkeiten, mit denen ich zu kämpfen hatte, war die beständige gegenseitige Überwachung von fünf oder sechs verschiedenen Abteilungen der Polizei, die zum Teil einander geradezu entgegenarbeiteten. Da war außer der Polizei der Präfektur noch die Polizei des Ministers, des militärischen Kommandanten von Paris, des Großmarschalls vom Palast, des diensthabenden Kommandanten der kaiserlichen Wache. Wenn der Marschall Davout dieses Kommando hatte, so wußte man vor fortwährenden Klagen und Beschuldigungen nicht mehr, auf wen man hören sollte. Endlich hatte auch noch der General, der die Gendarmerie befehligte, seine eigene Polizei. Marschall Moncey benutzte diese, um in seinem beschränkten und kleinlichen Geist fortwährend neue Scherereien auszuhecken. Ferner hatte man sich gegen die Berichte zu wehren, die der Kaiser von seinen geheimen Korrespondenten erhielt — und wer weiß, wie viele derartige Leute er in seinem Solde hielt!

Man hat oft von des Kaisers Mißtrauen gesprochen. Es war allerdings groß; aber trotzdem bleibt es ein Beweis von der erstaunlichen Festigkeit seines Charakters, daß er den Eingebungen dieses Mißtrauens nicht mehr folgte. Der überlegene und oftmals sehr nüchterne Geist des Großmarschalls Duroc half ihm häufig, die Dinge nach ihrem wahren Wert zu beurteilen; ich habe mit niemandem angenehmere amtliche Beziehungen gehabt, als mit diesem. Er hatte den Palast-

dienſt organiſiert, und die Maßnahmen, wodurch er die Sicherheit der kaiſerlichen Perſon gewährleiſtete, waren geradezu bewunderungswürdig. Faſt gar keine Schildwachen oder überhaupt ſichtbare Vorſichtsmaßregeln und doch niemals Zeichen von Unordnung oder Verwirrung. Jedermann hatte ſeinen beſtimmten Platz, den er nicht verließ. Sieben oder acht Schildwachen im Innern des Schloſſes, zwei Wachtſtuben, wovon die eine ſich im Hof, die andere unter der großen Mitteltreppe ſich befand — damit genügte Duroc allen Anforderungen.

Ich glaube alſo ſagen zu können, daß niemals ein Souverän beſſer bewacht worden iſt als Napoleon. Allerdings beobachtete der Großmarſchall die ſehr weiſe Vorſicht, nur ganz wenig Perſonen im Palaſt ſelbſt wohnen zu laſſen. Wohnungen wurden nur ſolchen eingeräumt, deren Dienſt der Art war, daß ſie jeden Augenblick zur Hand ſein mußten.

Eine der wichtigſten von den Maßnahmen, durch die die Polizei ſich die notwendigen Auskünfte verſchaffte, beſtand im geheimen Öffnen der Briefſchaften. Dies konnte nur von ſeiten der Poſtverwaltung ſtattfinden, und die Überwachung der Ausführung lag in den Händen eines ehrenhaften und zartfühlenden Mannes. Ich kann behaupten, daß Herr de Lavalette in dieſer Hinſicht niemals weiter gegangen iſt, als es die Amtspflicht von ihm verlangte, und daß er ſich nie erlaubt hat, nur eine nichtige Neugier zu befriedigen oder ſeinem Herrn ſchmeicheln zu wollen, indem er ihn in ſeinen Leidenſchaften beſtärkte. —

Napoleons geſpanntes Verhältnis zum Papſt mußte unfehlbar auch zu Unzuträglichkeiten mit der höheren Geiſtlichkeit Frankreichs führen. Der Kaiſer fuhr in ſeiner Politik fort und ernannte, ohne die Zuſtimmung des Heiligen Vaters einzuholen — die übrigens verweigert worden wäre — aus eigener Machtvollkommenheit kirchliche Würdenträger zu

Inhabern der freiwerdenden Bischofssitze. So hatte er dem Bischof von Nancy, d'Osmond, den Sprengel von Florenz übertragen und den Kardinal Maury zum Erzbischof von Paris gemacht. Die Ernennung d'Osmonds veranlaßte den Papst zu einem Breve, das den Kaiser in heftigen Zorn bringen mußte, denn es war darin zugleich dem Pariser der Vorwurf gemacht, die Auflösung der ersten Ehe Napoleons in Widerspruch mit den kirchlichen Vorschriften gutgeheißen zu haben. Es konnte dem Kaiser nicht entgehen, daß dadurch seine Feinde eine gefährliche Waffe erhielten, womit sie die rechtmäßige Geburt seiner bereits in Aussicht stehenden Nachkommenschaft anfechten konnten. Andere Breves legten gegen die Ernennung des Erzbischofs von Paris und gegen die Anmaßung des Kardinals Maury, sich die Verwaltung der Diözese vom Kapitel übertragen zu lassen, Verwahrung ein. Der Papst glaubte sich zu diesen Erlassen um so mehr berechtigt, da Kardinal Maury als Mitglied des Heiligen Kollegiums und als Bischof von Montefiascone zum päpstlichen Stuhle ohne Zweifel in sehr nahen Beziehungen stand.

Der Kardinal beachtete indessen das Verbot nicht und ergriff alle Maßnahmen, um die Verwaltung des Pariser Sprengels in seine Hand zu nehmen. Er begegnete aber dabei zahlreichen Schwierigkeiten und stieß in seinem eigenen Kapitel auf einen Widerstand, über den man anfangs allgemein sehr erstaunt war, da gerade diese Körperschaft bisher sich überaus gefügig gezeigt hatte. Übrigens hätte man sich über die neue Erscheinung eigentlich nicht wundern sollen, da man doch wußte, daß Kardinal Fesch, der vor Maury Erzbischof von Paris gewesen war, sich trotz der Aufforderung des Kapitels jeder Einmischung in die geistlichen Angelegenheiten der Diözese enthalten hatte. Dieses Beispiel konnte, ja mußte auf die Domherren einen sehr starken Eindruck machen. Der Papst hatte

denn auch in seinem Breve an den neuen Erzbischof darauf hingewiesen.

Die Stimmung des Pariser Domkapitels begann zuerst im Laufe des Novembers schärfer hervorzutreten. Ich erhielt davon Kenntnis, jedoch in einer Weise, daß ich keine Veranlassung hatte, mich amtlich näher damit zu beschäftigen. Mein vertrauter Freund Portalis, der das ganze Druckschriftenwesen unter sich hatte, kam Mitte Dezember zu mir und sagte mir, er wisse bestimmt, ein päpstliches Breve sei in Paris angekommen und verbiete dem Kapitel, die Verwaltung dem Kardinal Maury zu übertragen; zugleich erkläre es alle etwaigen geistlichen Handlungen des Erzbischofs für null und nichtig. Die Regierung hatte von dem an den Kardinal gerichteten Breve Kenntnis erhalten; da dieser aber selbst das allergrößte Interesse an dessen Geheimhaltung hatte, so konnte man ihn nicht in Verdacht haben; das Breve mußte vielmehr noch an andere Personen adressiert worden sein. In der Tat hatte der Papst trotz der strengen Überwachung, die er in seiner Haft in Savona zu erdulden hatte, Mittel und Wege gefunden, nicht nur das erwähnte, sondern auch noch ein zweites, in viel stärkeren Ausdrücken abgefaßtes Breve einem Pariser Geistlichen direkt zukommen zu lassen.

Herr Portalis fügte seinem Bericht hinzu, daß er mir nicht enthüllen könne, auf welchem Wege er von der wichtigen Tatsache Kenntnis erlangt habe; er könne aber versichern, daß das Breve binnen wenigen Tagen in Paris im Umlauf sein würde, wenn die Regierung kein Mittel dagegen fände. Er betrachte es als sehr wünschenswert, daß man diese Verbreitung verhindere; der Polizeiminister möge zu verschiedenen Geistlichen schicken — er nannte mir die Namen — und ihnen zu wissen geben, daß er von dem Vorhandensein des Breve Kenntnis habe, und daß die Regierung beschlossen

habe, sie dafür verantwortlich zu machen, wenn es an die Öffentlichkeit gelangen sollte. Man könne, so bemerkte Portalis, sicher sein, daß die betreffenden Geistlichen die Verbreitung des Breve würden zu verhindern wissen.

Ich beeilte mich, von dieser Eröffnung dem Polizeiminister Mitteilung zu machen; er schien sehr befriedigt darüber zu sein und sagte, er würde sich den Wink zunutze machen. In der Tat schien er den Rat, den ich ihm übermittelte, befolgt zu haben, denn das Ende des Dezembermonats kam heran, ohne daß man vom Breve etwas verlauten hörte.

Am 1. Januar 1811 erschien Kardinal Maury an der Spitze der Kapitelsherren vor dem Kaiser, um ihm dem Brauch gemäß ihre Ergebenheit zu versichern. Napoleon benutzte diese Gelegenheit, um seine Unzufriedenheit auszusprechen; er wandte sich im besonderen an die Generalvikare und sagte:

„Vor allem, meine Herren, müssen Sie Franzosen sein; damit sind Sie zugleich auch gute Christen. Bossuëts Lehre allein müssen Sie in dieser Hinsicht befolgen; so sind Sie sicher, nicht auf einen falschen Weg zu geraten. Was ich hier sage, gilt besonders für Sie, Herr Abbé" — hiermit zeigte er auf den Abbé d'Astros — „ich weiß, Sie sind ein Gegner der Maßregeln, die mir durch meine Politik geboten sind, Sie bemühen sich im geheimen unablässig, um ihre Wirkungen zu lähmen. Aber Ihre Pläne sind mir bekannt; ich werde sie zu vereiteln wissen!"

Da diese Ansprache vor so vielen Zeugen gehalten wurde, so mußte man natürlich auf irgendeine Gewaltmaßregel gefaßt sein. Kaum war die Audienz zu Ende, so trat der Kardinal an den Abbé d'Astros heran und ersuchte ihn, mit ihm zum Polizeiminister zu gehen, der von ihm eine Aufklärung zu erhalten wünsche. Hätte der Kardinal auch nur das leiseste Taktgefühl gehabt, so mußte er begreifen, daß es unschick-

lich und unzart war, eine solche Einmischung in seine Beziehungen zu einem Untergebenen anzurufen; allenfalls hätte er sich an den Kultusminister wenden dürfen.

Der Minister befragte in Gegenwart des Herrn Réal zunächst den Abbé nach den Gründen seiner Widersetzlichkeit und verlangte Auskunft über die Beziehungen, die er mit Savona unterhielte. D'Astros antwortete auf alle Fragen verneinend oder ausweichend; schließlich verlangte der Minister, er solle seiner Stellung als Domherr entsagen; dessen weigerte der Abbé sich. Auf diese Weigerung hin wurde er verhaftet; ehe er jedoch nach Vincennes gebracht wurde, führte man ihn zuerst nach seiner Wohnung, um bei der Beschlagnahme seiner Papiere zugegen zu sein. Die Haussuchung ging so weit, daß man sogar seine Kleider betastete — und in dem Hutfutter fand man das unglückselige Breve, wovon Portalis mit mir gesprochen hatte!

Ich hatte von dieser Entdeckung kein Wort gehört, als ich am nächsten Morgen auf dem Wege zur Staatsratssitzung beim Polizeiminister vorsprach. Ich war daher sehr erstaunt, als er mir sagte: „Wenn Sie unterwegs Herrn Portalis begegnen, so halten Sie ihn ja nicht davon ab, sich zur Sitzung zu begeben."

Ich fragte, was dieser Rat bedeuten solle; er wollte mir aber keine Erklärung geben. Ich betrat den Sitzungssaal, wo Portalis schon anwesend war. Napoleon selbst erschien, um den Vorsitz zu übernehmen. Kaum hatte er Platz genommen, so begann eine Szene, die ich nach den dem Herzog von Rovigo entschlüpften Worten unbedingt als vorbereitet ansehen mußte. Indessen gab der Kaiser sich den Anschein, als werde er von einem Zorne hingerissen, den er nicht mehr meistern könne.

Zunächst erkundigte der Kaiser sich, ob Herr Portalis

anweſend wäre; dann fuhr er ihn ſofort im barſcheſten Ton mit der Frage an, wie er es wagen könnte, nachdem er ſich eines derartigen Verrates ſchuldig gemacht, ſich in dieſem Kreiſe blicken zu laſſen? Er erklärte dann, daß dieſer Verrat darin beſtände, von einer aufrühreriſchen Korreſpondenz mit dem Papſte, einem fremden Souverän, gewußt und ſie begünſtigt zu haben, und fuhr fort: eine unwürdigere Treuloſigkeit wäre noch niemals dageweſen, er wäre in ſeinem Leben noch nicht ſo empört geweſen, denn der Verräter wäre ein Mann, dem er ſein ganz beſonderes Vertrauen geſchenkt gehabt. Er könnte keine Worte finden, um ſeine Entrüſtung auszudrücken.

Was ich hier in wenigen Zeilen wiedergebe, kam aus des Kaiſers Munde als eine Philippika, die eine volle Viertelſtunde dauerte. Dabei wurden Stimme, Bewegungen, Geſichtsausdruck immer furchtbarer, und als er geendigt hatte, ſaßen alle Anweſenden in ſtummer Beſtürzung da. Portalis war wie vernichtet und konnte nur ein paar Worte ſtammeln: er glaube gegen keine ſeiner Pflichten verſtoßen zu haben, indem er einen Verwandten, einen Jugendgeſpielen, nicht verraten habe, zumal er ſich zugleich bemüht habe, ihn auf dem gefährlichen Wege, den er beſchritten, zurückzuhalten.

Kaum hatte Portalis dieſe wenigen Worte hervorgebracht, ſo nahm der Kaiſer noch heftiger und noch bitterer ſeine furchtbare Anſprache wieder auf. Ich glaubte nicht ſchweigen zu dürfen und benutzte die erſte Pauſe, um das Wort zu ergreifen. Ich ſagte, es ſei meine Pflicht, Herrn Portalis' Verteidigung zu vervollſtändigen und das anzuführen, was er in ſeiner Aufregung nicht habe vorbringen können. Ich erzählte alſo, was Mitte Dezember zwiſchen uns beiden vorgefallen wäre, und daß ich auf ſeine Veranlaſſung dem Polizeiminiſter Mitteilung gemacht hätte. Dieſer hätte ſich offenbar

dasselbe zunutze gemacht, denn das Breve wäre vollständig geheim geblieben und würde noch jetzt unbekannt sein, hätte man es nicht beim Abbé d'Astros gefunden, der aber offenbar nicht gewagt hätte, von dem Schriftstück Gebrauch zu machen. Der Umstand, daß Herr Portalis mir die vertrauliche Mitteilung gemacht, müsse ihn von jedem Verdacht des Verrates reinigen; vielleicht könnte man noch eher an mir selbst den Anschein einer Schuld finden und behaupten, ich hätte seine Mitteilung nicht so ausgenützt, wie es möglich gewesen wäre.

Bei diesem kurzen Vortrag, der das Interesse der Versammlung im höchsten Grade zu erregen schien, malte sich auf des Kaisers Antlitz nur eine lebhafte Ungeduld; nachdem er eine kurze Minute geschwiegen, fuhr er fort, abermals Herrn Portalis herunterzumachen, ohne das von mir Vorgebrachte irgendwie zu beachten. Ich wollte noch einmal um das Wort bitten, wurde aber von meinem Platznachbarn Herrn de Lavalette zurückgehalten; er bat mich dringend, nichts mehr zu sagen, da ich bei der augenblicklichen Lage der Dinge mehr schaden als nützen würde. Der Auftritt endigte mit den Worten an Portalis: „Gehen Sie, mein Herr, und kommen Sie mir niemals wieder vor Augen!"

Nachdem Portalis hinausgegangen war, herrschte minutenlang eine Totenstille im Staatsrat. Napoleon brach endlich dieses Schweigen und bemerkte mit sehr besänftigter Stimme, es mache ihm außerordentlichen Kummer, einen solchen „Verrat" inmitten einer Körperschaft gefunden zu haben, der er stets die höchsten Beweise seines Vertrauens gezollt habe, vor der er sich mit unverhohlener Offenheit auszusprechen pflege. Ohne Zweifel sei dies ein Unglück, das alle Mitglieder des Staatsrates ebenso tief empfinden würden, wie er selber.

„Der Herr Polizeipräfekt," bemerkte er zum Schluß, „hat es allerdings für angebracht gehalten, Herrn Portalis zu ver-

teidigen; aber er ist sein Freund, und man muß Nachsicht üben gegen das Gefühl, das ihn zu dieser Verteidigung getrieben hat."

Der Kaiser äußerte also keinen Zweifel an den von mir vorgebrachten Tatsachen; augenscheinlich hatte er während seines Schweigens darüber nachgedacht, wie er sich mir gegenüber verhalten sollte. Die Überlegung, daß er in der Verlegenheit sein würde, einen neuen Polizeipräfekten suchen zu müssen, wenn er mich fallen ließe, und vielleicht auch der Gedanke, daß es einen zu schlechten Eindruck machen würde, wenn er eine Handlung der Aufrichtigkeit und Gewissenhaftigkeit bestrafte, — dies alles mochte ihn wohl zu seinem schonenden Benehmen gegen mich bestimmen.

Sowie ich nach Hause gekommen war, schrieb ich dem Kaiser. In Ausdrücken, von denen ich mir die meiste Wirkung versprach, rief ich seine Gnade für Portalis an. Ich wiederholte, wenn man jemandem einen Vorwurf machen könne, so sei ich es. Ich flehte also Seine Majestät an, mit gerechteren Gefühlen einen Mann zu beurteilen, der ihm von Herzen aufrichtig ergeben und eher unglücklich als schuldig sei. Ich fügte diesen Brief — der sich noch jetzt im Staatsarchiv befindet — dem Polizeibericht bei, und er wurde um acht Uhr abends nach den Tuilerien getragen.

Nachdem ich mich dieser Pflicht entledigt, begab ich mich zu Portalis; ich fand ihn damit beschäftigt, an Napoleon zu schreiben, er war aber in großer Verlegenheit, wie er seinen Brief schnell befördern könnte. Dies nahm ich auf mich und trug den Brief zu Herrn Maret, der sich ohne weiteres bereit erklärte, ihn am selben Abend während der Arbeitsstunde von zehn bis elf dem Kaiser zu übergeben. Ich erwähnte zugleich meinen eigenen Brief und ich muß dem Herzog von

Bassano die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er ob den Vorgängen, die sich am Morgen im Staatsrat zugetragen hatten, schmerzlich bewegt war. Überhaupt habe ich in ihm stets ein treffliches Herz gefunden.

Zur bestimmten Stunde fand ich mich wieder bei ihm ein und erfuhr, daß er Herrn Portalis' Brief und den meinigen, der noch uneröffnet gewesen war, vorgelesen hatte.

„Es traf sich recht unglücklich," fuhr Maret fort, „daß ich erst nach dem Polizeiminister das Kabinett betrat und zwar in dem Augenblick, wo er dasselbe verließ. Er hatte einen Ausweisungsbefehl bei sich, dessen Zurücknahme ich leider nicht durchsetzen konnte, der aber, davon bin ich fest überzeugt, nicht erlassen worden wäre, wenn der Kaiser die beiden Briefe vorher gelesen hätte."

Mit dieser schmerzlichen Nachricht mußte ich mich nach Hause begeben; ich lag bereits im Bett, als ich vom Polizeiminister den gegen Portalis erlassenen Ausweisungsbefehl erhielt mit dem Auftrag, ihn noch im Laufe der Nacht vollziehen zu lassen. Es war mir im Anfang sehr unangenehm, daß der Polizeiminister gerade mich mit diesem Auftrag bedacht hatte, den er ebensogut einem der unmittelbar unter ihm selber stehenden Beamten hätte geben können, z. B. dem Generalinspektor, den er für gewöhnlich bei derartigen Anlässen verwandte. Nachher aber überlegte ich mir, daß es so doch am besten wäre, da ich die Form mildern und die letzten Aufträge meines Freundes entgegennehmen könnte. Um fünf Uhr morgens reiste Portalis bereits nach Aix in der Provence ab; dort war seine Familie seit langer Zeit bekannt, und sein Vater stand noch bei allen Kreisen der Bevölkerung im ehrenvollsten Andenken.

Am Morgen verfehlte ich nicht, mich zum Lever einzu-

finden; alle Anwesenden richteten ihre Blicke auf mich, jeder war neugierig, welche Behandlung mir zuteil werden würde. Der Kaiser trat an mich heran und sagte nichts weiter als:

„Ich fürchte, Herr Polizeipräfekt, Sie haben keine ganz richtige Vorstellung von den Pflichten eines Staatsrates."

„Ich glaube, Sire, daß man hierin wie in allem anderen nicht in Gefahr ist, fehlzugehen, wenn man nur auf die Stimme seines Gewissens hört."

Dies war Wort für Wort meine Antwort. Napoleon ging weiter, ohne noch etwas zu sagen. Ich bin überzeugt, daß er sehr bald die Heftigkeit bedauerte, zu der er sich gegen Portalis hatte hinreißen lassen. Er hat mir niemals ein Wort darüber gesagt, daß ich mit dem Freunde in regelmäßigem Briefwechsel stand, obwohl ihm diese Tatsache sehr genau bekannt war. Und als drei Jahre später Herr Molé, der inzwischen Justizminister geworden war, ihm vorschlug, Portalis zum Oberpräsidenten des kaiserlichen Gerichtshofes zu Angers zu ernennen, da gab er ohne weiteres seine Zustimmung und unterzeichnete das Dekret.

Ich hatte voll Festigkeit eine Pflicht erfüllt, die mein Gewissen und meine Freundschaft mir vorschrieben. Meine Stellung wurde dadurch besser, nicht nur im Staatsrat, sondern überhaupt in den Kreisen der Regierung und sogar der nächsten Umgebung des Kaisers. Man bequemte sich dazu, in dem neuen Polizeipräfekten einen Mann anzuerkennen, der unter schwierigen Umständen den Mut gehabt hatte, die Wahrheit zu sagen und das zu verteidigen, was verteidigt werden mußte. Die Minister bezeigten mir ganz besondere Aufmerksamkeiten, und auch der Herzog von Rovigo begriff, daß er mit mir rechnen müßte, daß ich mich, nachdem ich dem Groll des Kaisers die Spitze geboten hatte, nicht lange mehr von

seinem Minister würde bedrücken lassen. Sein Benehmen gegen mich änderte sich also in sehr bemerkbarer Weise.

Gleichzeitig mit der Ausweisung des Herrn Portalis wurde durch Vermittlung des Turiner optischen Telegraphen Befehl nach Savona gesandt, daß beim Papst eine scharfe Haussuchung gehalten werden solle, die sich sogar auf sein Arbeitszimmer zu erstrecken habe; sie fand statt, während der Heilige Vater seinen gewohnten Spaziergang im Garten des erzbischöflichen Palastes machte, und brachte die Abschriften mehrerer Breves zutage, unter anderem auch den Entwurf des Schreibens an den Kardinal Maury. Diese Entdeckung führte zu neuen strengen Maßnahmen gegen den Heiligen Vater. Sein Hofstaat wurde gänzlich aufgelöst, und er behielt nur seinen Arzt und einige Diener, die im Solde der französischen Regierung standen.

Man konnte damals mit Recht sagen, daß eine Schreckensherrschaft den französischen und besonders den Pariser Klerus bedrohte, denn es war davon die Rede, alle Geistlichen, die mittelbar oder unmittelbar an der Verbreitung des Breves teilgenommen hatten, in den Prozeß des Abbés d'Astros hineinzuziehen. Kardinal Maury machte sich diese Gelegenheit zunutze, indem er dem Domkapitel die Überzeugung beibrachte, es gäbe kein anderes Mittel, um den Abbé d'Astros zu retten, als indem man ihn aus dem Kapitel ausschlösse und zugleich dem Kaiser eine Adresse unterbreitete, die ihn in zufriedenstellender Weise ihrer Ergebenheit versicherte. Es kostete ihm ziemlich viel Mühe, dies durchzusetzen, schließlich aber wurde doch alles gemacht, wie der Kaiser und er es wünschten. Das Domkapitel reichte seine Adresse ein, Napoleon nahm sie wohlwollend an, und ihr Wortlaut wurde allen Bischöfen in Frankreich und Italien zugesandt mit der Aufforderung, sich der Erklärung anzuschließen.

Der Erfolg war so, wie die Regierung ihn nur erwarten konnte, denn eine Zeitlang waren die Spalten des ‚Moniteur' voll von den Zustimmungserklärungen, die von allen Seiten einliefen.

Achtes Kapitel.

Einzelheiten aus dem Dienste der Polizeipräfektur. — Unzüchtige Schriften. — Nebeneinkünfte der Beamten. — Grobheit im Verkehr mit dem Publikum. — Die Pariser Prostitution. — Zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. — Geburt des Königs von Rom. — Kaiserin und Bäuerin. — Abberufung Caulaincourts aus St. Petersburg. — Ernennung des Herzogs von Bassano zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. — Sémonville und Narbonne. — Die Pariser Spielhöllen. — Skandalöse Beschuldigungen des Herzogs von Rovigo. — Die große Rekrutenaushebung von 1812. — Die Beziehungen zu Rußland. — Schweden und Bernadotte. — Abschluß der Bündnisverträge mit Preußen und Österreich. — Glänzende Hoffeste. — Mordanschlag eines sächsischen Studenten gegen den Kaiser. — Ein Landesverräter im Solde Rußlands. — Falsche Banknoten. — Unterredung mit Napoleon. — Abreise des Kaisers und der Kaiserin nach Dresden.

Ich möchte jetzt für einen Augenblick die große Politik beiseite lassen und einige Einzelheiten aus dem inneren Dienst der Polizeipräfektur berichten.

Außer anderen Übelständen deckte ich auch den Mißbrauch auf, der mit den „unzüchtigen Schriften" getrieben wurde: wenn sie auf Anordnung der Präfektur beschlagnahmt waren, so wurden sie niemals vernichtet, sondern man begnügte sich damit, sie in einem im zweiten Stock des Dienstgebäudes belegenen Lagerraum hinter Schloß und Riegel zu halten. Der Generalinspektor Veyrat und außer ihm jedenfalls noch andere Beamte hatten Schlüssel zu diesem Zimmer, und sie taten sich keinen Zwang an, wenn sie ihren Freunden durch Überlassung der verbotenen Früchte ein kleines Vergnügen machen konnten.

Der Präfekt Dubois hatte es ebenso gehalten. Wie man mir erzählt hat, erwies er mehreremal seinen bei ihm zu Tisch geladenen Kollegen vom Ministerium des Innern die Aufmerksamkeit, ihnen zum Nachtisch ein Paketchen mit den neuesten Merkwürdigkeiten dieser Literaturgattung zu überreichen. Aber das war noch nicht das schlimmste: ein guter Teil der konfiszierten Werke kam schließlich stets wieder in die Hände der Buchhändler oder Kolporteure, denen man sie weggenommen hatte; sie bezahlten Herrn Veyrat oder auch seinen Unterbeamten recht stattliche Preise dafür; es war also für diese Herren ein sehr einträgliches Geschäft. Es gab nur ein einziges Mittel, diesem Skandal ein Ende zu machen: die Bücher mußten vernichtet werden; ich erteilte ohne Zögern den Befehl dazu und wohnte sogar in eigener Person der Ausführung desselben bei. Der ganze Vorrat wurde verbrannt.

Beachtenswert ist, daß die aus politischen Gründen beschlagnahmten Bücher wohlweislich stets sofort eingestampft wurden; nur zwei oder drei Exemplare wurden jedesmal zurückbehalten, um nötigenfalls als Beweisstücke oder zu Vergleichungszwecken zu dienen.

Eigentümlich war der auf der Polizeipräfektur im Verkehr mit dem Publikum herrschende Ton; die Beamten hatten Manieren, die an die Revolutionszeit erinnerten. Man merkte nicht, daß der Republik und dem Direktorium das Konsulat und das Kaiserreich gefolgt waren, daß an Stelle des aus Leuten von sehr niedriger Herkunft zusammengesetzten ‚Zentralbureaus' als Polizeipräfekt zunächst Monsieur Dubois, dann der Herr Staatsrat Dubois, dann der Herr Graf Dubois getreten war — das Publikum wurde so ziemlich auf die gleiche Art behandelt wie zu den Zeiten der glücklichen Gleichheit. Damals standen ja alle Menschen gleich, und das hatten die Beamten so ausgelegt, daß alle mit der gleichen Grobheit

behandelt werden müßten. Ein solches Benehmen erschien jedoch, das mußte jeder einsehen, recht unangebracht in einem Land, wo Würden, Titel und Auszeichnungen aller Art wieder in ihre Rechte eingesetzt waren. Man kann sich kaum vorstellen, wie großen Anstoß die Pariser Bevölkerung an den Brutalitäten der Polizeibeamten genommen hatte und wie dankbar sie mir war, daß ich für Abhilfe sorgte.

In der Verwaltung einer großen Stadt gibt es recht heikle Gebiete; gerade auf dieser aber können die wichtigsten Dienste geleistet werden. Die Duldung öffentlicher Frauenzimmer ist ein notwendiges, vielleicht unvermeidliches Übel, um noch größere Mißstände zu verhüten; aber diese unglücklichen Geschöpfe müssen zum mindesten überwacht werden, und die Behörden müssen sich um die Gesundheit derselben um so ernstlicher bekümmern, als sie von großer Bedeutung für die Gesundheit der männlichen Jugend ist.

Die Pariser Polizei, die doch im allgemeinen in der Zeit vor der Revolution so außerordentlich umsichtig war, hatte gerade in diesem Punkt eine kaum begreifliche Sorglosigkeit an den Tag gelegt. Allerdings ließ man die Dirnen, von denen man wußte, daß sie krank waren, festnehmen und in ein Krankenhaus bringen; aber ehe es so weit kam, mußte die Krankheit, an der sie litten, schon große Verheerungen angerichtet und Anlaß zu vielen Klagen gegeben haben. Mein Vorgänger hatte den guten Einfall gehabt, einen besonderen ärztlichen Dienst für die Freudenmädchen einzurichten; sie wurden in ihren Wohnungen besucht und untersucht und nötigenfalls in ein Krankenhaus geschafft, wo für ihre Behandlung gesorgt wurde. Unglücklicherweise wurde die Wirkung dieser Einrichtung durch den empörendsten Mißbrauch völlig aufgehoben. Jedes Freudenmädchen mußte monatlich eine gewisse Abgabe bezahlen, aus deren Erträgnissen die Beamten der Sittenpolizei und

die Ärzte besoldet und die Arzneien bezahlt wurden. Die Abgabe brachte im ganzen ungefähr 30 000 Franken, mehr als genug, um alle Bedürfnisse zu befriedigen, aber leider wurde der Betrag in ganz anderem Sinne verwandt. Ein Wundarzt, der als früherer Schulfreund Herrn Dubois nahe stand, wurde an die Spitze der ganzen Einrichtung gestellt und erhielt jährlich 10- oder 12 000 Franken; trotzdem betrachtete er sein Amt lediglich als Sinekure. Aber es kommt noch besser: Herrn Dubois' Gemahlin und Schwiegermutter schämten sich nicht, jede 2- oder 3000 Franken als Beitrag zu ihren Toilettenausgaben aus dieser Kasse anzunehmen, der Rest wurde unter etliche Unterbeamte verteilt, die in keiner Weise überwacht wurden und daher entweder gar nichts taten oder gar die armen Mädchen ausbeuteten, indem sie sich ihr Schweigen bezahlen ließen, denn natürlich war der Aufenthalt im Hospital nicht gerade eine Empfehlung.

Ich wurde über diese ärgerlichen Geschichten erst geraume Zeit nach meinem Amtsantritt unterrichtet. Herrn Dubois' Freund, der Wundarzt, wurde verabschiedet, und ich übertrug die Leitung des Dienstes einem Arzt und einem Chirurgen, zu denen ich Vertrauen haben durfte; sie erhielten die Ermächtigung, die notwendigen Hilfskräfte anzustellen, und ich bestimmte, daß der Überschuß der von den Dirnen gezahlten Abgabe zu Belohnungen für die pflichteifrigsten Polizeibeamten und Chirurgen dieses Dienstes verwandt werden sollte. Die Ergebnisse fielen zu meiner vollsten Befriedigung aus: früher war auf acht Freudenmädchen eine Kranke gekommen; als ich aus der Polizeipräfektur schied, wurde nur noch eine auf siebenundzwanzig gezählt.

Am 20. März 1811 wurde der König von Rom geboren. Der ganze Hof und alle höheren Beamten waren am Abend vorher in die Tuilerien befohlen worden und verbrachten die

Nacht in den Vorzimmern, die zu den Gemächern der Kaiserin führen. Für die meisten Anwesenden hatte die Geburt eines Erben des Kaiserthrones ein sozusagen persönliches Interesse, denn sie mußte die bestehende Ordnung befestigen, worauf sie ihre eigene Sache gestellt hatten. Um sechs Uhr früh teilte man uns mit, die Wehen hätten ausgesetzt, es ließe sich durchaus nicht sagen, wann die Entbindung eintreten würde; es könnte daher ein jeder nach Hause gehen. Die Kaiserin schwebte tatsächlich in Lebensgefahr, denn sie befand sich in einer Lage, daß die Frage aufgeworfen werden mußte, ob Mutter oder Kind zu opfern wäre. Der sehr geschickte Arzt Dubois, der zu der Niederkunft hinzugezogen war, hatte dem Kaiser die Wahrheit nicht verhehlt. Er gab darauf die denkwürdige Antwort: „Handeln Sie so, wie wenn Sie die Frau eines Bauern zu entbinden hätten."

Ich war kaum seit einer Stunde wieder im Präfekturgebäude, als ich den ersten von den Kanonenschüssen vernahm, durch die die Kunde von der Entbindung gegeben wurde. Als der zweiundzwanzigste Schuß fiel, gab die auf den Straßen versammelte Menge ihrer Freude auf die stürmischste Weise freien Lauf. Ein gewaltiges Rufen: ‚Hoch der Kaiser, die Kaiserin und der König von Rom!' erscholl auf allen Seiten. Wir täuschten also den Kaiser nicht, als wir, in die Tuilerien zurückgekehrt, ihm die Versicherung gaben, sein Glück würde von den Parisern mitempfunden.

Meines Wissens hat Napoleon in seinem ganzen Leben wohl keinen glücklicheren Tag gehabt. Sein Antlitz strahlte. Er trug auf seinen Armen das Kind in den Saal, wo die hervorragendsten Personen seines Hofes und seiner Regierung versammelt waren. Auf seinem Gesicht sprach sich eine rührende Zärtlichkeit aus, die man für gewöhnlich nicht darauf las. In diesem Augenblick war er nicht Kaiser, sondern Vater.

Warum war diesem Triumph der Natur keine längere Dauer vergönnt?

Die Taufe wurde bis zum Juni verschoben. In der Zwischenzeit fand kein wichtiges Ereignis statt, ausgenommen Caulaincourts Rückkehr nach Frankreich. Da er als Botschafter in St. Petersburg dem Kaiser Alexander persönlich sehr genehm gewesen war, so war seine Abberufung — oder wie man sich damals ausdrückte: die ihm erteilte Erlaubnis zur Heimkehr — ein ziemlich deutliches Zeichen, daß man sich die Aufrechterhaltung guten Einverständnisses zwischen den beiden Kabinetten von Tag zu Tage weniger angelegen sein ließ. Jedem, der hinter den Kulissen Bescheid wußte, war es klar, daß das Auftreten des neu zu bestimmenden französischen Botschafters in Rußland sich nicht mit der Rolle in Einklang bringen ließ, die bis dahin der Herzog von Vicenza dort gespielt hatte. Übrigens war dieser seinem persönlichen Charakter nach zu aufrichtig, ja man kann sagen zu steif, als daß man ihm die seit einiger Zeit notwendig gewordene Änderung in Haltung und Sprache hätte zumuten können.

Ungefähr zur selben Zeit erhielt der Herzog von Bassano, Maret, das Ministerium des Auswärtigen an Stelle des Herzogs von Cadore, Champagny, der zum Staatsminister ernannt wurde. Bassanos Eifer war nicht weniger aufrichtig als der seines Vorgängers, aber er verband damit eine geradezu begeisterte Bewunderung für das Genie seines Herrn und Meisters. Er glaubte an Napoleon sozusagen wie der glühendste Katholik an die Unfehlbarkeit der Kirche. Zu dieser leidenschaftlichen Ergebenheit brachte er als weitere wertvolle Eigenschaften geistige Weitsichtigkeit und große Arbeitskraft mit. Niemand ist daher beim Kaiser so beständig in Gunst gewesen wie Maret.

Das bisher von Maret bekleidete Amt des Staatssekre-

tärs erhielt Daru. Diese Veränderungen, die dem äußeren Anschein nach für mich eine sehr geringe Bedeutung hätten haben sollen, griffen doch auf recht fühlbare Weise in meine augenblicklichen und künftigen Verhältnisse ein. Ich setzte meinen lebhaften Verkehr im Hause des Herzogs von Bassano fort und lernte im Ministerium des Äußeren, wohin er übergesiedelt war, einen ganz neuen Kreis kennen. Ich traf dort fortwährend mit den hervorragendsten fremden Diplomaten zusammen und drang viel tiefer, als es mir bis dahin möglich gewesen war, in die Geheimnisse der napoleonischen Politik ein; ich begann klarer zu sehen, und damit wuchsen auch meine Zweifel und Befürchtungen.

Weit entfernt, mich zu gewinnen, erregte die Begeisterung des Herzogs von Bassano nur mein Mißtrauen, denn ich sah, daß er vor lauter Bewunderung das ruhige Urteil verlor. Die Heirat des Kaisers hatte ihm die Augen verblendet, besonders seitdem der König von Rom geboren war; von nun an drohte seiner Meinung nach Napoleons Glück überhaupt keine Gefahr mehr. Diese Stimmung war aber recht verhängnisvoll bei einem Mann, der es sich zur Pflicht hätte machen müssen, seinem Herrscher die kleinsten Umstände vorzutragen, die demselben Aufklärung geben konnten, bei dem Mann, der alles hätte hören und bemerken müssen, dem es oblag — und das war das Wichtigste von allem — den Schriftwechsel mit dem Petersburger Kabinett zu führen.

Nur wenige vermochten sich gegenüber dem Herrscher, dem alles glückte, ihr eigenes Urteil zu bewahren. Aus der Umgebung des Herrn Maret kann ich nur zwei Personen anführen, die nicht seine Illusionen teilten. Der eine war Marets alter Freund, de Sémonville, der andere war Graf Louis de Narbonne, früher einer der geistreichsten und glänzendsten Kavaliere am Hofe Ludwigs XVI., unter welchem er

in den ersten Zeiten der gesetzgebenden Versammlung ein paar Monate lang Minister gewesen war. Graf Louis war in seiner Jugend ein ziemlich vertrauter Freund Talleyrands gewesen, dessen politische Ansichten damals im großen und ganzen auch die seinigen waren. Als er aber nach jahrelangem Emigrantenleben wieder nach Frankreich zurückkehrte, fand er den alten Freund nicht so hilfsbereit, wie er erwartet hatte; er hatte sich vielmehr seinen Weg in die Umgebung des Kaisers bahnen müssen. Er wußte sich diesem sehr angenehm zu machen und war sein Flügeladjutant geworden.

Da ich mit Herrn de Sémonville seit vielen Jahren Beziehungen unterhielt — wir waren beide zu gleicher Zeit Parlamentsräte gewesen — so machte es sich ganz natürlich, daß wir gegenseitig unsere Beobachtungen und Befürchtungen austauschten. Seine Auffassung von der Zukunft war noch viel düsterer als die meinige; ich fand seine Prophezeiungen zuweilen recht gewagt, obgleich ich ihnen allerdings sachliche Gründe kaum entgegenhalten konnte.

Wir drei bildeten also in den Salons des Ministers eine kleine vertraute Gruppe, wir hörten und beobachteten viel, und da wir den aufrichtigsten Wunsch hegten, daß die Dinge keinen schlimmen Lauf nehmen möchten, so benutzten wir jede sich darbietende Gelegenheit, um den Herzog von Bassano über die Wahrheit aufzuklären. Er war aber in solchem Grade in seinen Einbildungen befangen, daß alle Versuche, ihn davon abzubringen, völlig zwecklos waren.

Während der letzten Monate des Jahres 1811 sah ich mich in eine Angelegenheit verwickelt, die ziemlich viel Lärm machte. Ich darf sie nicht mit Stillschweigen übergehen, denn erstens betrifft sie eine sehr wichtige Streitfrage der Gesellschaftsordnung und öffentlichen Moral, zweitens aber hätte sie beinahe dem Herzog von Rovigo seine Stellung gekostet.

Seit mehreren Monaten war nach einer Dauer von etlichen Jahren der Spielpacht abgelaufen; er war allerdings zu denselben Bedingungen wie bisher verlängert worden, jedoch nur für ein Jahr, da der Polizeiminister sich reiflich zu überlegen wünschte, auf welcher Grundlage er einen neuen Vertrag abschließen sollte. Da ich überzeugt war, daß die öffentlichen Spielhäuser in Paris großes Unheil anrichteten, so hielt ich es für meine Pflicht, die Aufmerksamkeit des Kaisers auf diesen Gegenstand zu richten. Ich reichte also im Dezember 1811 die nachstehende kleine Abhandlung ein:

Die Spielsucht ist eine moralische Krankheit; sie muß behandelt werden wie gewisse körperliche Krankheiten, die man nicht hoffen darf zu besiegen, die man aber nach Kräften abschwächt und deren Weiterverbreitung man vor allen Dingen zu verhindern sucht. Nach diesen Grundsätzen ist man aber in den letzten fünfzehn Jahren nicht verfahren. Man ist von einer Auffassung ausgegangen, die zum mindesten recht eigentümlich ist. Die Spielleidenschaft auszurotten, so hat man gesagt, ist unmöglich; man muß daher die damit behafteten nötigen, an einem gewissermaßen öffentlichen Ort und unter den Augen der Behörde zu spielen, damit man sie überwachen, die schlimmsten Ausschreitungen verhindern, und Leute, die sich ihrem Stande nach der gefährlichen Leidenschaft nicht ohne die größten Gefahren hingeben können, von diesen Plätzen fernhalten kann.

Zur Erreichung dieses Zwecks wären zwei, drei oder höchstens vier Spielhäuser genügend gewesen. Man hat aber nicht weniger als vierzehn eröffnet — mit Einschluß des ‚Salon des Etrangers' — weil man von dem Augenblick an, wo sie eine Einnahmequelle für den Staatsschatz bildeten, sie nur vom Standpunkte dieser Einträglichkeit aus beurteilte. Nahm die Einnahme ab, so sah man kein besseres Abhilfemittel, als die Zahl der Spielhäuser zu vermehren, um neue bisher noch nicht ausgebeutete Gesellschaftsklassen heranzuziehen.

Eine Zeitlang wurden die Spielhäuser nur von den Angehörigen der großen Gesellschaft, von Armeelieferanten, Generälen und von den Leuten besucht, die während der Revolutionszeit reich geworden waren. Unvermerkt haben diese Spieler sich ruiniert, oder die Quellen ihres unredlich erworbenen Reichtums sind

versiegt oder sie haben sich durch ein gewisses Schamgefühl abhalten lassen, weil Seine Majestät der Kaiser von den Männern, die er in seinen Dienst oder gar in seine nähere Umgebung zog, einen geregelten Lebenswandel forderte. Hierauf eröffnete man Spielhäuser für die Geschäftsleute und kleinen Beamten, für das Volk, für die Bedienten. Hatte man bisher nur Einsätze von fünf Franken aufwärts angenommen, so setzte man diese jetzt auf vierzig, ja sogar auf fünfzehn Sous herab. Überall wurden Spielhäuser eingerichtet, auch in Stadtgegenden, wo früher niemals welche gewesen waren, z. B. im Mittelpunkt der Geschäftsgegend, in der Rue Saint-Martin. Diese Mine erwies sich als sehr ergiebig; aber was für ein Unheil hat sie auch angerichtet! Die Krankheit, die auf eine einzige Gesellschaftsklasse beschränkt war, hat die breite Masse der Bevölkerung ergriffen; eine erschreckende Zerrüttung der Sitten macht sich bemerkbar, und die Zahl der Verbrechen ist merklich gewachsen. Daß hieran vor allen Dingen das Spiel schuld ist, geht aus folgendem hervor: wenn in einem Hause ein bedeutenderer Diebstahl begangen ist, so erkundigt die Polizei sich zu allererst, ob in dem betreffenden Hause jemand wohnt, der regelmäßig in den Spielhäusern verkehrt; findet sie einen solchen, so wird er sofort verhaftet, und selten kommt es vor, daß man sich getäuscht hat.

Was soll man nun tun, um einem so großen Unheil zu begegnen?

Man kehre zu einem Verfahren zurück, von welchem man niemals hätte abgehen dürfen. Drei oder vier Spielhäuser sind überreichlich genug für die den höheren Ständen angehörenden Müßiggänger, die sonst in Privathäusern vielleicht noch waghalsiger spielen würden, für die Ausländer, die fast alle in hohem Maße dem Spiel ergeben sind, und die man in den Spielhäusern auf kleinem Raume beisammen findet, was für die Behörden, denen ihre Überwachung obliegt, außerordentlich bequem ist.

Diese Tür muß man um so notwendiger offen lassen, weil sonst die Gewohnheitsspieler sofort die Kreise, in denen sie verkehren, mit ihrem verhängnisvollen Geschmack anstecken würden. Denn hier ist eine eigentümliche Tatsache festzustellen: während die öffentlichen Spielhäuser die Spielwut in den mittleren und niederen Klassen in bedenklichem Maße entflammt haben, ist durch sie in den Kreisen guter und ehrenwerter Gesellschaft dieser Geschmack bedeutend vermindert wor-

den. Der Grund ist einfach: in Privathäusern spielt man nicht, weil es Spielhäuser gibt, wo man stets jemanden findet, mit dem man seine Partie machen kann; andererseits gesteht man nicht gerne ein, daß man solche Häuser besucht. Ein Beamter würde es nicht wagen, sich dort sehen zu lassen, ein Offizier erscheint dort mindestens ohne seine Rangabzeichen. Wenn also drei oder vier Häuser der besseren Art gestattet bleiben, so kann das wenig Schaden anrichten, es wird vielmehr sogar Nutzen bringen; dafür aber müssen alle anderen unnachsichtlich geschlossen worden.

Es ist keine Übertreibung, wenn man sagt, daß alle anständigen Leute in Paris die Schließung der Spielhäuser sehnlichst herbeiwünschen; bei den mittleren und niederen Klassen aber werden die vorhin erwähnten Schwierigkeiten sich nicht zeigen. Geschäftsleute finden in ihren gewöhnlichen Umgangskreisen keine Gelegenheit zum Spielen, wenn sie also keine Spielhäuser mehr finden, die man ihnen gerade vor ihren Türen aufgemacht hat, so werden sie aufhören zu spielen. In noch höherem Maße gilt dies vom Volk. Wenn Leute aus dem Volk nach der Schließung der jetzt bestehenden Häuser noch weiter spielen wollten, so könnten sie es nur in Schänken, Gasthäusern usw. tun, und über diesen Orten wacht die Polizei jederzeit mit offenen Augen, kann also das Spiel sehr leicht verhindern.

Der Reiche hat Salons, in denen man nur mit großer Schwierigkeit Einlaß findet; aber der Arme ist stets leicht zu überwachen, weil seine Zusammenkünfte nur an öffentlichen Orten stattfinden können. Sollte man das oben vorgeschlagene Verfahren annehmen wollen, so kann der Polizeipräfekt ohne Furcht sich dafür verbürgen, daß binnen drei Monaten das Spielen unter den niederen Klassen gänzlich, und im Bürgerstande zum allergrößten Teil aufgehört haben wird; dies wäre für die Pariser Bevölkerung die größte Wohltat. Ohne Zweifel wird infolgedessen der Spielpacht ein viel geringeres Erträgnis abwerfen, aber selbst wenn man für den Ausfall eine neue Steuer auferlegen müßte, wäre dies nicht unbedingt vorzuziehen? Gibt es irgend eine Steuer, deren Einziehung so große Kosten macht? Gibt es eine, deren Wirkungen verhängnisvoller sind?

Ich wußte noch nicht, wie diese Eingabe vom Kaiser aufgenommen worden war, da trat ein Ereignis ein, wodurch sie

eine beträchtlich größere Bedeutung gewann. Ein gewisser Davelouis, der seit langer Zeit an den Unternehmungen des Spielpachts beteiligt war, hatte beim Herzog von Rovigo ein Gebot eingereicht und zwar ein höheres als die aller anderen Mitbewerber. Trotzdem schien der Minister einen gewissen Perrin, der während der letzten Pachtperiode die Spielhäuser gehabt hatte, bevorzugen zu wollen; man sagte, der Pächter und der Minister hätten sich bereits gegenseitig das Wort gegeben. Davelouis war wütend, daß ihm das Geschäft entging und beschuldigte den Herzog, er hätte seinen Nebenbuhler aus sehr verwerflichem Eigennutz begünstigt. Er hatte mit Hilfe eines früheren Beamten der Fouchéschen Polizei eine Denkschrift entworfen, die dem Kaiser vorgelegt werden solle; es wurden darin alle beim Spielhausbetrieb vorkommenden Schändlichkeiten aufgedeckt und zugleich gegen den Herzog von Rovigo die schwersten Anschuldigungen erhoben.

Dieser erhielt von der Denkschrift Kenntnis; er beschloß sie mit Beschlag zu belegen und ihren Verfasser festzusetzen — so hat wenigstens Davelouis die Sache dargestellt; er habe aber, so erzählte er, zur rechten Zeit Bescheid erhalten, und es sei ihm gelungen, in dem Augenblick zu entwischen, als die Beamten des Polizeiministers an seine Tür klopften. Es war Abend. Davelouis begab sich sofort nach Saint-Cloud, verbrachte die Nacht im Park und begab sich mit Tagesanbruch zum Staatssekretär, Herrn Daru. Er setzte diesem seine Lage auseinander, und bat ihn, den Fall dem Kaiser zu unterbreiten. Daru glaubte dies nicht verweigern zu dürfen; er empfing sofort von Napoleon den Befehl, Davelouis nach Paris befördern zu lassen, mit der Verpflichtung, binnen zweimal vierundzwanzig Stunden seine Denkschrift vorzulegen. Dem Herzog von Rovigo wurde verboten, etwas gegen Davelouis' Freiheit zu unternehmen — ein harter Schlag für ihn! Außerdem mußte er den Ausbruch

des in harten Worten ſich ergehenden kaiſerlichen Zornes ertragen.

Der Kaiſer las die von Davelouis eingereichte Darſtellung des Sachverhaltes und ernannte eine Kommiſſion zur Prüfung der Beſchwerde und zum Bericht über folgende Fragen: 1. Iſt es angebracht, das Spiel in der Stadt Paris zu geſtatten, oder ſoll man es verbieten und Paris in derſelben Weiſe behandeln, wie die übrigen franzöſiſchen Städte? 2. Haben die in verſchiedenen Städten erlaſſenen Maßnahmen zur Unterdrückung des Spiels Erfolg gehabt? Wie liegen zur Zeit die Dinge in dieſer Hinſicht?

Die Kommiſſion beſtand aus den fünf Vorſitzenden der verſchiedenen Abteilungen des Staatsrates, dem Seinepräfekten und dem Polizeipräfekten. Gleich in der erſten Sitzung wurde ich mit der Sichtung des Stoffes beauftragt und zum Berichterſtatter ernannt. Der Herzog von Rovigo geriet ob dieſer Wahl in lebhafte Unruhe; er traute mir keine freundſchaftliche Geſinnung zu und befürchtete, ich möchte mich der vielen Scherereien erinnern, womit er mich ſeither geärgert hatte.

Mich intereſſierte aber vor allen Dingen die große Frage, ob die Spiele überhaupt gänzlich zu unterdrücken ſeien; den Privatintereſſen, die bei dem vorliegenden Fall mitſpielten, wandte ich nur geringe Beachtung zu. Ich unterbreitete der Kommiſſion eine Menge Einzelheiten über das Anwachſen der Spielſucht in Paris und über die beklagenswerten Folgen. Ich legte ferner dar, daß die beiden bedeutendſten Städte Frankreichs nach der Hauptſtadt, Lyon und Bordeaux, ſich die Spielhäuſer vom Leibe gehalten, und daß ſie alle Urſache hätten, ſich zu ihrer Standhaftigkeit Glück zu wünſchen. Dem Gedankengang meiner bereits dem Kaiſer unterbreiteten Eingabe entſprechend, wies ich ſchließlich nach, daß alle zur Anlockung

des Mittelstandes und der Arbeiterklasse bestimmten Spielhäuser unbedingt unterdrückt werden müßten.

In bezug auf die persönliche Beschwerde des Herrn Davelouis über die Verletzung jener vermeintlichen Rechte machte ich darauf aufmerksam, daß der Kaiser nicht nur eine scharfe Prüfung derselben, sondern auch strenge Geheimhaltung unserer Maßnahmen verlangt habe. Diese zweite Vorschrift hob aber notwendigerweise die erste auf; denn um den Fall prüfen zu können, war eine Untersuchung nötig, es mußten Zeugen vernommen werden usw. Ich wies mit allem Nachdruck darauf hin, daß im Vergleich mit der großen Frage, die uns beschäftigte, dieser Privatstreit nur eine geringe Bedeutung hätte.

Die von mir vorgelegten Dokumente machten auf die Kommissäre großen Eindruck, und es wurde einstimmig beschlossen, die gänzliche Unterdrückung der Pariser Spielhöllen zu beantragen. Ich setzte meinen Bericht auf und übergab ihn dem Kaiser, der ihn eine Zeitlang behielt, ohne sich über seine Absichten zu äußern.

Es ist mir nicht im geringsten zweifelhaft, daß Napoleon zuerst der ihm vorgeschlagenen völligen Aufhebung der Spielhäuser günstig gesinnt war; bald jedoch übte der Gedanke, daß damit eine bedeutende Einnahmequelle aufhören würde zu fließen, eine starke Wirkung auf ihn aus. Uneigennützigkeit gehörte nicht zu seinen hervorragenden Eigenschaften. Ich kann mich indessen des Glaubens nicht entschlagen, daß er, wenn die Kommission sich auf meine zuerst aufgestellten Forderungen beschränkt hätte, schwerlich seine Genehmigung hätte verweigern können. Der Vorschlag in der scharfen Form gab ihm einen Vorwand, mit der Ausführung zu zögern, und nach einiger Zeit hielt er es für angebracht, mit der Beibehaltung der Spielhäuser noch einen Versuch zu machen. Der Herzog von Rovigo erhielt Auftrag, noch einmal mit Perrin einen Pachtvertrag

abzuſchließen, jedoch nur für ein Jahr. Man hob drei Spielhäuſer auf, anſtatt nur deren drei übrig zu laſſen, wie ich anfangs verlangt hatte. Allerdings wurden von der Aufhebung gerade die gefährlichſten, die in den Geſchäftsvierteln belegenen Spielhöllen betroffen; auch wurden die Stunden des Spielbetriebes erheblich eingeſchränkt. Nach Ablauf des Verſuchsjahres ſtand man ſich augenſcheinlich ſo gut bei der neu eingeführten Ordnung, daß man ſie ohne Zögern beibehielt. Der Kaiſer war damals völlig von dem ruſſiſchen Kriege in Anſpruch genommen und dachte wohl kaum daran, ſich weiter mit den Pariſer Spielhöllen zu beſchäftigen.

Der Herzog von Rovigo hatte inzwiſchen ſehr beträchtliche Angſt ausgeſtanden. Er war erſt zu kurze Zeit Miniſter, um ſich über eine ſo ſchwere Anſchuldigung wie die Davelouisſche einfach hinwegſetzen zu können. Viele Perſonen aus der nächſten Umgebung des Kaiſers waren nur zu gerne bereit, daran zu glauben; er hatte wenig Freunde und viele Feinde. Wäre die Kommiſſion auf die gegen den Miniſter erhobenen Beſchuldigungen näher eingegangen, ſo hätte ſehr leicht der Kaiſer zu dem Beſchluß kommen können, ihn abzuſetzen und irgendwohin als Kommandeur eines Armeekorps zu ſchicken. Aber was wäre damit für uns gewonnen geweſen? Wer weiß, wer ſeine Stelle bekommen hätte? Gerade auf dem von Rovigo bekleideten Poſten ſind Neulinge mit ihrem Eifer ſtets gefährlich, denn dieſer Eifer macht ſich gewöhnlich nicht gerade in angenehmer Weiſe bemerkbar. Der Herzog von Rovigo aber hatte ſich ſozuſagen bereits ausgetobt; die Klugheit gebot alſo, ihn nicht zu ſtürzen. Darüber waren wir uns in der Kommiſſion ſtillſchweigend und ohne Ausnahme einig; der Bericht wurde daher dementſprechend abgefaßt.

Ich kann nicht anders ſagen, als daß Rovigo dieſe Schonung ſehr dankbar empfand; beſonders mir glaubte er dafür

verpflichtet zu sein. Von diesem Augenblick an änderte sein Benehmen sich vollständig; von Mißhelligkeiten war in keiner Weise mehr die Rede. Als der Zwischenfall erledigt war, hatten wir eine Unterhaltung miteinander, und er sprach mir in warmen Worten seine Dankbarkeit für mein Verhalten aus.

„Sie sehen wohl," antwortete ich ihm, „daß ich nicht nach der Würde eines Polizeiministers strebe; Sie können überzeugt sein, daß nichts mich je bestimmen könnte, sie anzunehmen. Richten Sie sich also danach ein, denn Sie werden schwerlich einen Polizeipräfekten finden, der in dieser Hinsicht so denkt wie ich."

Von dieser Zeit an ist mein Einfluß auf den Herzog von Rovigo stets im Wachsen gewesen, und ich darf sagen, daß dieser Einfluß nicht wenig zu der Mäßigung beigetragen hat, die der Minister in den letzten zwei Jahren seiner Amtstätigkeit an den Tag legte.

Zu Anfang des Jahres 1812 befahl der Kaiser die Aushebung von 200 000 Rekruten. Kurz darauf wurde aus allen gesunden Männern im Alter von 20 bis zu 60 Jahren eine Nationalgarde in drei Aufgeboten gebildet. Sie bestand aus Kohorten von je 1000 Mann. Diese neue Einrichtung sollte nur dazu dienen, um 100 000 junge Männer, die sich bei den Aushebungen der letzten sechs Jahre freigelost hatten, nachträglich doch noch unter die Fahnen zu bringen. Die Kohorten des ersten Aufgebots wurden sofort dem Kriegsminister zur Verfügung gestellt. Allerdings durften sie nur zur Verteidigung der Grenzen, zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern und zu Besatzungen für die Festungen und Arsenale verwandt werden. Aber die Grenze erstreckte sich bis an die Ostsee! Diese beiden gleichzeitigen Aushebungen erregten wegen ihres ungeheueren Umfanges eine Mißstimmung, die zwar nicht zu

offener Empörung führte, aber doch in allgemeiner Betrübnis des ganzen französischen Volkes Ausdruck fand. Man rief unter die Waffen Leute, die sich für vollkommen dienstfrei gehalten hatten; von Stund an gab es also überhaupt keine Sicherheit mehr.

Die böse Wirkung dieser Maßregel konnte Napoleon nicht verborgen bleiben. Ich habe mir nicht den Vorwurf zu machen, ihn über die unter der Bürgerschaft und in den niederen Ständen umgehenden Reden im unklaren gelassen zu haben; aber er ließ sich durch nichts zurückhalten.

Die Beziehungen zu Rußland waren inzwischen so gespannt geworden, daß auch diese Macht offen rüstete, nachdem sie schon vorher ihre Häfen den englischen Schiffen geöffnet hatte. Die Folge davon war, daß auch Napoleon jetzt die bisher beobachteten Rücksichten beiseite setzte und sich entschloß, den preußischen Anträgen Gehör zu schenken. Nach langen Besprechungen zwischen dem Herzog von Bassano und dem preußischen Gesandten wurde endlich im Februar ein Vertrag zwischen den beiden Mächten geschlossen. Die für die Öffentlichkeit bestimmten Paragraphen enthielten nichts, was gegen Rußland gerichtet schien, aber die geheimen Artikel waren völlig unzweideutig und wurden noch durch mehrere Sonderabkünfte verstärkt. Die wichtigste Bestimmung lautete, daß im Fall eines Krieges zwischen Rußland und Frankreich der König von Preußen, abgesehen von den notwendigen Festungsbesatzungen, ein Kontingent von 20 000 Mann mit 60 Geschützen stellen sollte. Kurz nachher wurde in Paris ein offenes Bündnis zwischen Frankreich und Österreich geschlossen. Es betraf die Aufstellung eines Hilfskorps von 30 000 Mann mit 60 Geschützen, womit jede Macht die andere im Fall eines Angriffs unterstützen sollte. Sehr bemerkenswert ist, daß in diesem Vertrag die Erhaltung des Türkischen Reiches

in seinem ganzen Umfang von beiden Mächten garantiert wurde.

Da Napoleon, wie doch unzweifelhaft aus allen seinen Maßnahmen hervorging, zum Kriege mit Rußland entschlossen war, so hätte es eine seiner wichtigsten Sorgen sein müssen, sich des schwedischen Beistandes zu versichern. Statt dessen trieb er Schweden durch unerhört harte Forderungen, die das Land nicht tragen konnte, fast mit Gewalt Rußland in die Arme. Bekanntlich gebot in Schweden der Kronprinz, Bernadotte, obwohl er noch nicht die Krone trug, tatsächlich als einziger Machthaber. Wollte vielleicht Napoleon durch seine Rücksichtslosigkeit gegenüber dem armen Lande sich dafür rächen, daß die Erhebung seines Generals zu königlichem Stande nicht sein Werk war, daß sie in den Augen der Welt wie eine Parodie auf sein eigenes Emporkommen erscheinen konnte?

Es dauerte nicht lange, so mußte man alle Friedenshoffnungen fahren lassen. Europa sollte der Schauplatz eines Kampfes werden, der gefährlicher sein mußte als alle vorangegangenen. Auf der einen Seite marschierten Preußen und Österreich in Frankreichs Gefolge; auf der anderen wurde Rußland von England und Schweden unterstützt. Wer konnte den Ausgang dieses Zusammenstoßes voraussagen?

Es bietet ein eigentümliches Interesse, den Kaiser in den wenigen Tagen der Ruhe zu beobachten, die ihm noch beschieden waren. Er lenkte selbst die Verhandlungen, die er mit ganz Europa vom päpstlichen Savona bis St. Petersburg unterhielt, und seine Minister schrieben kein Wort, das er nicht sozusagen diktiert hatte. Dazu beschäftigte den Kaiser die furchtbare Hungersnot des Winters 1811 auf 1812, die wirklich in keinem schlimmeren Augenblick kommen konnte, und er bekümmerte sich in der gewohnten Weise um alle Einzelheiten

der Verwaltung seines Reiches und um die Verhandlungen seines Staatsrates. Und trotzdem beschäftigte er sich auch noch auf das eingehendste mit den prunkvollen Festen, deren Veranstaltung nach seiner Ansicht offenbar zu den Pflichten eines Herrschers gehörte. Niemals waren diese Feste glänzender und zahlreicher als im Winter 1811 auf 1812.

Unter ihnen muß ich besonders die Maskenbälle hervorheben, die Napoleon seit zwei oder drei Jahren mit augenscheinlicher Vorliebe veranstaltete und selber besuchte. Wie man sich denken kann, folgten die Großen seines Hofes und die fremden Diplomaten eifrig dem kaiserlichen Beispiel. Auf dem letzten dieser Maskenbälle, mit welchem der Minister des Auswärtigen für das Königreich Italien, Herr de Marescalchi, den letzten Tag des Karnevals feierte, drohte dem Kaiser eine Gefahr, der er durch eine besondere Fügung des Schicksals entging.

Die norddeutschen Studenten empfanden mit täglich wachsender Ungeduld den Druck des auf ihrem Vaterlande lastenden Joches; voll Unwillens über all die Kränkungen, die den Deutschen in reichem Maße widerfuhren, suchten sie das Mittel der Befreiung in geheimen Vereinen. Schon im Herbst 1809 war einer der ihrigen*) in dem Augenblick verhaftet worden, als er im Hofe von Schönbrunn den Kaiser bei einer Parade seiner Garde ermorden wollte. Das kühne Schuldbekenntnis dieses Jünglings, der Mut, womit er in den Tod ging, hatten in weiten Kreisen einen tiefen Eindruck hervorgebracht. Die offiziellen Kreise verbreiteten allerdings die Darstellung, man habe es mit einem vereinzelt dastehenden Fall

*) Pasquier meint den unglücklichen Friedrich Staps, der allerdings nicht Student, sondern Kaufmannslehrling war. Aber ohne Zweifel lebte in dem schwärmerischen Predigerssohn aus Naumburg der Geist, der die deutschen Turner und Studenten beseelte.

von Gehirnüberreizung zu tun. Aber man täuschte sich: dieser Wahnsinn war ansteckend.

Zu Anfang des Jahres 1812 reisten zwei den ersten Familien des Landes angehörende junge Sachsen von Leipzig nach Paris. Sie hegten den wohlerwogenen Entschluß, die in Schönbrunn mißlungene Tat in der französischen Hauptstadt durchzuführen. Im Augenblick jedoch, wo sie das französische Gebiet betraten, gab der eine von den beiden den Vorsatz auf und reiste nach Sachsen zurück. Der andere, ein gewisser Herr von Lasala, setzte seinen Weg fort und fand in Straßburg einen Kriegskommissar, der ihm in aller Unschuld einen Platz in seinem Wagen zur Verfügung stellte und ihn auf diese Weise nach Paris beförderte. Zum Glück hatte er in Straßburg Zeitverlust gehabt. Seinen Kameraden quälten nach seiner Ankunft in Dresden Gewissensbisse; er ging zum sächsischen Minister des Auswärtigen und legte diesem ein Geständnis ab. Der Minister schickte unverzüglich einen Kurier nach Paris; dieser traf eines Nachts dort ein und begab sich sofort zum Herzog von Bassano, der mir auf der Stelle den Inhalt der Depesche übermittelte. Da ich den Namen und die Beschreibung des jungen Sachsen kannte, so konnte ich mit leichter Mühe die nötigen Befehle erteilen. In der Tat war er schon am anderen Morgen in einem Gasthof ausfindig gemacht, und um die Mittagsstunde war er verhaftet. Man fand Lasala mit Pistolen und Dolchen bewaffnet. Er versuchte sich übrigens gar nicht gegen die Anschuldigung des Mordversuches zu verteidigen; da er sich denken konnte, daß er verraten war, so gestand er alles. Er bedauerte nur, daß er zwei Tage zu spät angelangt sei und dadurch die günstige Gelegenheit des von Herrn de Marescalchi veranstalteten Maskenballes versäumt habe.

Was sollte man mit dem Jüngling anfangen? Ich sprach

in meinem Bericht die Ansicht aus, es sei das beste, diesen Fall in tiefstem Schweigen zu begraben, da es das allergefährlichste sei, die Geister an den Gedanken zu gewöhnen, daß derartige Mordversuche leicht zu planen und auszuführen seien. Es habe keinen Zweck, den unglücklichen jungen Mann vor ein Kriegsgericht zu stellen und erschießen zu lassen; besser sei es, ihn als Wahnsinnigen zu betrachten. Mein Rat wurde für gut befunden. Lasala wurde in den Donjon von Vincennes gebracht, den er mit den anderen Staatsgefangenen verließ, als die Königsherrschaft wiederhergestellt wurde.

Einige Zeit darauf wurde eine sehr bedenkliche Entdeckung gemacht, und dieser Fall hatte einen tragischen Ausgang. Schon seit geraumer Zeit war die russische Botschaft sehr scharf überwacht worden. Der Herzog von Bassano hatte sich von mir einen zuverlässigen Beamten zur Verfügung stellen lassen, der ihm unmittelbar Bericht erstattete; es war derselbe Beamte, der bei der Verhaftung des Herrn von Lasala eine sehr anerkennenswerte Geschicklichkeit und Entschlossenheit an den Tag gelegt hatte. Fast unmittelbar nach der Einrichtung des Überwachungsdienstes wurde aus irgend einem Anlaß ein russischer Kurier an der französischen Grenze verhaftet. Bei der Durchsuchung seiner Papiere fand man mehrere umfangreiche Schriftstücke des Adjutanten des Zaren, Herrn von Tschernitscheff, der zur Zeit, mit einer außerordentlichen Botschaft beauftragt, in Paris weilte. Diese Schriftstücke enthielten die genauesten Aufstellungen über die Verteilung und Stärke aller in Deutschland stehenden französischen Heeresteile. Da diese Aufstellungen ursprünglich für Napoleons Kabinett angefertigt waren, so hatten sie nur durch schnöden Verrat in die Hände des russischen Gesandten gelangen können. Der Verräter war nicht zu ermitteln. Unterdessen war Herr von Tschernitscheff von Paris abgereist, und der Polizeibeamte, der mit seiner Beobachtung be-

traut gewesen war, hatte den guten Gedanken, eine genaue Durchsuchung der von ihm bewohnt gewesenen Räume vorzunehmen. Der russische Gesandte hatte die ganze Nacht damit zugebracht, Papiere zu verbrennen, deren Aschenreste noch den ganzen Kamin anfüllten. Beim Wegräumen dieser Asche entfernte der Beamte einen vor dem Kamin liegenden kleinen Teppich von seinem Platz und fand einen Zettel, der offenbar mit den anderen Papieren ins Feuer geworfen, jedoch unter den Teppich geraten war. Dieser Zettel rührte von dem Manne her, der die Aufstellungen über die Truppenverteilung geliefert hatte.

Der Verräter wurde nun mit ziemlich leichter Mühe entdeckt; es war ein Beamter im Kriegsministerium. Vor den Polizeiminister geführt, gestand er, daß er schon seit acht oder zehn Jahren sein schändliches Gewerbe treibe. Alle russischen Botschafter in Paris hatten ihn benutzt; jeder hatte bei seinem Weggang dem Nachfolger das nützliche Geheimnis vererbt. Der Elende bezahlte mit seinem Leben sein unverzeihliches Verbrechen; alle Regierungen sind unerbittlich in der Bestrafung derartiger Verrätereien, trotzdem ermutigen sie selber ohne Ausnahme die Verräter, wenn sie Vorteil davon haben. Napoleon äußerte sich in großem Zorn über eine Treulosigkeit, die, wie er sagte, zur Zeit seiner größten Freundschaft mit dem Zaren Alexander, von seinen eigenen Verbündeten begangen worden wäre.

Was ist überhaupt Treu und Glaube in der hohen Politik? Ein eigentümlicher Fall kam in der ersten Zeit des Feldzuges von 1813 zu meiner Kenntnis. Die mit der Überwachung der Buchdruckereien beauftragten Beamten meldeten mir eines Tages, es bestehe in Paris eine geheime Druckerei von außerordentlich großem Umfang. Sie wüßten bestimmt, daß eine Anzahl Arbeiter zu nächtlicher Arbeit angenommen wären,

für die ihnen unter der Bedingung strengster Verschwiegenheit ein überaus hoher Lohn gezahlt würde. Sie hätten mehrere von diesen Arbeitern beobachten lassen und die Gewißheit erlangt, daß diese sich alle Abende nach einem vor der Stadt in der Ebene von Montrouge einsam gelegenen Hause begäben. Die zum Erdgeschoß dieses von ihnen sorgfältig beobachteten Hauses gehörenden Fenster wären mit sehr starken Eisengittern versehen, und die Türen wären so stark, daß sie nur mit großer Mühe sich würden erbrechen lassen.

Ich befahl sofort, das Haus in der nächsten Nacht zu umstellen, und fertigte den Beamten eine Vollmacht aus, die ihnen das Recht gab, bei Tagesanbruch das Haus zu betreten. Da sie voraussahen, daß sie Widerstand finden würden, so baten sie, ihnen zur Unterstützung einige Gendarmen mitzugeben. Widerstand wurde in der Tat geleistet; die Türen mußten eingeschlagen werden, auf beiden Seiten gab es mehrere Verwundete, das Ergebnis aber war, daß eine im großen betriebene Fabrikation von falschen Banknoten entdeckt wurde. Indessen handelte es sich nicht um Kassenscheine der Bank von Frankreich, sondern um russisches und sogar um österreichisches Papiergeld. Die falschen Banknoten nebst Platten und Graveurwerkzeug wurden beschlagnahmt und auf die Polizeipräfektur gebracht. Aber kaum war die Angelegenheit bis zu diesem Punkte gediehen, da kam der Herzog von Rovigo, ganz außer sich, zu mir gelaufen. Die ganze schöne Unternehmung stand unter der Oberaufsicht von Rovigos vertrautestem Mitarbeiter Desmarest, und wurde von einem Buchdrucker, namens Fain, geleitet, dessen Bruder einer der Geheimsekretäre des Kaisers Napoleon war! Der Minister mußte mir also das Geständnis machen, daß man dieses Mittelchen ausgesonnen habe, um die russischen Lieferanten während des Feldzuges von 1812 zu bezahlen.

Als ſpäter der Krieg mit Öſterreich jeden Augenblick ausbrechen konnte, traf man ſeine Vorbereitungen, um auch in dieſem Lande dasſelbe Mittel anzuwenden.

Ich konnte mich nicht enthalten, dem Herzog von Rovigo zu ſagen: ich wäre ihm ſehr dankbar, daß er mich in einer derartigen Angelegenheit bislang nicht ins Vertrauen gezogen hätte; es wäre aber doch lediglich ein Gebot der Klugheit geweſen, mir Beſcheid zu ſagen, daß das und das Haus ihm gehörte, und daß ich mich nicht darum zu kümmern brauchte, was im Innern desſelben vorginge. Dies letztere gab er mir zu, in bezug auf die Natur der Unternehmung ſelbſt aber ſagte er mir, der Kaiſer befolge damit nur ein ihm von England gegebenes Beiſpiel. Er legte mir die ihm zugegangenen Befehle vor, die allerdings ſo unzweideutig lauteten, daß ſie keinen Widerſpruch duldeten.

Alle vorgefundenen und beſchlagnahmten Gegenſtände wurden von der Präfektur nach dem Polizeiminiſterium gebracht, und der Herzog von Rovigo verfuhr damit nach ſeinem Gutdünken. Ich habe ſeither die Gewißheit erlangt, daß dieſe falſchen Banknoten niemals irgend einen tatſächlichen Nutzen geleiſtet haben. Während des ruſſiſchen Feldzuges konnte nur eine ganz geringe Zahl davon untergebracht werden, und als der Rückzug angetreten wurde, mußte man ſchleunigſt eine rieſige Menge dieſer völlig nutzlos gewordenen Scheine verbrennen.

Aber ſolche ſchmutzigen Geſchichten kommen trotz allen Vorſichtsmaßregeln ſchließlich doch ſtets zur Kenntnis des Publikums. Die Fälſchung der ruſſiſchen Banknoten wurde unter der Reſtauration allgemein bekannt, als ein Hamburger Geſchäftshaus aus dieſem Anlaß einen Prozeß gegen den Herzog von Rovigo anſtrengte. Es hatte ſeinerzeit auf deſſen Anweiſung

hin einen bedeutenden Betrag in dieſem ſehr bald als falſch erkannten Gelde ausbezahlt erhalten und behauptete nun, der frühere Miniſter habe für den Schaden einzuſtehen. Es gelang ihm zwar, ohne perſönliche Opfer aus dieſem Prozeß ſich herauszuwickeln, aber es war jedenfalls für ihn ſehr verdrießlich, ſeinen Anteil an dem unerfreulichen Handel allen Blicken ausgeſetzt zu ſehen.

Von den falſchen Kaſſenſcheinen der Wiener Bank hat infolge der ſchnellen Beendigung des unglücklichen Feldzuges in Sachſen nicht ein einziger in Umlauf geſetzt werden können. Der ganze Verſuch hat alſo nichts als Verdrießlichkeiten zur Folge gehabt.

Während der beiden letzten Monate vor der Abreiſe des Kaiſers verbrachte ich beinahe alle meine Abende im Hauſe des Herzogs von Baſſano, der ſich, wie erwähnt, in der ſchönſten Zuverſicht wiegte. Dieſe beruhte vor allem auf dem Bündnis mit Öſterreich. Seiner Meinung nach mußte Napoleons Heirat mit einer Erzherzogin dem Stolz des Hauſes Habsburg im höchſten Grade ſchmeichelhaft ſein. Das Benehmen des öſterreichiſchen Botſchafters war allerdings danach angetan, ihn in dieſer Meinung zu beſtärken; man kann ſich keine größere Zuvorkommenheit denken, als wie Fürſt Schwarzenberg ſie mit peinlichſter Aufmerkſamkeit zur Schau trug. Er kam ſozuſagen gar nicht mehr aus dem Hauſe des Herzogs von Baſſano heraus; unermüdlich war er in den galanten Huldigungen, die er der Herzogin in ihrem Pariſer Hotel oder in dem von ihrem Gemahl gemieteten, dicht bei Saint-Cloud belegenen Landhauſe darbrachte. Schwarzenberg war durchaus kein großer Geiſt; aber ſein großer Name, ſein glänzendes Vermögen, die ihm angeborene Verbindlichkeit ſeiner Umgangsformen erſetzten alle mangelnden Eigenſchaften. Es gelang ihm, Napoleon ein ſolches Vertrauen einzuflößen, daß

dieſer großen Wert darauf legte, ihm den Befehl über das öſterreichiſche Hilfskorps übertragen zu laſſen. Der Kaiſer glaubte damit die beſte Bürgſchaft für eine ehrliche Ausführung des Bündnisvertrages zu erhalten.

Ich geſtehe, daß es nicht leicht war, mir in meiner von dem Glück des Kaiſers geblendeten Umgebung die Nüchternheit meines Urteils zu bewahren. Trotzdem iſt es Tatſache, daß gerade damals meine bis dahin unbeſtimmten Befürchtungen eine greifbare Geſtalt annahmen. Die Unſicherheit unſerer Zukunft machte ſich mir immer fühlbarer.

Ich hatte mit dem Kaiſer am Tage vor ſeiner Abreiſe eine ganz kurze Unterredung, die nicht dazu geeignet war, meine Befürchtungen zu zerſtreuen. Er hatte mich nach dem Lever in ſeinem Kabinett zurückbehalten, um mir einige nicht gerade weſentliche Worte über Einzelheiten meiner Verwaltungsaufgaben zu ſagen. Zum Schluß kam er auf die wichtige Frage der Lebensmittelbeſchaffung. Nach ſeiner Gewohnheit ſtellte er Behauptungen, deren Richtigkeit anerkannt zu ſehen ihm wichtig war, einfach als Tatſache hin.

„Die Hungersnot," ſagte er, „iſt alſo jetzt zu Ende; wir ſtehen vor der Ernte, und in vierzehn Tagen werden Sie aus aller Verlegenheit ſein."

Ich antwortete ihm, ſo günſtig könnte ich die Sachlage nicht anſehen; wir dürften nicht darauf rechnen, vor drei Monaten über größere Vorräte zu verfügen, und könnten uns nicht verhehlen, daß die Lage durch die Abweſenheit des Kaiſers gefährlicher würde, denn die Regierung könnte nicht mit gleicher Tatkraft einſchreiten.

„Als zum Beiſpiel," ſagte ich, „der Aufruhr in der Umgegend von Caën ausbrach, haben Eure Majeſtät ſelber die nötigen Befehle gegeben, um ein Regiment von der Garde an

den bedrohten Orten eingreifen zu lassen. Diese Befehle wurden mit einer Geschwindigkeit und Kraft ausgeführt, wie wir sie vielleicht nicht wieder sehen würden, wenn der Kaiser 400 Meilen von seiner Hauptstadt weilt. Wenn es unglücklicherweise zu einer größeren Empörung käme, welches würden die Folgen nach innen und nach außen sein? Es ist meine Pflicht, die Gefahren, die ich als möglich voraussehe, Eurer Majestät nicht zu verhehlen."

Napoleon schien die Richtigkeit dieser Bemerkungen zu empfinden. Er ging schweigend, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, zwischen Fenster und Kamin hin und her, wie ein Mann, der in tiefes Nachdenken versunken ist. Ich ging hinter ihm. Plötzlich wandte er sich zu mir um und sagte:

„Nun ja, ohne Zweifel liegt Wahrheit in Ihren Worten; es ist noch eine Schwierigkeit zu allen anderen, denen ich bei dieser Unternehmung, *der größten und schwierigsten von allen von mir bisher gewagten*, begegnen muß. Aber was begonnen ist, muß durchgeführt werden. Adieu, Herr Präfekt."

Napoleon warf sich also mit vollem Bewußtsein in die Gefahr hinein. Am 9. Mai reiste er von Paris ab und traf wenige Tage darauf in Dresden ein. Er verweilte dort bis zum Ende des Monats; auch die Kaiserin hatte sich beinahe unverzüglich dort eingefunden.

Neuntes Kapitel.

Die Stimmung in den leitenden Pariser Kreisen. — Die Weltlage. — Die Maletsche Verschwörung. — General Malet und seine Helfer. — Sträfliche Sorglosigkeit des Polizeiministers. — Anfängliche Erfolge der Verschworenen. — Abfall von zwei Bataillonen. — Befreiung mehrerer Staatsgefangener aus dem Gefängnis La Force. — Ich werde vom General Lahorie verhaftet und nach La Force geschickt. — Erlebnisse des Herzogs von Rovigo. — Scheitern der Verschwörung. — Meine Befreiung. — Ich gerate in Lebensgefahr. — Das Ende des Komplotts. — Verurteilung und Hinrichtung der Empörer. — Polizeiliche Nachforschungen. — Eine Unterredung mit Fallien. — Unsere Berichte an den Kaiser. — Hofkabalen gegen uns.

Es ist nicht meine Aufgabe, den Verlauf des großen russischen Feldzuges zu beschreiben; ich beschränke mich darauf, einen Begriff von der Stimmung zu geben, die in Paris bereits weitere Kreise zu beherrschen begann, ehe noch der ganze Umfang unseres Unglücks auch nur geahnt wurde.

Eines Tages als ich über die Place Louis XV. ritt, begegnete ich dem Marineminister Decrès, der zu Fuß aus dem Palast seines Ministeriums herauskam; er rief mich an und bat mich abzusteigen und mit ihm ein Haus zu besichtigen, das er kurz vorher gekauft hatte. Die Besichtigung des Hauses dauerte nicht lange; dann gingen wir in den Garten und spazierten wohl eine Stunde lang darin umher. Während dieser ganzen Zeit sprach der Minister von nichts anderem als von der wahnwitzigen Vermessenheit des Kaisers, von den Gefahren, in welche dieser sich hineinbegeben habe und von der Lage der politischen Verhältnisse, die er als verzweifelt ansah. Gerade in diesen Tagen war die Nachricht von dem zwischen Rußland und der Türkei abgeschlossenen Frieden bekannt geworden; der Vertrag war bereits Ende Mai abgeschlossen, uns aber bis dahin sorgfältig verheimlicht worden. Dieser Friedensschluß machte ein russisches Heer verfügbar, das nunmehr die französische Armee in der Flanke be-

drohen konnte. Ferner war bekannt geworden, daß in Abo eine Zusammenkunft zwischen dem Zaren und dem Kronprinzen von Schweden stattgefunden hatte; durch das Ergebnis derselben wurden die bis dahin in Finnland kantonierenden russischen Truppen frei und konnten zum Entsatz von Riga verwendet werden; endlich war es höchst wahrscheinlich, daß von Pommern aus eine schwedische Armee operieren würde. Und unter solchen Umständen setzte Napoleon sich nach der Einnahme von Smolensk über alle Gebote der Klugheit hinweg und entschloß sich zum Vormarsch auf Moskau! Man hatte allgemein angenommen, er würde seiner bereits sehr ermatteten Armee die nötige Zeit zur Erholung gönnen, würde seine Stellung an der Dwina befestigen und dort vielleicht Winterquartiere beziehen. Er hätte in seinem Rücken die Verwaltung der bisher zum russischen Reich gehörenden polnischen Provinzen organisieren und sich dadurch instandsetzen können, entweder den Frieden zu diktieren oder im nächsten Frühjahr den Entscheidungsfeldzug zu beginnen. Im Hauptquartier war man von der Notwendigkeit eines derartigen Entschlusses so allgemein überzeugt, daß der Generalquartiermeister der Armee, Berthier, davon in seinen Briefen bereits wie von einer Tatsache gesprochen hatte.

„Und was jedermann sieht," so sprach der Minister Decrès zum Schluß dieser Schilderung, „der Kaiser sieht es nicht, oder er ist wahnsinnig, daß er alles von sich fernhält, was ihn in seinen vermessenen Entwürfen zu stören scheint. Unterdessen läßt Marmont sich in Spanien von Wellington schlagen; seiner Niederlage bei Salamanca, im Juli, wird vielleicht binnen sechs Monaten der Verlust des ganzen Landes folgen. Aber das alles macht ihm nichts aus und wird ihm niemals was ausmachen; er wird denken, daß er einfach neue Rekrutenaushebungen zu befehlen braucht; soeben hat der Senat ihm

wieder 140 000 bewilligt, das macht im Laufe dieses Jahres 440 000. Wird ein Bogen, der in solcher Weise angespannt wird, nicht bald brechen? Ich sage Ihnen, er ist ein verlorener Mann!"

Ich war in einer etwas peinlichen Lage, denn ich unterhielt mit dem Herrn Minister durchaus keinen vertraulichen Verkehr. Aber daß er einem verhältnismäßig Fremden gegenüber sich solcher Worte bediente, schon das ist bezeichnend. Und wie er, dachten nicht nur, sondern sprachen bereits viele einsichtige Männer in Paris.

Auf diese Stimmung baute ein kühner Verschwörer einen Plan, die Herrschaft des Kaisers durch einen Handstreich zu stürzen. Es war der als politischer Verbrecher seit einigen Jahren in Haft gehaltene General Malet. Er hatte im Gefängnis La Force mehrere für seine Zwecke günstige Verbindungen, auch mit Royalisten, anzuknüpfen gewußt, und der Augenblick, wo der Kaiser, 800 Lieues von seiner Hauptstadt entfernt, tief im Innern Rußlands sich mit seinem Heer in einer keineswegs glänzenden Lage befand, schien ihm so verheißungsvoll, daß er den Erfolg einer Verschwörung nicht nur für möglich, sondern geradezu für gewiß hielt.

Die von ihm ausgesonnenen Mittel zur Erreichung seines Zwecks waren eben so einfach wie kühn. Unter dem Schutze der Nacht wollte er in zwei Kasernen erscheinen, verkünden, daß Napoleon tot sei, und einen gefälschten Senatsbeschluß vorzeigen, wonach die kaiserliche Regierung abgesetzt und von einer provisorischen Regierung dem General Malet Vollmacht erteilt sei, über die bewaffnete Macht nach seinem Gutdünken zu verfügen. Auf diese Weise hoffte er, ein Linienbataillon und eine Kohorte der Nationalgarde unter seinen Befehl zu bekommen; mit diesen konnte er alle wichtigen Punkte besetzen und die höheren Beamten verhaften lassen, deren Wider-

stand am meisten zu besorgen war. Hierauf sollte in der ganzen Stadt der vorgebliche Senatsbeschluß bekanntgemacht werden; die Unzufriedenen aller Parteien würden sich um ihn scharen; aus den hervorragendsten unter ihnen wollte er eine Vertretung bilden, die im Stadthaus tagen sollte. Mit Hilfe dieser provisorischen Regierung hoffte er dann jeden Widerstand besiegen und ganz Frankreich auf seine Seite ziehen oder mindestens zur Anerkennung und Duldung des Geschehenen bringen zu können.

Er hatte sich, um größere Bewegungsfreiheit zu haben, unter dem Vorwande, daß er leidend sei, aus dem Gefängnis La Force nach einem Krankenhause im Faubourg Saint-Antoine verbringen lassen, wo naturgemäß die Bewachung noch viel weniger strenge war, als im Gefangenenhause, das übrigens den politischen Häftlingen ebenfalls keinen allzu großen Zwang auferlegt hatte.

Am 23. Oktober 1812, um acht Uhr abends, verließ General Malet in Begleitung eines Mitverschworenen, des Abbé Lafon, das Krankenhaus im Faubourg Saint-Antoine, um den Mann zu stürzen, der damals immerhin noch der mächtigste Herrscher der Welt war. Ihre Flucht aus der Anstalt vollzog sich ohne die geringste Schwierigkeit. Zunächst begaben sie sich nun nach der Rue Saint-Gilles, in der Nähe der Place Royale, wo sie über ein von einem spanischen Priester bewohntes Zimmer verfügen konnten. Es dürfte als sicher feststehen, daß sie schon in der Nacht des vorhergegangenen Sonntags am selben Ort gewesen waren; sie hatten aber zu lange auf einen Mitverschworenen warten müssen, ohne dessen Beihilfe sie ihre Unternehmung nicht wagen wollten, und infolgedessen beschlossen, nach ihrem Krankenhause zurückzukehren. Der Leiter dieser Anstalt hatte sogar, wie ich glaube, den Polizeiminister von diesem nächtlichen Ausflug in Kennt-

nis gesetzt; man hatte aber der Meldung keine Wichtigkeit beigelegt, ohne Zweifel in der Annahme, es habe sich nur um ein kleines Abenteuer zu Vergnügungszwecken gehandelt, um welches man sich besser nicht kümmere. Die Zufluchtsstätte in der Rue Saint-Gilles war ihnen durch einen jungen Mann, Namens Boutreux, verschafft worden, der sie oft im Krankenhause besucht hatte. Er stammte aus Angers und war Lizentiat der Rechte; höchstwahrscheinlich gehörte er dem Geheimbunde der Philadelphen an. Die beiden Verschwörer hatten sich entschlossen, ihn ins Vertrauen zu ziehen, da sie unbedingt über ein Zimmer verfügen mußten, wo sie in aller Sicherheit die nötigen Schriftstücke anfertigen konnten; außerdem mußte General Malet dort seine Uniform anlegen. Boutreux erwartete wirklich in der Wohnung des spanischen Priesters die beiden Verschworenen, zu denen sofort noch ein Korporal von einem Pariser Regiment, Namens Rateau, kam. Auf diesen hatten sie am vorhergehenden Sonntag vergeblich gewartet; er war vom General Malet im Krankenhaus, wohin er oft kam, um einen Verwandten zu besuchen, zum Anschluß an die Verschwörung verleitet worden. Er sollte ihnen die für den Tag ausgegebene Parole mitteilen und tat es auch wirklich. Diese beiden jungen Leute und der spanische Priester sind die einzigen, von denen es feststeht, daß sie zum voraus in das Geheimnis der Verschwörung eingeweiht waren. Die zu entwerfenden und abzuschreibenden Schriftstücke bestanden in dem gefälschten Senatsbeschluß, in der Proklamation, worin dieser Senatsbeschluß mitgeteilt wurde, und in einem von General Malet unterzeichneten Tagesbefehl mit dem Datum des 23. oder 24. Oktober. Ferner wurden zwei Briefe aufgesetzt, die bis in die kleinsten Einzelheiten Vorschriften über die Verwendung der Truppen gaben. Der eine Brief war an den Kommandanten der 10. Kohorte, Soulier, adressiert, der

andere an einen gewissen Rouff, der das 2. Bataillon der Pariser Garde befehligte. Soulier wurde in seinem Briefe mitgeteilt, daß er zum Brigadegeneral befördert sei; dem Schreiben lag eine Anweisung auf 100 000 Franken bei, die dazu dienen sollten, den Soldaten seines Bataillons einen erhöhten Sold und den Offizieren desselben doppelte Gage auszuzahlen. General Malet, der Unterzeichner dieser Briefe, hatte als Überbringer derselben einen gewissen General Lamotte bezeichnet, der den Befehl über die beiden Bataillone übernehmen und die Ausführung aller Befehle überwachen sollte. In Wirklichkeit aber gab es überhaupt keinen General Lamotte; er überbrachte die Depeschen selber unter diesem falschen Namen. Die Anfertigung aller dieser Schriftstücke, obwohl die Fälschungen nur sehr gröblich ausgeführt wurden, nahm doch einen großen Teil der Nacht in Anspruch. Ein starker Regen strömte hernieder und erschwerte den Verschworenen, als sie endlich auf dem Wege waren, ein schnelles Vorwärtskommen; die Popincourt-Kaserne, worin die 10. Kohorte lag, befand sich ziemlich weit von der Rue Saint-Gilles. So war es denn halb vier geworden, als Malet in Begleitung des als sein Adjutant auftretenden Rateau in der Kaserne erschien. Der Kommandeur der Kohorte, Soulier, lag fieberkrank zu Bett. Die Nachricht vom Tode des Kaisers warf den Verstand des Kranken völlig über den Haufen; er glaubte ohne Bedenken und ohne nach Beweisen zu fragen, jedes Wort, das ihm gesagt wurde, befahl den Senatsbeschluß und die Proklamation vorzulesen und stellte dem General seine Mannschaften zur Verfügung. In der Kaserne des alten Minimenklosters, wo das aus sechs Kompagnien bestehende Bataillon der Pariser Garde einquartiert war, erwartete den General ein ebenso glücklicher Erfolg. Der Oberst des Regiments, namens Rabbe, dem die Nachricht überbracht wurde,

war ebenso leichtgläubig wie der Kommandeur der Kohorte, und gab Befehl, allen Anordnungen des Generals Folge zu leisten.

Dieser ordnete an, daß die sechs Kompagnien zwischen fünf und sechs Uhr morgens ausrücken sollten, um die Barrière Saint-Martin, die Barrière von Vincennes, die Polizeipräfektur, den Kai Voltaire, den Grèveplatz und die Place Royale zu besetzen; jeder von diesen Posten sollte eine Kompagnie erhalten. Malet verfügte also über 1200 Mann. Die Mannschaften der Kohorte behielt er in Reserve, um mit ihnen die nach seiner Meinung besonders wichtigen Handstreiche auszuführen. Aber er brauchte, um von diesen Soldaten einen wirklichen Nutzen zu haben, entschlossene Männer, die zu ihrer Führung geeignet waren. Im Gefängnis La Force saßen zwei Generäle, von deren ihm wohlbekannten Gesinnungen er sich eine tatkräftige Mitwirkung versprechen durfte. Das Gefängnis lag am Wege, den er beim Vorrücken in das Innere der Stadt einschlagen mußte. Er beschloß diese Generäle — Lahorie und Guidal — zu befreien; auch ihnen zeigte er mit gleichem Erfolg wie in den Kasernen den Senatsbeschluß vor und versicherte ihnen, daß der Kaiser wirklich tot sei.

Unterdessen war bereits viel Zeit verloren gegangen; auf die Vorteile der nächtlichen Dunkelheit durfte er nicht mehr rechnen. Es war halb sieben, als er mit einem Teil seiner Kohorte in La Force erschien; der Rest marschierte weiter, um sich des Stadthauses zu bemächtigen. Dem Gefängnisverwalter stiegen nicht die geringsten Zweifel auf, da er eine Truppe in guter Ordnung unter Führung eines Generals in voller Uniform vor sich sah; die Generäle Lahorie und Guidal wurden also in Freiheit gesetzt, zugleich mit ihnen ein Korse, Namens Boccheiampe, der erst vor kurzem aus

Parma, wo er viele Jahre lang als Staatsgefangener in Haft gewesen, nach Paris gebracht worden war; der Unglückliche hatte selber um diese Versetzung nachgesucht, um seine Rechtfertigung besser zu Gehör bringen zu können und endlich seine Freiheit wiederzuerlangen.

General Guidal, ein bekannter Hitzkopf, war nach vielfachen Händeln mit mehreren Kriegsministern wegen seines offen zur Schau getragenen Hasses gegen Napoleon verabschiedet worden. Da er seitdem bei jeder Gelegenheit drohende Reden führte, so hatte man ihn festgenommen, und als Mitgefangenen in La Force hatte Malet ihn kennen gelernt. Lahorie lag im Bett, als man ihm die Nachricht von seiner Befreiung überbrachte; er brauchte ziemlich lange Zeit zum Aufstehen und Anziehen. Wie es scheint, ist ihm nicht der leiseste Zweifel an der Wahrheit der ihm mitgeteilten Nachrichten aufgestiegen. Malet gab ihm den Befehl über eine Abteilung Soldaten, mit der er die Polizeipräfektur besetzen und den Präfekten verhaften sollte; meine Stelle sollte Herr Boutreux erhalten, der, mit einer Schärpe umgürtet, den General und seine Truppen begleitete. Nach Erledigung dieses Auftrags sollte Lahorie nach dem Polizeiministerium marschieren, den Herzog von Rovigo verhaften und selber dessen Funktionen übernehmen. Guidal und Boccheiampe erhielten ebenfalls jeder einen Zug Soldaten, um nötigenfalls Lahorie in der Ausführung seiner Aufträge zu unterstützen; sie wurden dem Oberbefehl dieses letzteren unterstellt. Malet selbst marschierte mit 150 Mann nach dem Dienstgebäude des Divisionskommandeurs am Vendômeplatz.

Es war sieben Uhr vorbei, als Lahorie auf der Polizeipräfektur erschien. Ich war gerade eben aufgestanden; ein lauter Lärm, der sich in den vor meinem Schlafzimmer liegenden Räumen erhob, veranlaßte meinen Kammerdiener

hinauszugehen, um nachzusehen, was es gäbe. Als er einen Trupp bewaffneter Soldaten sah, versuchte er sie zurückzuhalten, und verteidigte mit bewunderungswürdiger Aufopferung den Zugang zu meinem Schlafzimmer; er wurde auf die Seite gerissen und durch einen Bajonettstich am Bein verwundet. Ich versuchte die Treppe zu gewinnen, die nach dem Garten führte, wurde aber von einem Offizier, der eine Abteilung Soldaten kommandierte, angehalten und genötigt, mich wieder in mein Zimmer zu begeben. Übrigens hielt der Offizier die Leute von jeder Gewalttat gegen mich zurück. Dieser Herr, den ich nicht erkannte, war in einen Mantel eingewickelt; der besonders charakteristische Teil seines Gesichtes, die hohe Stirn, war von einem großen Hut verdeckt. Es war General Lahorie; er teilte mir mit, daß der Kaiser unter den Mauern Moskaus gefallen sei, und brachte den vorgeblichen Senatsbeschluß zu meiner Kenntnis, ohne mich indessen das Schriftstück sehen zu lassen. Schließlich sagte er mir noch, sein Begleiter, Bürger Boutreux, werde meine Amtstätigkeit übernehmen; ich selber müsse unter Bewachung von zwei Füsilieren in meinem Zimmer bleiben. Dann ging er, unter Zurücklassung einer Wachmannschaft, fort.

Auf dem Polizeiministerium ging es bedeutend lebhafter her. Der Herzog von Rovigo, der wie ich völlig überrascht wurde, schwebte in viel größeren Gefahren. General Guidal hegte einen ganz persönlichen Haß gegen ihn und hätte gerne die günstige Gelegenheit benutzt, um ihn ins Jenseits zu befördern; einige von den Soldaten seines Zugs waren ebenfalls zu jeder Gewalttat bereit. Sie drangen mit dem General in das Zimmer des Polizeiministers; Lahorie mußte, um diesen zu schützen, seine ganze Festigkeit aufbieten. Er hatte Ursachen, gegen den Herzog von Rovigo einen tiefen Groll zu hegen; dieser wurde aber von dem natürlichen Edelmut seines Her-

zens zum Schweigen gebracht. Es gelang ihm kraft seiner Befehlshabergewalt, ihn vor Mißhandlungen zu schützen; er konnte ihm jedoch, wie er nachher erklärt hat, nur dadurch das Leben retten, daß er ihn ins Gefängnis schickte.

„Beruhige dich," so sagte er zu Savary, „du bist in die Hände eines großmütigen Mannes gefallen; du sollst nicht sterben."

Der Herzog von Rovigo wurde von General Guidal in einem Mietswagen nach La Force gebracht. Lahorie unterzeichnete ‚als Polizeiminister' den Verhaftbefehl. Er behauptete später, nur in diesem einen Fall sich der ihm vom General Malet übertragenen Amtsgewalt bedient zu haben. Hierin weicht er aber von der Wahrheit ab, denn er ließ sofort nach seiner Besitzergreifung des Ministerhotels einen Schneider holen, bei dem er sich einen Ministerfrack bestellte; hierauf fuhr er im Wagen seines Vorgängers nach dem Stadthaus, wo er als Polizeiminister empfangen wurde.

Während diese Vorgänge sich im Polizeiministerium abspielten, war ich in meinem Schlafzimmer geblieben. Rechts und links von einem Füsilier bewacht, legte ich meine Kleider an; hierauf bat ich, von dem Wunsch getrieben, über die rätselhaften Vorgänge aufgeklärt zu werden, den Bürger Boutreux um eine Unterredung. Er kam und zeigte mir in seiner Herzenseinfalt den Senatsbeschluß samt der Proklamation. Es wurde mir nicht schwer, auf den ersten Blick zu erkennen, daß diese Schriftstücke gefälscht und zwar von Leuten gefälscht waren, die mit der gebräuchlichen Formulierung solcher Kundgebungen nicht vertraut waren. Ich beschränkte mich indessen darauf, ihm zu sagen, der Tod des Kaisers setze mich sehr in Erstaunen, weil ich erst am Tage vorher die von einem sehr schnell gereisten Kurier überbrachten Depeschen gelesen hätte; nach diesen Depeschen aber befände der Kaiser sich sehr wohl.

Ein paar Minuten ſpäter traten meine Frau und mein Schwager bei mir ein, nachdem es ihnen gelungen war, bis zu meinem Schlafzimmer vorzudringen; ich ſagte ihnen, der ganze Vorgang beruhe auf einer gröblichen Betrügerei, die man ſehr bald als ſolche erkennen werde. Während ich noch über den mutmaßlichen Ausgang des Narrenſtreichs ſprach, ſah ich einen Unterleutnant von der Kohorte bei mir eintreten. Er überbrachte einen Befehl vom Polizeiminiſter Lahorie, daß ich nach La Force gebracht werden ſolle. Ich beſtieg alſo an der Seite des Leutnants einen Fiaker, den ein Dutzend Soldaten als Bedeckungsmannſchaft umringten. Unterwegs brachte die Wahrnehmung, daß die Eskorte ſo wenig zahlreich war, mich auf den Gedanken, ich könnte meinen Begleiter vielleicht zur Vernunft bringen. Ich ſagte ihm alſo, er habe ſich von einer plumpen Betrügerei fangen laſſen und ſei ſich jedenfalls nicht bewußt, daß er an einer betrügeriſchen Handlung beteiligt ſei, die ihm das Leben koſten könne. Ich erklärte ihm, der Kaiſer ſei nicht tot und der Senatsbeſchluß ſei gefälſcht. — Anfangs war er erſtaunt, überlegte ſich dann aber, daß meine Behauptungen wohl nur eine Liſt von meiner Seite wären, und befahl dem Kutſcher und den Soldaten ihre Schnelligkeit zu verdoppeln.

Wir kamen im Gefängnis La Force an; mein Unterleutnant übergab mich ſchleunigſt den Händen des Verwalters Lebeau. Dieſer hatte ſeine Stellung durch mich erhalten. Sobald die Türen geſchloſſen waren, ſtellte er ſich mir zur Verfügung; von ihm erfuhr ich den Hergang der Befreiung von Lahorie, Guidal und Boccheiampe am frühen Morgen. Er teilte mir ferner mit, daß der Herzog von Rovigo und kurz nachher deſſen Vertrauter Desmareſt als Gefangene eingeliefert worden ſeien. Nachdem ich einige Minuten darüber nachgedacht hatte, was ich am beſten und zuerſt tun ſolle,

beauftragte ich die Frau des Verwalters nachzusehen, ob eine Hintertür, die auf eine andere Straße hinausführte, ebenfalls von den Mannschaften der Maletschen Kohorte bewacht würde. Während ich noch auf ihre Rückkehr wartete, sah ich den Generalsekretär des Polizeiministers, Herrn Saulnier und den Platzadjutanten Laborde eintreten. Sie sagten mir, es wäre alles zu Ende; Malet und Lahorie wären verhaftet und sie selber wären sofort herbeigeeilt, um mich und den Herzog von Rovigo in Freiheit zu setzen.

Wir verließen miteinander das Gefängnis. Rovigo und ich bestiegen Herrn Saulniers Wagen und fuhren nach dem Ministerium. Ich habe also kaum mehr als eine Viertelstunde in der Force zugebracht und bin nicht über das Protokollzimmer hinausgekommen. Indessen war meine Stimmung bei dem ganzen Vorgang nicht gerade eine rosige zu nennen; ich will es gar nicht leugnen, daß ich mich in großer Aufregung befand; ich verbrachte, wie man zu sagen pflegt, ein böses Viertelstündchen.

Bemerken will ich noch, daß ich auf der Fahrt von der Präfektur nach La Force keine Straßenaufläufe und Volksansammlungen gesehen hatte. Die Stadt schien von den sich abspielenden Vorgängen keine Ahnung zu haben. Einige Bürger, die mich in dem von Soldaten umringten Fiaker erkannten, blieben stehen und sahen mir mit Mienen höchster Verblüffung nach. Die Überführung des Polizeiministers nach dem Gefängnis war noch weniger aufgefallen. Auf der Rückfahrt sahen wir eine ziemlich große Menschenmenge auf dem Grèveplatz und noch mehr auf dem Pont Neuf und den Kais, vor dem Polizeiministerium und der Polizeipräfektur. Die Verhaftung des Generals Malet war bereits bekannt geworden; man tat sich also keinen Zwang an und zog über die fehl-

geschlagene Unternehmung als eine ‚verbrecherische Tollheit' gar weidlich her.

Wie war es denn nun zu einem so schnellen Umschlag gekommen?

Auf dem Vendômeplatz angelangt, hatte Malet sich in die Wohnung des Divisionskommandeurs, Generals Hulin, begeben. Seine Soldaten auf der Straße lassend, betrat er in Begleitung einiger Offiziere oder Unteroffiziere das Zimmer des Generals. Er zeigte diesem an, daß der Kaiser gefallen sei, bemerkte aber an seinem Gesichtsausdruck, daß er der Nachricht wenig Glauben schenkte und bat ihn, mit ihm in ein anstoßendes Kabinett zu treten, um von mehreren Schriftstücken Kenntnis zu nehmen. Kaum in dieses Nebenzimmer eingetreten, zog Malet ein Pistol hervor und jagte dem General Hulin, der den Senatsbeschluß zu lesen begann, eine Kugel durch den Kopf, so daß er bewußtlos hinsank. Nach Vollbringung dieses Verbrechens begab sich Malet schleunigst zu seinen Soldaten zurück, von denen ein Teil inzwischen den Eingang zu dem an der anderen Seite des Platzes gelegenen Dienstgebäude des Generalstabes besetzt hatte. Man hatte aber von dort aus bereits bemerkt, daß in der Wohnung des Generals Hulin etwas nicht in Ordnung war und war auf der Hut. Trotzdem gelang es Malet, in das Arbeitszimmer des Generalstabschefs, Doucet, Einlaß zu erhalten, und er überreichte diesem den Senatsbeschluß. General Doucet bemerkte sofort, daß das Papier gefälscht war, und fragte entrüstet, wie der General mit einer solchen Schurkerei an ihn herantreten könne. Malet wollte sich seiner in derselben Weise entledigen wie des Generals Hulin; der Adjutant Laborde war ihm jedoch auf dem Fuße gefolgt, bemerkte, daß er nach einem Pistol griff, warf sich auf ihn und hielt ihn fest, bis auf seine Hilferufe die Soldaten von der im Hause selber befindlichen Wache herbei-

eilten. Kaum hatten die Mannschaften von der Kohorte den Zusammenhang erfahren, als sie sofort das Kommando des Generals Doucet und des Adjutanten Laborde anerkannten.

Herr Saulnier hatte sich auf die Nachricht von der Verhaftung des Herzogs von Rovigo zu Herrn Réal begeben; dieser eilte zunächst zum Erzkanzler, dann zum Kriegsminister und endlich nach der Militärschule, um den Kommandeur der Kaisergarde, General Deriot, zu ersuchen, er möchte sofort Abteilungen seiner Truppen in genügender Zahl ausrücken lassen, um die Ordnung wiederherzustellen. Herr Saulnier selbst hatte sich zum General Hulin zu begeben; er kam wenige Augenblicke, nachdem der verhängnisvolle Pistolenschuß gefallen war, in dessen Wohnung und fand ihn im Bett liegen. Der Kriegsminister war bereits von der Verhaftung Malets unterrichtet und hatte die nötigen Befehle erteilt, um die von dem Verschwörer verleiteten Truppen in ihre Kasernen zurückzuführen.

So war also General Malets Wagnis nach einem anfänglichen Erfolg von vier- oder fünfstündiger Dauer völlig gescheitert.

Malet hatte geglaubt, wenn seine Befehle vom Generalstab aus an alle zur Division gehörenden Truppenteile gelangten, so würden sie unfehlbar mit blindem Gehorsam ausgeführt werden, weil sie ihnen in der gewöhnlichen Form und auf dem gewöhnlichen Wege zugingen. Die Kühnheit des Planes hat nun zwar auf den ersten Blick etwas Bestechendes, trotzdem aber kann man die Unternehmung nur als eine Ausgeburt hellen Wahnsinns ansehen. Er hätte den Kriegsminister samt seinem ganzen Stabe ermorden, außerdem aber auch noch den General und die höheren Offiziere des in Paris und Saint-Cloud von Napoleon zurückgelassenen Teils seiner Kaisergarde für sich gewinnen müssen. Unmöglich aber konnte es ihm un-

bekannt sein, daß die Garde nicht mehr unter dem Befehl des Divisionskommandeurs stand. Ihre Anhänglichkeit und Ergebenheit für den Kaiser, die Kaiserin und den König von Rom waren allgemein bekannt; ihre Kasernen lagen zum größten Teil außerhalb der Stadt, in Courbevoie usw.; die höheren Offiziere würden also rechtzeitig gewarnt worden sein. Die Garde zählte 4- bis 5000 Mann.

Der Adjutant Laborde benahm sich bei diesem Anlaß überaus tatkräftig. Nachdem er am Vendômeplatz den General Malet verhaftet hatte, eilte er nach dem Polizeiministerium und nahm Lahorie am Kragen. Dieser hatte sich bereits im Arbeitszimmer des Ministers eingerichtet, befand sich aber in ziemlich großer Herzensunruhe. Unmöglich konnte er daran zweifeln, daß General Malet mit seiner Leichtgläubigkeit nur ein Spiel getrieben. Voll Vertrauen auf dessen Wort war er nach dem Stadthaus geeilt, wo die durch den Senatsbeschluß eingesetzte provisorische Regierung tagen sollte; er war über alle Maßen erstaunt, als er nur die von Malet zur Besetzung des Gebäudes abgesandten zwei Kompagnien vorfand. Da niemand ihm über die angebliche provisorische Regierung das geringste sagen konnte, so entschloß er sich, wieder nach dem Ministerium zu fahren. Erstaunt über die Ruhe, die in der ganzen Stadt herrschte, und die angesichts eines Ereignisses, wie es der Tod des Kaisers war, allerdings etwas Unerklärliches hatte, war er in die sorgenvollsten Gedanken versunken, als Laborde erschien und ihn für verhaftet erklärte. Nachdem er diese Verhaftung vorgenommen, war Laborde mit Herrn Saulnier auf Befehl des Kriegsministers ins Gefängnis La Force gegangen und hatte uns wieder befreit.

Als wir auf dem Kai ankamen, begegneten wir einer Kolonne von Grenadieren der Kaisergarde, die sich vor dem

Ministerium aufstellte, um weitere Befehle zu erwarten; ihre bloße Anwesenheit bot völlige Sicherheit, daß die Ruhe nicht weiter würde gestört werden. Man glaubte also allgemein, daß alles vorbei sei; indessen stand mir persönlich die allergrößte Gefahr noch erst bevor.

Da meine Anwesenheit auf der Polizeipräfektur jedenfalls dringend nötig war, so beeilte ich mich auf diesen meinen Posten zurückzukehren. Unvorsichtigerweise ging ich zu Fuß und ohne militärische Begleitung. Während meiner Abwesenheit hatte Malet die Mannschaften von der Kohorte, die zuerst die Präfektur besetzt hatte, durch eine Kompagnie von dem Bataillon der Pariser Garde ablösen lassen.

Als ich vom Eingang des Gebäudes aus den ganzen Hof voller Soldaten sah, rief ich ihren Führer, einen Leutnant Beaumont, heran und sagte ihm, er solle seine Mannschaften nach der Kaserne abrücken lassen. Ich glaubte, mein bloßes Erscheinen müßte ihm klar machen, daß die Verhältnisse eine ganz andere Wendung genommen; ich hätte aber freilich wissen sollen, daß die Herren vom Militär nicht so ohne weiteres den Befehlen eines Zivilisten gehorchen. Der Offizier wollte an den Umschwung, der ja allerdings ganz plötzlich gekommen war, nicht glauben; er weigerte sich rund heraus, mir zu gehorchen, und rief seine Leute an die Gewehre. Von allen Seiten schrie man nun: „Nehmt ihn fest! Schlagt ihn tot!“ Zum Glück war ich noch ganz in der Nähe der Eingangstür; ich warf mich in das dichte Gedränge der Neugierigen, die auf der Straße standen, und lief die kleine Rue de Jérusalem entlang, um auf den Kai zu gelangen. Die Soldaten verfolgten mich mit gefälltem Bajonett, und es blieb mir keine andere Rettung, als mich in einen am Ende der Straße gelegenen Laden zu flüchten. Die Soldaten wollten die Tür einschlagen, inzwischen waren aber viele Polizeibeamte herzugeeilt, die sich

ins Mittel legten und schließlich die Soldaten überredeten, von Gewalttaten abzusehen, da diese ihnen schlecht bekommen könnten, und mich nur von der Straße aus im Laden zu bewachen. Ich war also abermals Gefangener und blieb es fast eine Stunde lang. Der Adjutant, der von seiten des Kriegsministers den Befehl überbrachte, die Kompagnie solle sofort nach der Kaserne zurückmarschieren, war von den aufgeregten Leuten festgenommen worden, anstatt Gehorsam zu finden. Der Wirrwarr nahm erst ein Ende, als die Leute hörten, daß eine starke Abteilung der Kaisergarde auf dem Wege nach der Polizeipräfektur sei.

Oberst Soulier, der mit seiner Kohorte auf Befehl des Generals Malet ausgerückt war, um das Stadthaus zu besetzen, traf erst um halb acht dort ein; er ließ seine Leute auf dem Platze Halt machen und begab sich selber ins Haus, um dem Seinepräfekten seine Befehle zu überbringen; dieser hatte aber die Nacht in seinem Landhause zugebracht. Soulier konnte nur mit einem der Unterbeamten sprechen; dieser wußte, daß der Präfekt bereits auf dem Wege nach der Stadt sein mußte, und schickte ihm einen Boten entgegen, um ihn zu schnellem Kommen anzutreiben. Den Tod des Kaisers meldete er ihm durch die mit Bleistift schnell hingekritzelten Worte: „Fuit Imperator.“ Um acht Uhr traf Graf Frochot zu Pferde ein; die Nachricht hatte ihn ganz außer sich gebracht; alles, was er im Stadthause sah und hörte, vermehrte noch seine Verwirrung; er erfuhr zum Beispiel, „der Polizeiminister sei da gewesen,“ man sagte ihm aber nicht, daß dieser Minister der General Lahorie gewesen war, und daß der Herzog von Rovigo sich im Gefängnis befand. Obendrein kam noch der Hausarzt des Herzogs von Rovigo zu ihm, um im Auftrag der in heller Verzweiflung befindlichen Herzogin sich zu erkundigen, wo ihr Gatte sei. Graf Frochot glaubte, diese Ver-

zweiflung sei durch den Tod des Kaisers veranlaßt; er sah also darin eine Bestätigung der Unheilsbotschaft.

In den Befehlen, die der Kommandant der Kohorte dem Seinepräfekten überbracht hatte, stand unter anderem, die kaiserliche Regierung sei abgesetzt, eine provisorische Regierung, mit dem Sitz im Stadthause, sei eingerichtet, und der Präfekt habe nötigenfalls die Sturmglocken läuten zu lassen. Alle diese revolutionären Maßregeln brachten ihn vollends um seine Besinnung. Er befahl für die neue Regierung einen Tisch und Stühle in den großen Saal bringen zu lassen und ließ seinen Wagen anspannen, um sich schleunigst zum Erzkanzler zu begeben. In diesem Augenblick meldete man ihm, der Adjutant Laborde komme mit Befehlen von seiten des Kriegsministers; die Kohorte werde zurückgezogen und durch andere Truppen abgelöst. Bald hatte Herr Saulnier dem Präfekten klar gemacht, von welchem fürchterlichen Irrtum er befangen gewesen wäre. Seine Freude war jetzt ebenso lebhaft wie zuvor sein Schmerz; er bemühte sich im Verein mit Laborde, dem Obersten begreiflich zu machen, daß er dem Befehl sofort nachkommen müsse, wozu der Unglückliche sich anfangs wenig geneigt zeigte. Schließlich wußte er aber nicht mehr, was er in einem solchen Wirrwarr von einander widersprechenden Befehlen tun sollte, er gab nach und führte seine Kohorte nach der Kaserne zurück. Während dieser Zeit waren die im großen Saal bereits aufgestellten Tische und Stühle wieder herausgeschafft worden; aber diese Zurüstungen waren bemerkt worden. Präfekt Frochot dachte in seiner Herzensfreude über die unverhoffte Wendung der Ereignisse nicht daran, was für Kummer und Unglück seine, übrigens gewiß entschuldbare, Leichtgläubigkeit für ihn im Gefolge haben sollte.

Im Laufe des 24. Oktober wurden die beiden Batail-

lonskommandanten nebst den Offizieren und Unteroffizieren, die die Maßnahmen des Generals Malet besonders eifrig ausgeführt hatten, in Haft genommen. General Guidal und Bocheiampe wurden in dem Hause, in welchem sie sich verborgen hielten, entdeckt. Boutreux, mein Stellvertreter im Amt für eine kurze Stunde, wußte sich im ersten Augenblick allen Nachforschungen zu entziehen. Desgleichen der Abbé Lafon, der erst unter der Restauration wieder zum Vorschein kam. Ein Kriegsgericht wurde sofort zusammengesetzt, um die Angeklagten abzuurteilen.

Malet und seine hauptsächlichsten Mitarbeiter gehörten zur revolutionären Partei; unsere Nachforschungen mußten sich also nach dieser Richtung lenken. Indessen enthielten die bei den Verschworenen beschlagnahmten Schriftstücke manches Sonderbare: so ernannte z. B. der Senatsbeschluß zu Mitgliedern der provisorischen Regierung auch Männer, die durch ihre royalistische und revolutionsfeindliche Gesinnung bekannt waren; da sah man die Namen Mathieu de Montmorency und Alexis de Noailles neben dem des Abbé Sieyès. Die Heirat mit Marie Louise war für ungültig, der junge Napoleon als illegitimes Kind erklärt; die Konskription und ein Teil der indirekten Steuern wurden aufgehoben. Der Papst erhielt seine Staaten zurück; zur Beratung über den Weltfrieden, dessen Abschluß dadurch erleichtert wurde, daß Frankreich wieder seine alten Grenzen erhielt, sollte ein allgemeiner Kongreß berufen werden. Der Senatsbeschluß garantierte die Unveräußerlichkeit der Nationalgüter; dieses Wort ‚Unveräußerlichkeit' ließ sich in sehr verschiedenem Sinn auslegen.

Der von Malet unterzeichnete Tagesbefehl war nicht weniger seltsam; er übertrug den Befehl über die Truppen den Generälen Guidal, Desnoyers und Pailhardy, die alle drei als Revolutionäre bekannt waren. Die Kohorten der National-

garde sollten in ihre Heimat entlassen werden. General Lecourbe, ein persönlicher Feind Napoleons und waschechter Jakobiner, wurde zum Oberbefehlshaber einer ‚Zentralarmee' ernannt, die vor Paris zusammengezogen werden sollte. Generalstabschef dieser Armee sollte Lahorie sein. Den Offizieren und Soldaten, die sich durch ihren Eifer auszeichnen würden, winkten reiche Verheißungen an Soldzulagen und Beförderungen. Dagegen sollten solche verderbte Menschen, die der provisorischen Regierung Hindernisse zu bereiten wagten, sofort verhaftet werden; die Soldaten, die zu diesem Dienst kommandiert würden, sollten sich ordentlich und mit Mäßigung betragen, dabei aber diese im Interesse der öffentlichen Ruhe als notwendig erachteten Maßregeln mit aller Entschlossenheit durchführen.

Augenscheinlich hatte Abbé Lafon bei der Niederschrift des Senatsbeschlusses in bedeutendem Maße mitgewirkt, und der Tagesbefehl an die Truppen rührte von General Malet allein her.

Das Kriegsgericht trat am 29. Oktober zusammen; in der Zwischenzeit wurde keine Mühe gespart, um die Nachforschungen so weit wie möglich zu treiben. Es war sehr wichtig, den Abbé Lafon, Boutreux und den spanischen Priester ausfindig zu machen; besonders auf den erstgenannten kam es uns sehr an, da sein gefährlicher Charakter bekannt war. Übrigens ist es sehr bemerkenswert, daß Lafon, der im Rat kühner war als in der Tat, bei der Ausführung des Komplotts sich von jeder Gefahr freigehalten hatte. Daß die von ihm auf abschüssiger Bahn vorwärts Getriebenen sich sicheren Gefahren aussetzten, darauf kam es ihm wenig an; er selbst, der an das abenteuerliche Leben eines Chouans gewöhnt war, sah gleichmütig der Notwendigkeit entgegen, sich wieder einmal von einem Versteck zum anderen hetzen zu lassen. Von

dem spanischen Priester hat man niemals wieder etwas gehört, selbst nach der Restauration nicht.

Welchen Anteil die Revolutionspartei am Komplott genommen, glaubte man am besten dadurch herauszubekommen, daß man alle Personen verhörte, von denen man wußte, daß Guidal mit ihnen verkehrt hatte. Alle wiesen jedoch nach, daß sie sich seit Jahren vollkommen ruhig verhalten, und die meisten sogar, daß sie von dem Komplott erst nach der Festnahme des Generals Malet Kenntnis erhalten hatten. Nur ein einziger von ihnen war nicht aufzufinden gewesen; er hatte sich aus seiner Wohnung entfernt, sobald die ersten Gerüchte umliefen, daß die Polizei Nachforschungen veranstalte. Dieser Mann, der wohl einer scharfen Aufmerksamkeit wert war, war der berüchtigte Tallien. Sein Verschwinden erregte die größte Besorgnis bei den Behörden; da kam indessen einer meiner Verwandten, dem er in der Schreckenszeit einige Dienste geleistet hatte, in seinem Auftrage zu mir und erbat für ihn freies Geleit. Dieses wurde bewilligt und Tallien fand sich bei mir ein.

Auf meine erste Frage: „Warum haben Sie sich verborgen gehalten?" antwortete er:

„Ein Mann, der wie ich in alle Umtriebe der Revolutionsmänner verwickelt gewesen ist, muß auf seiner Hut sein; meine langjährige Erfahrung hat mich gelehrt, daß man sich niemals, selbst wenn man völlig unschuldig ist, der Gefahr einer Verhaftung aussetzen darf."

Er gab mir die eingehendste Auskunft über sein Leben während der letzten zwei oder drei Jahre, und überzeugte mich völlig, daß weder er noch seine sogenannten Anhänger mit dem General Malet, der ihnen als hirnverbrannter Wagehals bekannt war, in irgendeiner Verbindung gestanden waren. Mit einer von diesem geplanten und geleiteten Unternehmung

würde keiner von ihnen etwas zu tun haben wollen. Seine Erklärungen stimmten vollkommen mit den Berichten überein, die von den Beamten der verschiedenen Polizeibehörden eingingen. Sobald die Regierung die Gewißheit erlangt hatte, daß die öffentliche Ruhe in keiner Weise bedroht war, wurde kein Mensch mehr belästigt, und diesmal wurden nicht, wie früher leider nur zu oft, die Gefängnisse von Leuten überfüllt, die auf bloßen Verdacht hin verhaftet worden waren.

Aus den Verhandlungen, die vor dem zum Urteil über die 24 Angeklagten berufenen Kriegsgericht stattfanden, ging noch klarer als aus der Voruntersuchung hervor, daß die ganze Verschwörung ausschließlich des Generals Malet Werk war, und daß die von ihm mit in sein Unglück verwickelten Männer nur die Opfer einer unseligen Leichtgläubigkeit geworden waren. Malet nahm ohne Zögern die volle Verantwortlichkeit auf sich allein und zeigte sich in dieser Beziehung als edlen Charakter. Seine Verteidigung bestand nur aus einem einzigen Satz:

„Wer sich zum Verteidiger seines Vaterlandes aufgeworfen hat, braucht keine Verteidigung: er triumphiert oder stirbt!"

Malet, Lahorie, Guidal, Boccheiampe, Rabbe, Soulier nebst acht Offizieren oder Unteroffizieren wurden zum Tode verurteilt, unter den letzteren befanden sich auch der Leutnant, der mich bei meiner Rückkehr nach der Präfektur in so große Gefahr gebracht, und der Unterleutnant, der mich nach dem Gefängnis La Force übergeführt hatte und dem sein trauriges Ende von mir vorausgesagt worden war. Ich hatte, allerdings ohne Hoffnung auf Erfolg, für die beiden Offiziere mich beim Herzog von Feltre*) verwandt. Sie wurden alle zusammen am nächsten Morgen in der Ebene Grenelle erschossen. Nur dem Obersten des Regiments der Pariser Garde, Rabbe, und

*) Der Kriegsminister, Marschall Clarke.

dem Korporal im selben Regiment, Rateau, wurde ein Aufschub gewährt. Ich erinnere mich nicht mehr, warum Rateau diese Gunst bewilligt wurde; sie war jedenfalls um so erstaunlicher, als er sich in der Rue Saint-Gilles bereits bei den Verschwörern eingefunden und später beim General Malet Adjutantendienste verrichtet hatte; unzweifelhaft war er also in das Geheimnis der Verschwörung eingeweiht gewesen. Was den Obersten Rabbe anbetrifft, so hatte der Herzog von Rovigo sich erinnert, daß er Mitglied des Kriegsgerichts gewesen war, von welchem der Herzog von Enghien zum Tode verurteilt wurde, und hatte daher den Aufschub der Todesstrafe erwirkt. Einige Tage später wurde auch Boutreux ergriffen; er wurde verurteilt und erschossen wie seine Kameraden.

Nun erhob sich noch die Frage: welchen Eindruck werden so erstaunliche Ereignisse auf den Kaiser Napoleon machen?

Der Erzkanzler, der Polizeiminister und ich schrieben an den Kaiser; er war in großem Zorn über das seltsame Ereignis, und dieser Zorn wurde noch geschürt durch die Berichte seiner regelmäßigen Korrespondenten, die es immer sehr eilig hatten, wenn sie sich auf Kosten anderer in ein helles Licht stellen konnten.

Der Herzog von Rovigo hatte bekanntlich viele Feinde; zu diesen gehörte auch der Kriegsminister. Der Herzog von Feltre hegte wohl den Wunsch, von gewissen, vielleicht nicht ohne Grund gegen seine Amtsführung erhobenen Vorwürfen die Aufmerksamkeit abzulenken, und erfand das Vorhandensein eines von langer Zeit geplanten Komplotts, das der Wachsamkeit der Polizei nicht hätte entgehen dürfen. Er behauptete ohne Zögern, Malet habe im Senat zahlreiche Mitwisser gehabt.

Sehr bald erlangte ich die Gewißheit, daß er in diesem Sinn an den Kaiser geschrieben hatte. Die Herrschaften vom Hofe waren der Polizeiverwaltung kaum freundlicher gesinnt

als der Kriegsminister. Aus der Sprache und dem Benehmen der zur Umgebung der Kaiserin und des Königs von Rom gehörenden Persönlichkeiten ließ sich leicht entnehmen, daß ihre Berichte nicht gerade wohlwollend ausfallen würden. In dem Glauben, eine gute Gelegenheit zur Schaustellung ihres Eifers gefunden zu haben, brüsteten sie sich mit einer lebhaften Entrüstung über die Ungeschicklichkeit einer Polizei, die es nicht verstanden hätte, ein so kühnes Komplott gegen die geheiligten Grundsätze der erblichen Thronfolge zu verhindern.

Zehntes Kapitel.

Napoleons Rückzug von Moskau. — Der Eindruck der Nachricht von der Maletschen Verschwörung. — Des Kaisers Genie in der schwierigsten Lage. — Die Nachrichten von der Großen Armee. — Die Bulletins; das weltgeschichtliche neunundzwanzigste. — Schilderungen des Generals Nansouty. — Napoleons Rückkehr nach Paris. — Unsere erste Begegnung. — Gnädige Laune. — Eine Haupt- und Staatsaktion. — Reden auf Bestellung. — Historische Reminiszenzen. — Napoleons Antworten. — Ein Sündenbock für die Maletsche Verschwörung; Absetzung des Seinepräfekten Frochot. — Neue Rüstungen. — 500 000 neue Rekruten. — Das Konkordat von Fontainebleau. — Überrumpelung des Papstes. — Reue desselben über sein Entgegenkommen. — Erneuerung des Haders mit der Kirche. — Tod des Bischofs von Nantes. — Scheinbares Vertrauen Napoleons auf Preußens Bundestreue. — Die Bildung der Ehrengarden. — Gefährliche Mißstimmung in den höheren Ständen.

Bald sollten Ereignisse ernstester Art die Aufmerksamkeit des Publikums von der wahnwitzigen Schilderhebung des Generals Malet ablenken.

Am 15. Oktober hatte Napoleon seinen Rückzug von Moskau angetreten. Da ihm der Weg nach Kaluga verlegt wurde, so mußte er sich derselben Straße wieder zuwenden, auf der sein Heer nach Moskau gezogen war; kurz vor Wilna verließ er die Trümmer seines Heeres auf einem elenden Schlitten,

nur vom Großstallmeister Daru begleitet, und eilte nach Frankreich zurück, das er sieben Monate vorher verlassen hatte, um sich an die Spitze von mehr als 600 000 Mann zu stellen. Vor Smolensk hatte er die Nachricht von der Maletschen Verschwörung erhalten. Seit zehn Tagen hatte kein Bote zu ihm gelangen können; er empfing also die Depeschen mehrerer Kuriere und erfuhr gleichzeitig von dem Verbrechen und der an den Verschwörern vollzogenen Strafe. Er hatte sich, um diese Papiere zu lesen, mit Daru in ein am Wege gelegenes Haus begeben, wo sie ungestört waren; hier ließ er seinen Gefühlen: Erstaunen und Zorn, freien Lauf. Mehreren von seinen Offizieren und Generälen teilte er selber den Inhalt der Depeschen mit, um zu sehen, welchen Eindruck diese auf sie machten, und er konnte sich nicht verhehlen, daß sich ihrer eine Verblüffung bemächtigte, die darauf schließen ließ, daß ihr Vertrauen auf sein Glück und seine Macht im Schwinden war.

Napoleon hat seither oftmals die Maletsche Verschwörung als Beweis dafür angeführt, daß sein Entschluß, Moskau zu räumen, richtig gewesen sei; trotz allen Einwendungen von seiten seiner Ratgeber, die sich dahin ausgesprochen hätten, man müßte überwintern, selbst auf die Gefahr hin, für fünf oder sechs Monate von aller Verbindung mit Frankreich abgeschnitten zu werden. Wenn auch ein sehr kühner Feldherr vielleicht zu einem solchen Entschluß hätte kommen können, so wäre es doch etwas anderes mit einem Herrscher, der sein Heer persönlich befehligte, und zumal mit einem Kaiser, der erst so kurze Zeit die Krone trüge. Dies sind Napoleons eigene Worte.

In dieser furchtbaren Krisis blieb er bewunderungswürdig in seiner Willensstärke, in der Gewandtheit seines nie um Hilfsmittel verlegenen Geistes. Wohl konnte nur Er eine

derartige an Wahnsinn grenzende Unternehmung planen und ausführen, aber man muß auch sagen, daß jeder andere als Er dabei völlig zugrunde gegangen wäre. Seine Macht über die Männer, die für ihn starben, war so groß, daß kein Zeichen des Ungehorsams zutage getreten ist, daß kein Murren sich erhoben hat in diesem Heer, das dem Frost und dem Hunger erlag; dieses Beispiel steht vielleicht in der Weltgeschichte einzig da. Niemals war vielleicht Napoleon größer, als da er am Ufer der Beresina die Möglichkeiten erwog, wie er unbemerkt vom Feinde über den Fluß kommen könnte, als er mit unerschütterlichem Gleichmut seine Befehle gab und endlich siegreich aus einer Schwierigkeit hervorging, die für jeden anderen unüberwindlich gewesen wäre. Ohne Zweifel kam ihm dabei der geringe Scharfblick des am jenseitigen Ufer stehenden russischen Generals zustatten — aber besteht nicht eben die allergrößte Meisterschaft in der Kriegskunst gerade darin, daß ein Feldherr die vom Feinde begangenen Fehler auszunutzen weiß?

Das 25. Bulletin von der Großen Armee hatte uns gemeldet, daß der Rückzug angetreten war. Das 28., von Smolensk datiert und am 29. November in Paris bekannt gemacht, enthielt bereits Wendungen, die etwas Erschreckendes an sich hatten. Es wurde darin gesagt, daß der Winter begonnen habe; bisher war immer nur von der wundervollen Schönheit der Jahreszeit die Rede gewesen. Dann blieben wir 18 Tage lang ohne jede Nachricht. Man kann sich denken, zu welchem Grade während einer so langen Zeit die Befürchtungen anwuchsen. Endlich, am 17. Dezember, kam das 29. Bulletin, das für ewige Zeiten berühmt bleiben wird. Niemals wird ein so großes Unglück mit dürreren Worten angekündigt werden! Und doch blieb die Schilderung noch weit hinter der Wirklichkeit zurück.

Ich war durch die Katastrophe weniger überrascht als die große Menge, denn ein paar Tage vorher war in Paris der General Nansouty angekommen, zu dem ich durch verwandtschaftliche Beziehungen in einem nahen Verhältnis stand. Eine Wunde, die er in der Schlacht an der Moskwa empfing, hatte ihn dienstunfähig gemacht, und er war mit Urlaub nach Frankreich zurückgekehrt; er hatte also den ganzen Weg zurückgelegt, der die Rückzugslinie der Armee bildete, und konnte bei seiner großen Kriegserfahrung leicht den ganzen Umfang der Gefahren ermessen, von denen unser Heer umringt war. Er hatte mir im Vertrauen seine Befürchtung mitgeteilt, daß der Kaiser mit der ganzen Armee zugrunde gehen würde; seiner Meinung nach könnten wir uns glücklich schätzen, wenn von all den Hunderttausenden, die hinausgezogen wären, auch nur der vierte Teil die Grenze des Reiches wiedersähe.

Am 18. Dezember, mitten in der Nacht, kam der Kaiser in Paris an; am nächsten Tage sah er nur den Erzkanzler, die Minister und seine intimsten Vertrauten. Ich erfuhr, daß er trotz der ernsten Sorgen, die ihn bedrängen mußten, sich die Zeit genommen habe, sich mit den kleinsten Einzelheiten der Maletschen Verschwörung bekanntzumachen. Er maß also derselben eine große Bedeutung bei.

Der übernächste Tag war ein Sonntag, und der Kaiser erteilte nach der Messe die übliche Audienz. Ich war hingegangen. Seitdem Napoleon wieder in den Tuilerien war, hatten wir uns noch nicht gesehen; man war also allgemein gespannt, wie er mich behandeln würde. Viele erwarteten einen für mich peinlichen Auftritt. Diese Erwartung wurde enttäuscht. Offenbar hatten die am Tage vorher von ihm eingezogenen Erkundigungen mein Verhalten in günstigerem Licht erscheinen lassen; er sprach mich mit sehr freundlicher

Miene an und sagte halblaut, so daß er nur von mir gehört werden konnte:

„Nun, Herr Präfekt, da haben also auch Sie Ihren bösen Tag gehabt. Den erlebt wohl jeder einmal."

Im Anschluß an diese Audienz empfing Napoleon mit allem Prunk des Hofzeremoniells den Senat und den Staatsrat. Die Redner der beiden Körperschaften hatten ihre Weisungen zum voraus erhalten; die Worte entsprachen also sehr wenig den Gedanken. Einen großen Raum nahm in diesen Redeübungen die Maletsche Verschwörung ein.

„Menschen, die dem Gefängnis entsprungen waren, das kaiserliche Gnade ihnen angewiesen, um sie der verdienten Todesstrafe zu entziehen, haben es gewagt, die Ruhe und Ordnung dieser großen Stadt zu stören; sie haben die Strafe für ihre neuen Verbrechen davongetragen."

Die Erwähnung dieses Ereignisses führte in ungezwungener Weise zu Betrachtungen über die glücklichen Unterpfänder der Ruhe, die den Staaten durch eine monarchische Verfassung und durch die Erblichkeit der Thronfolge gewährleistet wird. Es dürfe also nichts verabsäumt werden, um diese Bürgschaften zu kräftigen.

Ferner erwähnte der Redner:

„In den ersten Zeiten unserer französischen Geschichte kam es mehr als einmal vor, daß der Herrscher befahl, durch einen feierlichen Schwur die Franzosen aller Stände zum voraus an den Erben der Krone zu ketten. Wenn das Alter des jungen Prinzen es zuließ, wurde zuweilen eine Krone auf sein Haupt gesetzt — ein Unterpfand für seine zukünftige Herrschermacht und ein Symbol für die ununterbrochene Fortdauer der Regierung."

Diese geschichtliche Erinnerung war ganz sicherlich vom Kaiser selber inspiriert und ließ deutlich genug auf seine Absichten schließen.

Der andere Redner rief aus:

„Gott, der unser Frankreich schirmt, wird es noch lange

vor dem allergrößten Unglück bewahren; sollte aber dieses eintreten, dann würden wir alle uns um den Prinzen scharen, dem unsere Wünsche und unsere Hoffnungen gelten; jeder Franzose würde zu seinen Füßen den Schwur der Treue und Liebe erneuen, den er dem Kaiser geleistet hat."

In seinen Antworten auf die beiden Ansprachen sagte Napoleon nur wenige Worte über den Krieg. Er versicherte nur, sein Feldzug gegen Rußland habe nur politische Zwecke verfolgt, und sein Herz sei frei von persönlichem Groll. Er hätte den größten Teil der Bevölkerung unter Waffen bringen können, indem er die Leibeigenen für frei erklärt hätte. Er habe aber von dieser Maßregel Abstand genommen, weil er damit viele Familien dem Tode und fürchterlichen Mißhandlungen überantwortet haben würde. „Meine Armee," fuhr er fort, „hat allerdings Verluste erlitten, aber nur durch die Unbilden des Klimas."

So kurz er sich in bezug auf diesen Punkt faßte, so wortreich ließ er sich über die Verschwörung aus:

„Durch Feigheit und Furchtsamkeit der Soldaten," so sagte er in seiner Antwort an den Senat, „verlieren Völker ihre Unabhängigkeit; aber ängstliche Beamte zerstören die Herrschaft der Gesetze, die Rechte des Thrones, ja sogar die gesellschaftliche Ordnung. Als ich es unternahm, ein neues Frankreich zu schaffen, da bat ich die Vorsehung, mir eine Reihe von Jahren zu gönnen. Zerstören kann man in einem Augenblick, aber wieder aufzubauen vermag man nicht ohne die Hilfe der Zeit. Mutige Beamte zu haben, ist das größte Bedürfnis des Staates.

„Zur Zeit unserer Väter rief man: ‚Der König ist tot — es lebe der König!' Diese paar Worte legen die Hauptvorzüge monarchischer Staatsform klar. Ich glaube den Geist, der meine Völker in den letzten Jahrhunderten beseelte, sorgfältig studiert zu haben; ich habe über die Vorgänge nachgedacht,

die sich in den verschiedenen Epochen unserer Geschichte abgespielt haben. Ich werde diese Frage im Auge behalten."

Dem Staatsrat erwiderte der Kaiser:

„Wenn das Volk so viel liebevolle Anhänglichkeit an meinen Sohn bezeigt, so geschieht das aus unbewußter Überzeugung von den Wohltaten der Monarchie."

Dann kam eine lange Tirade gegen die ‚Ideologie'.

„Diese nebelhafte Metaphysik ist schuld an allem Unglück, das unser schönes Frankreich betroffen hat. Mit knifflicher Kleinlichkeit sucht sie auf die Urbegriffe zurückzugehen, um auf dieser Grundlage eine Gesetzgebung für ganze Völker aufzubauen, anstatt diese Gesetze nach unserer Kenntnis vom menschlichen Herzen und nach den Lehren der Geschichte auszugestalten."

Aus allen diesen Reden sprang klar und deutlich der Gedanke hervor: ein Verschwörer hat nur das Gerücht von seinem Tode zu verbreiten gebraucht, um sofort die Rechte meines Sohnes in Vergessenheit zu bringen! Damit war ihm selber eine Schmach angetan, die er durch ein abschreckendes Beispiel ahnden wollte. In den bis in die kleinsten Einzelheiten gehenden Berichten, die er sich hatte vortragen lassen, war ihm aufgefallen, daß der Seinepräfekt, der sich in voller Freiheit befunden hatte und durch keine Gewalttat in seiner persönlichen Sicherheit bedroht worden war, den Verschwörern Gehorsam geleistet hatte, ohne im geringsten die Echtheit der von ihnen vorgewiesenen Schriftstücke zu prüfen, sondern daß er tatsächlich eine auf des Kaisers Sturz sich aufbauende Regierung anerkannt und damit die Rechte des kaiserlichen Prinzen schwer verletzt hatte. Noch mehr! Er hatte sogar die vorbereitenden Anordnungen getroffen, um die Mitglieder der neuen Regierung im Stadthaus unterzubringen. Dieses Vergehen war in des Kaisers Augen unverzeihlich, und hauptsächlich auf den

Seinepräfekten bezogen sich seine Worte: ‚Ängstliche Beamte zerstören die Herrschaft der Gesetze, die Rechte des Thrones, ja sogar die gesellschaftliche Ordnung.‘ Aber Graf Frochot war einer seiner ältesten Diener, Napoleon hatte stets eine besondere Vorliebe für ihn gezeigt, er stand allgemein im Rufe eines rechtschaffenen Mannes. So mußte also eine gewisse Mäßigung in dem gegen ihn einzuleitenden Verfahren beobachtet werden; die Strafe mußte starken Eindruck machen und durfte zugleich nur auf den Rat von Männern ausgesprochen werden, auf die die öffentliche Meinung mit besonderem Vertrauen blickte. Napoleon sandte daher den verschiedenen Abteilungen des Staatsrates Befehl, jede solle für sich das Verhalten des Seinepräfekten einer Prüfung unterziehen und über das Verfahren beraten, das ihm gegenüber am Platze sei. Diese Prüfung und Beratschlagung waren für die meisten Mitglieder des Staatsrates eine höchst peinliche Aufgabe, denn Herr Frochot war allgemein beliebt, und niemand zweifelte an der Reinheit seiner Absichten.

Alle Abteilungen sprachen sich mit größter Schonung aus, ausgenommen die Finanzsektion: deren Vorsitzender, Defermon, ging mit dem rücksichtslosesten Eifer vor und stellte die Fragen auf eine Weise, daß sehr harte Antworten herauskommen mußten. Von den Mitgliedern der Abteilung weigerte sich nur Herr Bérenger, das Gutachten zu unterzeichnen, das auf Absetzung lautete; er setzte selber ein Schriftstück auf, worin er sich ganz im Sinne der Abteilung des Innern aussprach. Diese mannhafte Unabhängigkeit machte ihm viel Ehre.

Am 25. Dezember wurden alle diese Gutachten im ‚Moniteur‘ abgedruckt, der zugleich ein Dekret veröffentlichte, wodurch Herr Frochot seiner Ämter als Staatsrat und Seinepräfekt enthoben wurde. An seine Stelle trat Herr de Chabrol.

Von der Armee trafen jeden Tag trostlosere Nachrichten ein. In der ersten Hälfte des Januar erfuhren wir das traurige Schicksal der Heeresträmmer seit dem Tage, an welchem der Kaiser sich entfernt hatte. Der Abfall des Generals York mit den preußischen Truppen, die zum Macdonaldschen Armeekorps gehört hatten, ließ keinen Zweifel mehr übrig, daß demnächst ganz Preußen zum Feinde übergehen werde. Bald kam auch die Nachricht, daß der König von Neapel plötzlich abgereist sei; Murat hatte von Napoleon die Leitung des Rückzugs übertragen erhalten, und seine Fahnenflucht stürzte das schmählich verlassene Heer in völlige Mutlosigkeit. In dieser kritischen Lage bot das Bündnis mit Österreich die einzige Aussicht auf Rettung; aber durfte man darauf noch große Hoffnungen setzen?

Napoleon konnte sich die Gefahren einer mit jedem Tage sich verschlimmernden Lage nicht verhehlen; aber er sah kein anderes Heilmittel als neue Rüstungen und neue Opfer, die man dem Lande zumuten müßte. Am 11. Januar 1813 stellte ein Senatsbeschluß dem Kriegsminister 330 000 Mann zur Verfügung; nämlich 100 000 bereits in den Kohorten ausgebildete, 100 000 bisher nicht einberufene Rekruten der Aushebungen von 1809, 1810, 1811 und 1812, und 150 000 Mann des Jahrgangs 1814. Der ganze Jahrgang 1813 war bereits im Laufe des Jahres 1812 eingezogen worden. Das letzte Aufgebot von 127 000 Mann war im September unter die Waffen gerufen; den Befehl dazu hatte der Kaiser ergehen lassen, als er sich entschloß, von Smolensk auf Moskau vorzurücken. Aber alle diese Aushebungen lieferten nur Fußvolk. Kavallerie läßt sich nicht improvisieren, und die ganze Reiterei — mehr als 80 000 Pferde! — die vier Monate vorher den Niemen überschritten hatte, konnte als vernichtet angesehen werden. Niemals hatte ein französisches Heer eine so zahlreiche und schöne Reiterei gehabt!

Man ist wie betäubt, wenn man darüber nachdenkt, was für eine Arbeit aufgeboten werden mußte, was für Hilfsquellen aller Art zu suchen und zu finden waren, um in Zeit von fünf Monaten 500 000 Mann auszuheben, zu kleiden, zu bewaffnen, auszurüsten und völlig neu zu organisieren. Und dieser Riesenleistung war bereits kurz vorher, zu Beginn des Jahres 1812 eine ebenfalls sehr große Anstrengung vorangegangen.

Und mitten unter den Sorgen, die der Kaiser sich aufladen mußte, um seiner Heeresverwaltung den so notwendigen stets frischen Ansporn zu geben, fand er Zeit, an die Regelung seines Verhältnisses zum Papst zu denken!

Die Notwendigkeit, hierin zu einem Abschluß zu gelangen, wurde allerdings immer dringlicher, denn die geringsten kirchlichen Streitigkeiten konnten die Schwierigkeiten der politischen Lage Europas ganz beträchtlich verschärfen. Napoleon scheint sogar vom Kaiser von Österreich geradezu auf diesen Gesichtspunkt hingewiesen worden zu sein; und er konnte nicht umhin, diese Hinweise einer sehr ernstlichen Erwägung zu unterziehen. Er beauftragte daher den Bischof von Nantes, dem Papst neue Vorschläge zu unterbreiten. Da ihm jedoch die Verhandlungen nicht schnell genug für seine Ungeduld gingen, so begab er sich unter dem Vorwande eines Jagdausflugs mit der Kaiserin nach Fontainebleau, erschien ganz unvermutet in den Gemächern Pius' VII. und bearbeitete ihn mit allen Lockungen und Drohungen, von denen er sich eine Wirkung auf den Sinn des Heiligen Vaters versprach. Schließlich gelang es ihm, dem Beherrscher der Christenheit seine Einwilligung zu einem vorläufigen Übereinkommen abzupressen. Dieses ist als ‚Konkordat von Fontainebleau' bekannt.

Obwohl die einzelnen Bestimmungen dieser Übereinkunft,

wie es in den einleitenden Sätzen ausdrücklich hervorgehoben war, nur als vorbereitende Grundlage eines endgültigen Vertrages dienen sollten, empfand Napoleon ob diesem Ausgang eine aufrichtige Freude — vielleicht eine der letzten, die ihm gegen Ende seiner Herrschaft beschieden waren. Er glaubte eine der größten Schwierigkeiten beseitigt und beeilte sich, schon am 26. Januar, durch seinen Kultusminister allen Bischöfen mitteilen zu lassen, daß am Tage vorher zum besten des kirchlichen Friedens zwischen ihm und dem Papst ein Konkordat abgeschlossen sei.

In der Annahme, daß dieses große Ereignis der Geistlichkeit und allen Gläubigen Freude bereiten müsse, ermächtigte er die Bischöfe, in allen Kirchen ihrer Sprengel ein Te Deum singen zu lassen. Zugleich wurden mehrere Prälaten eingeladen, sich nach Fontainebleau zu begeben, um dem Oberhaupt der Kirche ihre Glückwünsche abzustatten, und die Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe, die der Unterzeichnung des Vertrages beigewohnt und an den vorhergehenden Verhandlungen teilgenommen hatten, wurden mit besonderen Beweisen der kaiserlichen Zufriedenheit in Gestalt von Titeln und hohen Ordensauszeichnungen bedacht. Endlich erhielten die verbannten Kardinäle ohne Ausnahme Erlaubnis, sich wieder zum Papst zu begeben. Dies alles erfolgte seitens des Kaisers in der Meinung, daß er seinen Erfolg bereits in Sicherheit habe; inzwischen aber hatte der Papst Zeit zum Nachdenken gehabt und empfand jetzt, wo er nicht mehr unter dem unmittelbaren Einfluß der gewaltigen Persönlichkeit Napoleons stand, Bedauern und sogar Gewissensbisse ob seinem Vorgehen.

Das erste Symptom seiner Sinnesänderung war die Zurückweisung einer recht beträchtlichen Geldsumme, die der Kaiser ihm zur Verfügung stellte; zugleich verschob er den Erlaß der Bullen, wodurch die neuernannten Bischöfe in ihre Wür-

den eingesetzt werden sollten, indem er sagte, er wünsche vor allen Dingen die Gewißheit zu haben, daß bei der endgültigen Regelung seine Wünsche keinem Hindernis von seiten des Kaisers begegnen würden.

Napoleon hatte die Artikel des vorläufigen Übereinkommens durch den ‚Moniteur' veröffentlicht. Pius VII. versammelte schleunigst alle erreichbaren Mitglieder des Heiligen Kollegiums um sich und schrieb auf deren Anraten dem Kaiser einen langen Brief, worin er erklärte, sein Gewissen setze der Ausführung dieser Bestimmungen unübersteigbare Hindernisse entgegen, und er müsse zu seinem großen Schmerz und zu seiner Beschämung gestehen, daß er sich seiner päpstlichen Gewalt nicht zur Auferbauung, sondern zur Zerstörung bedienen würde, wenn er den unbedachtsamerweise in jenen Artikeln gegebenen Versprechungen nachkäme.

Alle diese Verhandlungen, von denen übrigens nicht viel in die Öffentlichkeit drang, dauerten bis zum 25. März. Am Abend vorher war der Brief des Papstes dem Kaiser überbracht worden. Er antwortete darauf durch eine Verordnung, die allen Erzbischöfen, Bischöfen und Kapiteln die Verpflichtung auferlegte, den als Staatsgesetz veröffentlichten Vertrag vom 25. Januar als bindend anzusehen.

Die gegen den Papst angeordneten Zwangsmaßregeln wurden erneuert; man untersagte ihm jeden Verkehr mit der Außenwelt; den Mitgliedern des Kardinalkollegiums, die noch Zutritt zu ihm erhielten, wurde verboten, von politischen Angelegenheiten mit ihm zu sprechen.

So war also der kirchliche Friede in keiner Weise wiederhergestellt, und dieser letzte Versuch Napoleons, dem Oberhaupt der Kirche seinen Willen zu diktieren, schlug gänzlich zu seinem Schaden aus. Jedermann mußte sehen, daß er nicht in gutem

Glauben gehandelt hatte, als er einem Vertrag, den er einem schwachen Greise abgepreßt hatte, den Charakter einer endgültigen Übereinkunft beimessen wollte, obwohl er stets nur als ein vorläufiges Abkommen angesehen worden war.

Der Bischof von Nantes, der in allen diesen schwierigen Verhandlungen große Mäßigung bewiesen hatte, starb im Juli. Wenige Stunden vor seinem Tode schrieb er an den Herrscher, dem er mit aufrichtigem Herzen gedient hatte, weil er damit zugleich der Sache der Religion zu dienen glaubte: „Ich flehe Sie an, dem Heiligen Vater seine Freiheit zurückzugeben; seine Gefangenschaft ängstigt mich noch in den letzten Augenblicken meines Lebens. Ich habe wiederholt die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, welche Trauer diese Gefangenschaft in der ganzen Christenheit hervorruft, und wie vieles dagegen spricht, sie noch zu verlängern. Die Rückkehr Seiner Heiligkeit nach Rom wäre, wie ich glaube, notwendig für Ihr Glück."

Die Monate Januar und Februar des Jahres 1813 vergingen mit Unterhandlungen zwischen Paris und Berlin und zwischen Paris und Wien. Es galt, die beiden deutschen Mächte zum Verharren beim Bündnis zu bewegen. War es möglich, sich in bezug auf Preußen einer solchen Hoffnung hinzugeben? War es also die aufrichtige Meinung Napoleons, wenn er sich stellte, als setze er volle Zuversicht in die ehrlichen Absichten des Königs von Preußen, der den General York vor ein Kriegsgericht gestellt hatte und einen außerordentlichen Gesandten, den Fürsten Hatzfeld, nach Paris schickte, um dem Kaiser Ersatz für die vertragsbrüchig gewordene preußische Heeresabteilung anzubieten?

Prinz Eugène, der den Oberbefehl über die Trümmer der aus Rußland zurückgekehrten Armee führte, hatte eine

nach der anderen alle Stellungen zwischen der Weichsel und der sächsischen Grenze räumen müssen; nachdem er in die Festung Danzig eine starke Garnison geworfen, vereinigte er kaum 20000 Mann völlig erschöpfter Truppen unter seinem Befehl, und selbst nachdem er alle zerstreuten kleineren Abteilungen an sich gezogen hatte, betrug die Gesamtzahl nicht einmal 50000 Mann. Konnte man sich also einbilden, daß Friedrich Wilhelm noch lange der Versuchung widerstehen würde, sich an Rußland anzuschließen, dessen siegreiche Heere in Eilmärschen heranrückten und seine Staaten bedrohten?

Eines Abends, gegen Ende Februar, waren Herr de Sémonville und ich beim Herzog von Bassano; wir ärgerten uns über die Zuversicht, die er immer noch zur Schau trug, und bemühten uns nach Kräften, ihm die gefährlichen Illusionen zu vertreiben, in denen er sich zu gefallen schien. Zufällig hatte ich gerade an jenem Morgen Kenntnis von mehreren Bemerkungen erhalten, die auf der österreichischen und auf der preußischen Gesandtschaft gefallen waren, und aus denen klar und deutlich hervorging, welchen Entschluß Preußen fassen würde und fassen müßte. Wir sagten also dem Herzog die reine Wahrheit, und das Gewicht unserer Bemerkungen machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er uns antwortete: „Ja, Sie haben recht! Ich sehe es vollkommen ein, und es ist meine Pflicht, dem Kaiser alles zu berichten, was Sie mir gesagt haben. Ich begebe mich sofort zu ihm; warten Sie bitte hier auf mich — ich werde Ihnen erzählen, welchen Eindruck meine Worte auf ihn machen.“ Es war zehn Uhr abends; wir warteten bis eins auf ihn. Endlich kam er wieder, und ich sehe ihn noch vor uns, wie er mit strahlender Miene den Salon betrat und uns sagte: „Nun, meine verehrten Freunde — alles was Sie mir sagten und was mich, ich will's nur gestehen, ein wenig beunruhigt hatte, ist völlig bedeu-

tungslos: Der Kaiser hat dazu nur gelacht und hat mit vier Worten und durch Anführung einiger unzweifelhafter Tatsachen das ganze Schreckgespenst hinweggeblasen." Angesichts einer so hartnäckigen Verblendung blieb uns nichts anderes übrig, als den Kopf zu senken und zu schweigen. Das hatten wir von unserer freimütigen Offenheit!

Ich bin übrigens der festen Überzeugung, daß bei dieser Gelegenheit Napoleon nicht sich selber, sondern nur seinem Minister eine Komödie vorspielte. Wenn er wirklich an die Möglichkeit geglaubt hätte, Preußen beim Bündnis zu erhalten, warum hatte er dann sich geweigert, die Rechnungen über die während des Feldzugs unseren Truppen geleisteten Lieferungen zu berichtigen? Zudem kannte er gut genug den wenig widerstandsfähigen Charakter des Königs; und dessen Volk war in einem Zustand der Erregung, der binnen kurzer Frist zum offenen Bruche mit Frankreich führen mußte. Während seiner letzten schnellen Reise quer durch Norddeutschland hatte Napoleon sich zur Genüge von der feindseligen Stimmung der Bevölkerung gegen ihn überzeugen können. Hierfür ist z. B. ein wenig bekanntes Erlebnis recht bezeichnend: In dem thüringischen Städtchen Eisenach ließ man ihn länger als zwei Stunden auf frische Pferde warten. Man behauptete, es wären keine da, und es müßten erst welche requiriert werden; diese kamen aber nicht. Sein einziger Reisebegleiter, der Herzog von Vicenza, stöberte in allen Winkeln des Postgebäudes herum und entdeckte endlich einen Stall, worin sich mehrere Postillone mit sehr schönen Pferden befanden. Er befahl ihnen, sofort anzuspannen, brachte sie aber nur durch ein Gewaltmittel dazu, indem er dem Postmeister so lange die blanke Degenspitze auf die Brust hielt, bis angespannt war. War etwa Napoleon bei der Ankunft erkannt worden? Hatte er sich durch irgendeine Unvorsichtigkeit selber verraten? Ich möchte es annehmen,

und es scheint nicht ausgeschlossen, daß die Postleute nur Zeit gewinnen wollten, um Verschworene zu benachrichtigen, die ihn unterwegs aus einem Hinterhalt überfallen hätten. Der Vorfall ist niemals aufgeklärt worden.

Ich glaube also, wie gesagt, bestimmt, daß seine anscheinende Zuversicht damals nur eine Komödie war, durch die er der selbst in seiner nächsten Umgebung immer weiter um sich greifenden Entmutigung einen Damm setzen wollte.

Der Zustand des Zweifelns dauerte auch nicht lange: Schon am 28. Februar wurde in Kalisch zwischen dem König von Preußen und dem Kaiser von Rußland ein Offensiv- und Defensivbündnis abgeschlossen. Würde Österreich treuer sein? Auch hiergegen schienen gar mancherlei Anzeichen zu sprechen.

Hierzu kam noch, daß auch Schweden in das Bündnis seiner Feinde hineingezogen wurde. Während durch die Nachrichten über alle diese Vorgänge die Besorgnisse der eingeweihten Personen immer schwerer wurden, verdoppelte Napoleon seine Anstrengungen, um sich die Mittel zu verschaffen, durch die er aller Schwierigkeiten Herr zu werden hoffte. Als der Abfall Preußens und dessen Bündnis mit Rußland unserem Minister des Auswärtigen amtlich mitgeteilt wurde, antwortete der Kaiser darauf durch einen Senatsbeschluß, der eine neue Aushebung von 180 000 Mann dem Kriegsminister zur Verfügung stellte. 80 000 wurden der Nationalgarde entnommen, 90 000 mußte der Jahrgang 1814 vorausliefern, aus dem Rest von 10 000 Mann sollten vier Regimenter berittener Ehrengarde gebildet werden.

Diese Ehrengarden sollten sich auf eigene Kosten kleiden, bewaffnen und beritten machen. Nach zwölfmonatlicher Dienstzeit sollten sie Unterleutnants werden; während des Feldzugs

sollten vier Kompagnien Garde du Corps gebildet werden, und diese waren zum Teil der Mannschaft der Ehrengarden zu entnehmen, was als besondere Auszeichnung zu betrachten war. Der Plan, sich eine Leibwache zu bilden, hatte für Napoleon stets viel Verführerisches gehabt; aber er hatte davon Abstand nehmen müssen, weil der Gedanke den Militärs und besonders seinen alten Gardisten höchst mißfällig war. Auf dem Rückzug aus Rußland waren diese alten Krieger größtenteils zugrunde gegangen; so glaubte der Kaiser ohne Gefahr den Rekruten, auf deren guten Willen nicht zu rechnen war, diese lockende Aussicht eröffnen zu können.

Aus den Bestimmungen, durch die die Bildung der Ehrengarden geregelt wurde, ging klar und deutlich hervor, daß die Präfekten ganz willkürlich alle jungen Leute von neunzehn bis dreißig Jahren, lauter Angehörige der höchsten und reichsten Stände zu diesem Dienst bestimmen konnten. Es sprach wohl die Absicht mit, sich ein zahlreiches Reiterkorps zu beschaffen, dessen Aufstellung dem Staat nichts kostete; ganz gewiß aber hatte der Kaiser den Nebengedanken, sich auf diese Weise aller Familien, deren Treue zweifelhaft erscheinen konnte, durch Geiseln zu versichern.

Keine Maßregel hat Napoleon so viele unversöhnliche Feinde geschaffen wie diese. Sein Sturz wurde nun in tausenden der angesehensten Familien mit glühender Sehnsucht herbeigefleht. Ich muß aber gleich an dieser Stelle bemerken, daß diese Regimenter sich mit großem Mut geschlagen und den französischen Fahnen alle Ehre gemacht haben.

Elftes Kapitel.

Eröffnung des Feldzugs 1813. — Einsetzung der Kaiserin Marie Louise als Regentin. — Die Siege bei Lützen und Bautzen. — Pyrrhussiege. — Es tritt immer deutlicher zutage, daß die Entscheidung von der Haltung Österreichs abhängen werde. — Der Kongreß von Prag. — Pozzo di Borgo; sein Haß gegen Napoleon. — Napoleons Rücksichtslosigkeit gegen Metternich. — Spanien endgiltig verloren. — Österreichs Rüstungen. — Glänzende Hofhaltung Napoleons in Dresden. — Die offizielle Kriegserklärung Österreichs. — Der Sieg bei Dresden. — Moreaus Tod. — Verhängnisvolles Unwohlsein Napoleons, wodurch die Niederlage bei Kulm verursacht wird. — Letzte Truppenaufgebote in Frankreich; völlige Erschöpfung der Nation. — Meutereien von Rekruten.

Die Eröffnung des neuen Feldzugs stand bevor.

Obwohl er alle seine Streitkräfte mit überraschender Geschwindigkeit in Bewegung setzte, hatte Napoleon bis Ende April doch noch nicht mehr als 100 000 Streiter an den Ufern an der Saale sammeln können, und vier Fünftel der ganzen Mannschaft waren noch niemals im Feuer gewesen.

Trotzdem war die Infanterie recht schön zu nennen; den größeren Teil derselben hatten die Kohorten geliefert, deren Mannschaften natürlich etwas älter waren als die Rekruten des laufenden Jahrgangs. Sie hatten schon fast ein Jahr gedient und daher sich immerhin mit der Handhabung der Waffen vertraut gemacht. Aber an Reiterei, deren Unterstützung das Fußvolk nicht entbehren konnte, fehlte es fast völlig. Die Regimenter, deren Neubildung in Frankreich vor sich ging, waren noch nicht soweit, um zur Armee stoßen zu können, obwohl man ihnen alle Gendarmeriepferde aus den inneren Provinzen Frankreichs gegeben hatte; diese Pferde wurden den Gendarmen, deren Eigentum sie waren, abgenommen; man hatte den Leuten gute Preise dafür gezahlt und ihnen überlassen, sich so gut sie könnten wieder beritten zu machen. Aus Spanien waren mehrere Kavalleriekorps heran-

gerufen, aber diese konnten noch nicht zur Stelle sein. Die ausgezeichneten Mannschaften der Artillerie, die im Moskauer Feldzug zugrunde gegangen waren, mußten durch Marineartilleristen ersetzt werden. Diese haben während des ganzen Krieges Bewunderungswürdiges geleistet.

Als am 15. April der Kaiser von Paris abreiste, um sich an die Spitze der Armee zu stellen, mochte diese etwa 110 000 Mann stark sein.

Vor seiner Abreise hatte Napoleon die Kaiserin zur Regentin ernannt; dies war im Grunde nichts weiter als eine Vorsichtsmaßregel gegen etwaige Verschwörungen. Verlor er in einer unglücklichen Schlacht das Leben, so erhielt Österreich ein besonders starkes Interesse daran, eine Herrschaft aufrechtzuerhalten, die sich in den Händen seiner Kaisertochter befand. Die Maßregel war vorsichtig und vernünftig; nur hatte sie das Üble an sich, daß dadurch die allgemeine Beunruhigung wesentlich vermehrt wurde.

In Wirklichkeit verblieben die Geschäfte und die Verantwortlichkeit ausschließlich dem Erzkanzler. Die Regentin vermochte durch ihre Unterschrift weder die Einbringung einer Senatsvorlage noch den Erlaß eines Staatsgesetzes zu erwirken. Sie hatte den Vorsitz im Senat, im Staatsrat, im Ministerrat und im Geheimen Rat; sie beschäftigte sich hauptsächlich mit den Gnadengesuchen, worüber die Entscheidung ihr allein zustand. Diese Ehren waren indessen nichts als reine Äußerlichkeiten, wenigstens nach der Art und Weise zu urteilen, wie wir die Kaiserin im Staatsrat auftreten sahen. Wenn sie eintrat und, eine Hofdame hinter sich, den Platz des Kaisers einnahm, dann hatten wir alle ein Lächeln auf den Lippen. Der feierliche Ernst, womit der Erzkanzler sich den Anschein gab, ihre Meinung einzuholen und sie über alle Angelegen-

heiten zu befragen, war nicht dazu angetan, diesen Eindruck abzuschwächen.

Der Tag, der uns die Nachricht von dem Siege bei Lützen brachte, zerstreute wie mit einem Zauberschlag alle Unruhe, alle lebhaften Befürchtungen, die nach der Abreise des Kaisers unverhohlen ausgesprochen worden waren.

So sollten also die schönen Tage des Ruhmes doch noch einmal wiederkehren! Hatte nicht der Kaiser durch diesen ersten Triumph die größten Hindernisse, die sich ihm in diesem Feldzuge entgegenstellten, aus dem Wege geräumt? Man sagte sich, er sei in Rußland doch eigentlich nur durch das Klima besiegt worden, und man glaubte, in einem Lande, das derartige Gefahr nicht böte, würde er sofort wieder seine glänzende Überlegenheit betätigen. Aber wer wie ich sehr bald genaue Nachrichten über den Verlauf der Schlacht und über ihre Ergebnisse erhielt, der konnte nicht lange dem glänzenden Augenschein Vertrauen schenken. Wir erfuhren fast sofort, daß infolge des gänzlichen Mangels an Reiterei der Sieg nicht hatte ausgenutzt werden können und daher, nachdem er mit blutigen Opfern errungen war, unvollständig bleiben mußte. Außerdem hatten sich besonders die Preußen ganz erbittert geschlagen, und es wurden in allen preußischen Provinzen unerhörte Anstrengungen gemacht. Das zeigte uns klar und deutlich, daß der Krieg einen ganz neuen Charakter annehmen würde, und daß unser Heer nicht nur gegen feindliche Heere, sondern gegen eine feindselige Bevölkerung würde kämpfen müssen.

Mit großer Schnelligkeit marschierte Napoleon nach Dresden, besetzte die Stadt, rückte dann weiter vor und griff am 19., 20. und 21. Mai die Russen und Preußen an, die längs den Hügeln auf der Grenze zwischen Sachsen und Böhmen,

an der nach Schlesien führenden Landstraße sehr geschickt gewählte Stellungen bezogen hatten.

Die Schlacht bei Bautzen gehört zu denen, worin Napoleon seine Geschicklichkeit im hellsten Lichte gezeigt hat. Der Sieg brachte ihm jedoch keinen anderen Erfolg, als daß er die Stellungen besetzen konnte, aus denen er den Feind verjagt hatte, und daß dieser sich nach Schlesien zurückziehen mußte; aber auch in dieser Schlacht wurden keine Gefangenen gemacht und keine Geschütze — oder doch nur sehr wenige — genommen.

Der französischen Armee fehlte es immer noch an Reiterei, um eine tatkräftige Verfolgung einleiten zu können. Preußen und Russen konnten wohl besiegt werden, aber ihr Rückzug artete nicht mehr in regellose Flucht aus. In einem der Rückzugsgefechte, die die Verbündeten am Tage nach der Schlacht bei Bautzen lieferten, tötete eine Kanonenkugel den Großmarschall des Palastes, Duroc, an der Seite des Kaisers. Kein Verlust konnte Napoleon schmerzlicher treffen, und er empfand ihn in tiefem Herzen. Schon die Schlacht bei Lützen hatte ihm einen seiner treuesten und aufopferndsten Diener gekostet, den Marschall Bessières, aber Durocs Verlust war noch viel empfindlicher für ihn. Er besaß das volle Vertrauen seines Herrn und er verdiente es in jeder Hinsicht. Duroc war von kalter Naturanlage, dabei gerecht, von unermüdlicher Tatkraft und von einer in jeder Probe bewährt gebliebenen Diskretion. Er gehörte zu den sehr wenigen Bevorzugten, deren Rat Napoleon in jeder Angelegenheit anhörte.

Zehn Tage nach der Schlacht bei Bautzen fiel Breslau in die Gewalt des französischen Heeres, dem der Einmarsch nach Schlesien von den Verbündeten nicht hatte streitig gemacht werden können. Vier Tage darauf, am 4. Juni, wurde

ein Waffenstillstand abgeschlossen. Die Bedingungen waren für Preußen und Rußland günstiger, als sie nach ihren Verlusten im offenen Felde hatten erwarten können. Konnte man daraus schließen, daß Napoleon ernstlich den Frieden wünschte und daher zu Opfern bereit war? Die folgenden Ereignisse haben dargetan, daß die von beiden Seiten kundgegebenen friedlichen Absichten nicht recht aufrichtig waren. Die Preußen und Russen befanden sich in Schlesien in einer heiklen militärischen Lage, aus der sie herauszukommen wünschten. Kaiser Alexander war unversöhnlicher denn je, und wollte nur Zeit gewinnen, seine im Anmarsch befindlichen Truppen heranzuziehen; der König von Preußen wollte die allgemeine Bewaffnung seiner Landwehr durchführen. Zugleich war es ihnen beiden lieb, daß durch den Waffenstillstand Schweden Zeit fand, seine Truppen auf den Kriegsschauplatz zu führen.

Napoleon seinerseits konnte sich nicht verhehlen, daß die bisher erfochtenen Siege ihn sehr bedeutende Verluste an Mannschaft gekostet hatten; und da er so hartnäckigen Widerstand gefunden, war es um so notwendiger, alle Kräfte zu vereinigen, wenn er einen entscheidenden Vorteil erringen wollte. Er wollte die Verstärkungen abwarten, die aus Frankreich und Spanien für ihn heranzogen. Endlich schmeichelte jede der beiden Parteien sich, es könnte ihr gelingen, während des Waffenstillstandes den Kaiser von Österreich auf ihre Seite zu ziehen; und in der Tat gab seine schwankende Haltung beiden Parteien Anlaß zu solcher Hoffnung.

So lag also bei Österreich, das vor wenigen Jahren sich zerschmettert zu Napoleons Füßen gewunden hatte, jetzt die Entscheidung über die Geschicke Europas. Das Wiener Kabinett war zu gewandt, um sich nicht die Vorteile einer solchen Lage zunutze zu machen. Kaiser Franz, der bereits als Schiedsrichter angerufen war, hatte sich dem Kriegsschauplatz ge-

nähert und hielt sich in Böhmen auf. Und da ein Schiedsrichter niemals besser auftreten kann, als wenn er eine bedeutende Kriegsmacht hinter sich hat, so hatte der Kaiser von Österreich alle verfügbaren Streitkräfte heranmarschieren lassen. Böhmen füllte sich allmählich mit Truppen an, deren Gesamtzahl bald ein Heer von mehr als 100 000 Mann bildete.

Graf Bubna erschien als österreichischer Abgesandter in Dresden und teilte Napoleon mit, daß Preußen und Rußland die österreichische Vermittlung angenommen hätten, daß infolgedessen sein Kaiser vorschlüge, die Verhandlungen sofort zu eröffnen. Über diesen diplomatischen Kongreß von Prag ist bereits so viel veröffentlicht worden, daß ich nichts hinzuzufügen brauche. Aber unter den bedeutenden Staatsmännern, die von allen beteiligten Mächten entsandt wurden, ist einer, dem ich eine längere Notiz widmen möchte: es ist der General Pozzo di Borgo, der von nun an eine wichtige Rolle in den europäischen Angelegenheiten spielen sollte.

Pozzo di Borgo war einer der geistreichsten und begabtesten Männer, denen ich in meinem Leben begegnet bin. Er war Korse von Geburt und stand in russischen Diensten; er war nicht eigentlich Militär — den Generalstitel erhält ja in Rußland jeder höhere Beamte —, sondern gehörte seit einigen Jahren dem diplomatischen Korps an. Der Haß gegen Napoleon, den Pozzo bei jeder Gelegenheit offen zur Schau trug, hatte den Zaren gezwungen, nach Abschluß des Schönbrunner Friedens ihn aus seinen Diensten zu entlassen. Der Korse hatte sich nach England geflüchtet. Bezeichnend für die damalige Macht Napoleons auf dem europäischen Festland ist es, daß Pozzo über Konstantinopel reisen mußte, um sicher nach London zu gelangen. Von London aus hatte er dem Zaren sehr wichtige Ratschläge und Mitteilungen zukommen lassen; so z. B. hatte er ihm schon gegen Ende des

Jahres 1811 mit ausdrücklicher Erlaubnis des Prinzregenten schlagende Beweise geliefert, daß Napoleon sich mit feindseligen Absichten gegen Rußland trüge. Im Februar 1813 war er nach Rußland zurückgekehrt, vom Zaren sehr gut aufgenommen und in seinem Kabinett angestellt worden.

Gerade zur Zeit, als die Verhandlungen begannen, die über Krieg und Frieden entscheiden sollten, genoß Pozzo di Borgo das ganz besondere Vertrauen des Zaren. Der Korse wünschte leidenschaftlich die Fortsetzung des Krieges und tat alles, was in seiner Macht stand, um den Friedensschluß zu verhindern. Auf seinen Rat sandte Rußland als Bevollmächtigten zum Prager Kongreß Herrn von Anstett, dessen Persönlichkeit, wie man wußte, dem Kaiser Napoleon sehr unangenehm war. Pozzos Geschicklichkeit zeigte sich besonders darin, daß er stets Österreich in eine Vermittler-Stellung zu bringen wußte, die Napoleon nicht anerkennen wollte. Während dieser im Kaiser von Österreich nur den unbeteiligten Vermittler sehen wollte, der daher auch uneigennützig zu sein hätte, gab Pozzo im Gegenteil im Namen Rußlands dem österreichischen Kabinett zu verstehen, es dürfe sich eine so günstige Gelegenheit, das allgemeine Gleichgewicht wiederherzustellen und sich selber den gebührenden Rang zu sichern, auf keinen Fall entgehen lassen.

Zu den pikantesten Einzelheiten in Napoleons abenteuerlicher Laufbahn gehört es, daß einer der Haupturheber seines Sturzes ein Landsmann und persönlicher Feind war, der ihn schon im Jahre 1793 als politischer Gegner bekämpft hatte. Pozzo di Borgo war royalistischer Abgeordneter in der Gesetzgebenden Versammlung gewesen und nach dem 10. August nach Korsika zurückgekehrt; er wirkte in seiner Heimat als Prokurator und Syndikus der Departementsbehörde und war einer der ergebensten Anhänger des alten Generals Paoli,

der von den angesehensten Korsen wie ein Orakel und Abgott verehrt wurde.

Der junge Bonaparte war damals Artilleriehauptmann im französischen Dienst und zugleich Oberstleutnant bei der korsischen Nationalgarde, auf die er einen bedeutenden Einfluß ausübte. Anfangs war er, wie Pozzo, Anhänger des Generals Paoli; sehr bald aber wandte er sich von diesem ab und schloß sich der französischen Partei an. Zu diesem Entschluß brachte ihn die Nachricht von der Verurteilung Ludwigs XVI. Diese Tatsache ist mir von Herrn de Sémonville verbürgt worden, der damals als Kommissar der französischen Regierung auf Korsika amtete. Bonaparte ließ ihn mitten in der Nacht wecken und sagte ihm: „Herr Kommissar, ich habe über unsere Lage reiflich nachgedacht. Man will hier auf Korsika Dummheiten machen. Ohne Zweifel hat der Konvent ein großes Verbrechen begangen, das ich aufrichtig beklage. Aber mag es kommen, wie es will: Korsika muß auf alle Fälle bei Frankreich bleiben; es ist nur unter dieser Bedingung lebensfähig; ich teile Ihnen daher mit, daß ich und meine Angehörigen für die Sache der Union eintreten werden."

Paoli soll von ihm gesagt haben: „Seht ihr den kleinen Mann da? In dem stecken zwei Mariusse und ein Sulla." Die französische Partei unterlag in dem nun folgenden Kampfe, und bald darauf sah Bonaparte nebst seiner ganzen Familie sich genötigt, nach Frankreich zu flüchten und in Marseille eine Unterkunft zu suchen.

Als Korsika wieder mit Frankreich vereinigt wurde, mußte Pozzo nach England fliehen. Sein Haß gegen Napoleon wurde um so grimmiger, je höher sein Feind stieg, und er arbeitete seitdem mit allen Kräften darauf hin, ihm Feinde zu schaffen. Er wurde einer der tätigsten Agenten der englischen Diplomatie und begab sich in ihrem Dienste nach dem Festland — zuerst

nach Wien, dann, nach dem Tode Kaiser Pauls, nach Sankt Petersburg, wo er dem Kaiser Alexander seine Dienste anbot. Er war dem Zaren ein ergebener Diener, dessen politische Voraussagungen sich mit einer auffallenden Pünktlichkeit erfüllten. Hierfür und für die Leiden, die er im Exil erdulden mußte, belohnte ihn das Vertrauen seines Herrn.

Napoleon beging den schweren Fehler, Herrn von Metternich aufs empfindlichste zu kränken: in einer Unterredung, die in Dresden zwischen ihnen stattfand, gab er ihm zu verstehen, nach seiner Meinung sei er von Rußland bestochen. Es wollte ihm nicht einleuchten, daß sein Schwiegervater, Kaiser Franz, nicht unter allen Umständen sein Verbündeter bleiben müßte. Alle seine Entschlüsse und Handlungen waren auf diese Voraussetzung gegründet, die ihn mit einer für ihn später so verhängnisvollen blinden Zuversicht erfüllte. Deshalb weigerte er sich, das vom Wiener Kabinett sehnlichst gewünschte Illyrien an Österreich abzutreten. Hätte er zur rechten Zeit dieses Anerbieten gemacht, so wäre vielleicht alles zu seinen Gunsten entschieden gewesen. Napoleon scheint es aber als eine Art Ehrensache angesehen zu haben, Bündnisse nicht zu erkaufen, auf die er ein Recht zu haben glaubte. Vielleicht hätte sein Feldzug nach Rußland eine ganz andere Wendung genommen, wenn er damals die illyrischen Provinzen gegen die zu Österreich gehörigen früher polnischen Landesteile ausgetauscht hätte. Alsdann hätte ihn nichts davon abhalten können, das Königreich Polen wieder aufzurichten und dadurch eine starke Operationsbasis zu gewinnen. Er hielt aber damals Österreich dieses Tauschgeschäft nur als Köder hin; einer Persönlichkeit, die ihm zum Abschluß des Geschäftes riet, antwortete er jedoch wörtlich: „Ich sehe wohl, Sie machen sich von der Wichtigkeit dieser Provinzen keine richtige Vorstellung. Sie begreifen nicht, daß ich mit Illyrien

als Stützpunkt einen Fuß in Rom und den anderen in Konstantinopel habe."

Mit Hinundherverhandlungen waren Tage und Wochen vergangen, und es war vorauszusehen, daß vor Ablauf des Waffenstillstandes, der bereits am 20. Juli zu Ende ging, kein Friedensschluß zustande kommen würde. Er wurde daher auf Wunsch und unter der Garantie Österreichs bis zum 10. August verlängert. Zugleich wurde vereinbart, daß die preußischen, russischen und französischen Bevollmächtigten sich am 5. Juli in Prag zusammenfinden sollten. Von seiten Frankreichs wurden der Herzog von Vicenza und Graf Narbonne gesandt; aber der erstere wurde vom Kaiser unter allerlei nichtigen Vorwänden zurückgehalten und traf erst am 28. Juli ein. Eine so geringe Beeiferung, den Hauptbevollmächtigten an den Verhandlungen teilnehmen zu lassen, war kein gutes Vorzeichen.

Unterdessen war auch der Verlust Spaniens entschieden worden. König Joseph und Marschall Jourdan waren bei Vittoria von Wellington vernichtend geschlagen; alles Gepäck, alle Geschütze waren dem Feind in die Hände gefallen, und der Rückzug nach Frankreich war der einzige Ausweg geblieben. Nur in Katalonien und einem Teil des Königreichs Valencia vermochte Marschall Suchet sich noch zu behaupten, dank der ausgezeichneten Manneszucht, die er hielt, und dank der guten Verwaltung, die er in den von ihm besetzten Provinzen eingerichtet hatte.

So mußte denn Napoleon ernstlich an den Schutz der französischen Südgrenze denken, denn es war nicht anzunehmen, daß der Feind untätig jenseits derselben stehen bleiben würde. Immerhin konnte man hoffen, daß die Reste der Armee, hinter der natürlichen Schutzwehr der Pyrenäen, hinreichen würden, um die südlichen Provinzen zu verteidigen. Napoleon berief seinen Bruder und den Marschall Jourdan ab und übertrug

Italien garantieren zu lassen. Es lag nicht in Napoleons Charakter, auf solche Bedingungen einzugehen, ohne noch einmal das Schlachtenglück zu versuchen. „Was kann mir denn Schlimmeres zustoßen?“ sagte er sich. „Wird mir die Rheingrenze nicht immer verbleiben? Übrigens brauche ich nur einen einzigen großen Sieg zu erfechten, und das anscheinend so furchtbare Bündnis, womit man mich bedroht, wird sich auflösen. In weniger als sechs Wochen werden meine Adler wieder an den Ufern der Weichsel sein, alle Festungen, worin ich Besatzungen habe, sind entsetzt, und die letzte große Anstrengung meiner Feinde hat nur meine Macht vergrößert. Wenn einer so hoch gestiegen ist, wäre er seines Glückes unwürdig, wenn er ohne die zwingendste Notwendigkeit so tief herabstiege, wie man's mir zumutet; ich würde dadurch sofort den Nimbus verlieren, womit ein so neuer Thron wie der meinige umgeben sein muß.“

Zwei Parteien, die von so entgegengesetzten Gesichtspunkten ausgingen, konnten sich unmöglich verständigen. Die Vorverhandlungen zu Dresden, der Scheinkongreß zu Prag, waren also nichts weiter als Mittel, um Zeit zu gewinnen.

Am 12. August wurden die Verhandlungen abgebrochen, und Österreich zeigte Napoleon in aller Form an, daß es dem Bündnis der beiden anderen Mächte beigetreten sei. Der Kriegsplan für den bevorstehenden Feldzug war in der kleinen schlesischen Stadt Trachenberg festgestellt worden; auch der Kronprinz von Schweden, Bernadotte, war erschienen, um an den Beratungen teilzunehmen.

Da demnach Böhmen jetzt Feindesland für uns geworden war, so befand unsere Armee sich in Sachsen in einer sehr gefährlichen Lage, besonders wenn ihre Aufstellung sich bis nach Schlesien hinein ausdehnte. Böhmen mit seinem Wall von Gebirgen glich in der Tat einem riesigen verschanzten

Lager, das unsere rechte Flanke und teilweise sogar unseren Rücken bedrohte. Napoleon mußte daher entweder gleich zu Beginn der Feindseligkeiten in Böhmen einfallen, den Feind verjagen und selber dessen Stellungen besetzen, oder er mußte eine Stellung beziehen, in der er vor der Gefahr, umgangen zu werden, sicher war. Damit aber wäre der Krieg, den er in der Offensive begonnen hatte, zur Defensive geworden, und das hätte ihn in eine Lage gebracht, die alle seine Pläne über den Haufen werfen konnte.

Andererseits war der Einfall in Böhmen gefährlich. An den jenseitigen Abhängen der Berge empfing uns eine gewaltige, völlig unberührte Kriegsmacht. In der Zwischenzeit lag Sachsen offen vor dem Einmarsch der preußischen, russischen und schwedischen Heere, die teils Schlesien besetzt hielten, teils sich unter den Mauern Berlins sammelten. Es war sehr zweifelhaft, ob Napoleons Generale mit den schwachen Streitkräften, die er ihnen zurücklassen konnte, dem allgemeinen Angriff würden standhalten können.

Unter diesen Umständen machte sich bei allen kriegserfahrenen Franzosen immer stärker der Wunsch geltend, daß der Kaiser seine Stellungen etwas weiter zurück verlegen möchte. Man kann sagen: es war der einmütige Wunsch der Armee. Napoleon selber schwankte lange.

Ich bin in der Lage, hierzu eine interessante Anekdote mitzuteilen, deren Richtigkeit ich verbürgen kann, da ich sie aus Herrn Darus eigenem Munde habe:

Der Kaiser legte großen Wert darauf, alle seine Generale um ihre Meinung zu befragen, und sie alle sprachen ihre Ansicht beinahe gleichlautend aus. Eines Tages hatte General Sébastiani dem Kaiser eine Meldung abzustatten, und dieser fragte ihn, wie in den von ihm besichtigten Kantonnements

die Stimmung sei. Sébastiani antwortete, man glaube allgemein, daß man wohl nicht werde umhin können, die Operationslinie nach rückwärts zu verlegen, sobald Österreich auf die feindliche Seite trete, und daß in diesem Fall Dresden unmöglich noch länger der Mittelpunkt der französischen Stellung bleiben könne.

„Man hat recht!" versetzte Napoleon. „Und mein Entschluß steht fest; ich ziehe mich bis an die Saale zurück; dort werde ich fast 300000 Mann um mich vereinigen; im Rücken habe ich Mainz, die rechte Flanke decken mir die Ausläufer der böhmischen Berge, und so werde ich dem Feind die Hörner zeigen. Er wird vor mir hin und her manövrieren; beim ersten Fehler, den er macht, falle ich über ihn her, zerschmettere ihn, und die Koalition läuft schneller auseinander, als sie sich gebildet hat."

Napoleon beurlaubte den General, ließ sofort Daru rufen, wiederholte ihm die nämlichen Worte und befahl ihm, sofort die nötigen Befehle vorzubereiten, damit die Rückzugsbewegung unverzüglich auf allen Punkten gleichzeitig beginnen könne. Unglücklicherweise trat in dem Augenblick, wo Herr Daru das Kabinett verließ, der Herzog von Bassano ein. Der Kaiser richtete an ihn seine übliche Frage: „Nun, was sagt man?" — „Leute, die sich in alles hineinmischen und von nichts was verstehen, behaupten, Eure Majestät könne hier nicht bleiben und werde eine Stellung weiter rückwärts beziehen. Zur Unterstützung dieser Behauptung bringen sie lauter sehr wenig stichhaltige Gründe vor und übersehen dabei gänzlich, daß der große Friedrich mit Kräften, die den Ihrigen weit unterlegen waren, in eben dieser Stellung einen ganzen Winter hindurch der vereinigten russisch-österreichischen Armee standgehalten hat."

Dieser unglückselige Vergleich machte augenscheinlich auf

Napoleons Geist einen tiefen Eindruck, denn als Daru ein paar Stunden darauf ihm die beauftragte Arbeit vorlegen wollte, fand er den Kaiser nachdenklich und wurde mit einem: „Die Sache muß erst noch überlegt werden!“ hinausgeschickt. Diese neue Überlegung führte Napoleon dazu, bei seinem ersten Plan zu verbleiben, und der Feldzug wurde dementsprechend eröffnet.

Er begann auf das glänzendste mit dem großen Siege bei Dresden. In dieser Schlacht wurde Moreau durch eine Kanonenkugel zu Tode getroffen. Ihm wäre zu wünschen gewesen, daß er schon früher hätte sterben können. Tief gekränkten und rachedürstenden Männern mag es gefallen, die Rolle eines Coriolan zu spielen; aber eine solche Rolle hinterläßt stets einen Makel auf dem Andenken. Moreau war noch dazu nur von einem einzigen beleidigt worden, und er wollte sich rächen an seinem Vaterlande, an 300 000 Franzosen, unter denen noch mancher alte Waffenbruder von ihm war. Er konnte zu seiner Entschuldigung nicht anführen, was wir billigerweise Bernadotte zugestehen müssen: daß er ein neues Vaterland gefunden und damit gegen dieses Verpflichtungen übernommen hatte, die er einhalten mußte.

Die öffentliche Meinung, die für Moreau keine Milde kannte, sprach sich denn auch über Bernadotte viel nachsichtiger aus. Übrigens hat sich später mit voller Sicherheit herausgestellt, daß seinem Verhalten Absichten zugrunde lagen, die mit seinem Adoptivvaterlande Schweden nicht das geringste zu tun hatten. Er hatte davon geträumt, nach Napoleons Sturz könne Frankreich ihn wohl als Erben des kaiserlichen Thrones anerkennen. Wie es scheint, hatte bei den Verhandlungen zu Abo Kaiser Alexander ihm diese chimärischen Hoffnungen vorgegaukelt, um ihn desto sicherer für die Sache der Verbündeten zu gewinnen. Madame de Staël, die zu jener

Zeit in Schweden eine Zuflucht fand, wird ihn auch wohl in diesen Illusionen bestärkt haben.

Sei dem, wie ihm wolle, Bernadottes Stellung ist während des ganzen Krieges eine sehr peinliche gewesen. Man brauchte seine Dienste, und er zeigte stets einen aufrichtigen Eifer für die gemeinsame Sache; trotzdem aber konnten seine Verbündeten sich niemals dazu überwinden, ihm volles Vertrauen zu schenken. Man hielt ihn sozusagen beständig unter Aufsicht. Vier Offiziere waren in sein Hauptquartier gesandt und hatten den Befehl, ihm niemals von der Seite zu weichen. Diese vier Offiziere waren: der englische General Stewart, der österreichische General Vincent, der preußische General Krusemarck und endlich der russische General Pozzo di Borgo.

Die Nachricht von dem Dresdener Siege, der dem Feinde außer vielen Toten und Verwundeten 20 000 Gefangene und 60 Geschütze gekostet hatte, erregte in Paris große Freude. Die Niedergeschlagenheit wich im ersten Augenblick hellem Jubel, aber die schönen Hoffnungen waren nur von kurzer Dauer, denn wenige Tage nachher kam die Kunde, daß das Korps des Generals Vandamme in einem Engpaß der nach Böhmen führenden Straße fast völlig vernichtet war. Abgesehen von dem sehr beträchtlichen Verlust an Menschen und Artillerie hatte diese Niederlage zur Folge, daß die Vorwärtsbewegung der französischen Armee nach Böhmen ins Stocken geriet. Napoleon hatte hoffen können, über die österreichische Armee herzufallen und sie zu vernichten. Diese Gelegenheit war nunmehr verpaßt, und damit waren fast alle Vorteile der Schlacht bei Dresden wieder ausgeglichen.

Bei dieser Gelegenheit kann ich eine Anekdote mitteilen, die wieder einmal den Satz beweist, daß kleine Ursachen große Wirkungen haben können. Auch in diesem Falle kann ich die

Richtigkeit verbürgen, denn mein Gewährsmann ist wiederum der völlig unverdächtige Herr Daru:

Gleich nach der Schlacht bei Dresden hatte der Kaiser dem General Vandamme Befehl gesandt, er solle sich des Engpasses, in dessen Nähe das von ihm befehligte Korps stand, sofort bemächtigen. Napoleon selbst brach am Morgen des zweiten Tages auf, um sich an die Spitze seiner Garde und des größeren Teiles seiner Truppen zu setzen, die er bereits in die nämliche Richtung hatte abmarschieren lassen. Er war sicher, in einem dreitägigen Marsch in der böhmischen Ebene anzulangen und dort die Früchte seines Sieges zu ernten; es ist in der Tat kaum daran zu zweifeln, daß ihn niemand daran hindern konnte. Sein gewöhnlicher Generalstab begleitete ihn, und bei diesem befand sich auch Herr Daru.

„Ich weiß nicht mehr, welcher Umstand mich ein wenig aufgehalten hatte," so erzählte mir mein Gewährsmann, „genug: ich war etwa eine Meile zurück. Mein Erstaunen war daher sehr groß, als ich bei der ersten Haltestelle den ganzen Generalstab mir entgegenkommen sah — Napoleon ritt nach Dresden zurück. Niemand von denen, die ich befragte, konnte mir den Grund dieser plötzlichen Sinnesänderung nennen. Aber soviel stand fest: die Truppen hatten bereits Befehl erhalten, nicht weiter vorzurücken. Ich kehrte also mit allen anderen ebenfalls nach Dresden zurück.

Am nächsten Tage hatte ich keine Gelegenheit, mit dem Kaiser zusammenzukommen, und am Morgen des dritten Tages erfuhr ich auf dem Wege zum kaiserlichen Quartier, daß über das Vandammesche Korps böse Gerüchte im Umlauf seien. In das kaiserliche Kabinett eingelassen, beeilte ich mich sofort danach zu fragen: ‚Die Nachricht ist leider nur zu wahr,' antwortete Napoleon mir, ‚das Armeekorps ist verloren, und mein Einfall in Böhmen ist dadurch unmöglich gemacht.' Und dann

erzählte er mir, am vorgestrigen Tage sei er unterwegs von so heftigen Leibschmerzen befallen worden, daß er nicht habe weiter reiten können; er habe nach Dresden zurückgebracht werden müssen. ‚Die ganze Geschichte,‘ fuhr der Kaiser fort, ‚war zwar nichts weiter als eine Verdauungsbeschwerde, verursacht durch ein unglückseliges Ragout, worin Knoblauch gewesen war — und Knoblauch kann ich nicht vertragen; aber ich hatte Anlaß zur Befürchtung, daß es sich um etwas Ernstliches handle.‘ Tatsächlich hatte der Kaiser geglaubt, er sei vergiftet; dieser Argwohn war bei ihm etwas sehr Gewöhnliches. ‚Und da sehen Sie,‘ schloß der Kaiser, ‚woran manchmal die größten Ereignisse hängen! Dieser Verlust ist vielleicht uneinbringlich.‘“

Hätte der Kaiser seinen Marsch fortgesetzt, so würde er den Engpaß zeitig genug erreicht haben, um Vandamme zu unterstützen, der in Wirklichkeit nur deshalb so waghalsig vorgegangen war, weil er darauf vertraute, daß der Kaiser ihm unmittelbar auf dem Fuße folgte. Statt dessen wurde er gleichzeitig von vorn und in seinem Rücken angegriffen, vorne von einem Teil der böhmischen Armee, hinten von einem Korps, das sich auf dem Rückzug aus der Dresdener Schlacht befand. Dieses letztere Korps wäre Napoleon in die Hände gefallen, wenn er seinen Marsch fortgesetzt hätte.

Von diesem Tage an hat Napoleon nichts als Unglück gehabt; es folgt nun der traurige sächsische Feldzug, der mit der Katastrophe von Leipzig endete.

Die Kampagne dauerte etwas weniger als drei Monate; am 10. August war sie eröffnet, am 2. November war der Kaiser wieder in Mainz.

In diesem Jahr waren die Verbindungen zwischen der Hauptstadt und der an den Ufern der Elbe kämpfenden Armee in gutem Zustande gewesen; wir hatten daher Tag um Tag die neuen Nachrichten gehabt und sie sofort beurteilen können.

Man fand allgemein den Kaiser nicht auf der Höhe seines Genies stehend. Seine hartnäckige Weigerung, den Frieden durch angemessene Opfer zu erkaufen, hätte sich nur durch die glänzendsten Erfolge rechtfertigen lassen. Statt dessen waren ihr die niederschmetterndsten Katastrophen auf dem Fuße gefolgt. Und nur immer neue Opfer wurden verlangt. Es schien, als sollte die ganze Bevölkerung in einen unersättlichen Schlund hinabgestürzt werden.

Schon Ende August hatte der Senat 30000 Mann bewilligt, die den Jahrgängen 1814, 1813, 1812 und noch weiter zurück entnommen werden sollten. Trotzdem aber war in den ersten Tagen des Oktobers die Kaiserin persönlich im Senat erschienen — meines Wissens zum ersten und letzten Male — und hatte 280000 Mann verlangt, von denen 120000 von den Jahrgängen 1814, 1813 usw. zu stellen, die übrigen dem Jahrgang 1815 zum voraus zu entnehmen waren. Wie man sich denken kann, durften dieser neuen Forderung ebenso wenig Schwierigkeiten gemacht werden, wie den vorhergehenden.

In seiner Erwiderung an die Kaiserin scheute der Vorsitzende, Herr de Lacépède, sich nicht, zum Schluß zu sagen: „Mit welcher Dankbarkeit, mit welcher religiösen Sorgfalt werden wir auf ewig die denkwürdigen Worte im Gedächtnis bewahren, die Eure Majestät von Ihrem Throne herab an uns gerichtet haben.“ Eine solche Sprache stand in zu schmerzhaftem Gegensatz zu den Gefühlen des Landes; sie konnte nicht besänftigen, sie mußte zur Entrüstung treiben. In diesem Jahre 1813, vom 11. Januar bis zum 7. Oktober hatte Napoleon achthundertundvierzigtausend Rekruten verlangt und bewilligt erhalten. Ich habe mitgeteilt, welche Opfer das vorhergehende Jahr verschlungen hatte; der Leser wird sich wohl noch der ungeheueren Ziffern erinnern. Niemals, glaube ich, und in keinem Lande hat man etwas Ähnliches

erlebt; niemals ist einer Nation zugemutet worden, sich in derartigen Massen zur Schlachtbank führen zu lassen.

Frankreich konnte nicht mehr.

Das ist die Wahrheit, die reine Wahrheit; und darin liegt die Erklärung für die nun folgenden Ereignisse.

Der gewohnheitsmäßige Gehorsam mußte wahrlich tief eingewurzelt sein — denn selbst jetzt wagte niemand, sich den Befehlen der Rekrutierungskommissionen zu widersetzen. Wer nicht dienen wollte, versuchte zu fliehen; zu einem offenen Aufstand der Ausgehobenen aber ist es meines Wissens nur an einem einzigen Ort gekommen. Die Schuldigen wurden streng bestraft. Der Vorfall ereignete sich in einem der nordholländischen Departements.

Der Aufruhr wurde sofort durch einige Truppenabteilungen unterdrückt, die aus den benachbarten Garnisonen ausrückten. Herr Réal erhielt Befehl, an Ort und Stelle eine scharfe Untersuchung zu führen und darüber zu wachen, daß die Empörer strenge und sofort bestraft würden. Er hatte binnen 24 Stunden acht oder zehn Rädelsführer erschießen lassen. Die Ordnung war sofort wiederhergestellt worden. Ich hörte den Bericht mit an, den er dem Polizeiminister abstattete, und mir war's, als hörte ich einen ‚Repräsentanten des Volkes', der dem Wohlfahrtsausschuß seine Meldung machte. Sogar der Herzog von Rovigo wurde peinlich davon berührt; er sagte zu mir, als Herr Réal gegangen war:

„Die Kaltblütigkeit, womit dieser Mann über eine derartige Sendung berichtet, kann einem übel machen; aber so sind diese Revolutionsmänner alle."

Zwölftes Kapitel.

Die Niederlage bei Leipzig. — Der Abfall der Sachsen und Bayern. — Der Rückzug an den Rhein. — Hanau. — Seuchen. — Abfall Murats. — Die französischen Verluste im Feldzug 1813: mindestens 400 000 Mann. — Napoleons letzte Hilfsquellen. — Seine Wut gegen Bayern; „München muß niedergebrannt werden." — Gefangennahme des französischen Gesandten de Saint-Aignan in Weimar; er wird von Österreich und Rußland mit Vermittlungsvorschlägen betraut. — Scheitern seiner Mission. — Restauration der spanischen Bourbonen. — Starre Haltung des Papstes.

Mehrere Tage vor der Schlacht bei Leipzig fehlte es uns in Paris gänzlich an Nachrichten vom Hauptquartier; ungeheure Kosakenschwärme schnitten alle Verbindungen ab. Dieses Schweigen erinnerte an das, welches dem 29. Bulletin vorausgegangen war. Der Abfall der Sachsen und der württembergischen Kavallerie auf dem Schlachtfeld hatte die Niederlage unabwendbar gemacht; zugleich war er ein Symptom für die völlige Umwälzung, die sich in den Geistern vollzog. Dem Willen der Völker mußten sich jetzt die bis dahin allmächtigen Herrscher beugen. Überall brach der Haß gegen Napoleon und die französische Herrschaft wie eine feurige Lohe hervor. Dies Unglück war von vielen vorausgesehen worden; der Kaiser aber hatte sich hartnäckig dagegen verstockt, auch nur an eine solche Möglichkeit glauben zu wollen.

Der Abfall der Bayern vollendete Napoleons Isolierung. Herr de Talleyrand hatte auf eine mir unbekannt gebliebene Weise, aber aus sicherer Quelle Wind davon bekommen; sofort eilte er zum Erzkanzler und beauftragte ihn, den Kaiser auf schnellstem Wege davon in Kenntnis zu setzen. Es wurde ein Kurier abgefertigt, aber es war bereits zu spät; bald erfuhren wir, daß die ganze bayerische Armee unter dem Oberbefehl des Generals Wrede im Anmarsch war und sich zwischen Mainz und der fliehenden französischen Armee aufstellte, so daß dieser

der Rückzug völlig abgeschnitten war. Würde sie in dem Zustand der Auflösung, worin sie seit der Leipziger Katastrophe sich befand, imstande sein, dies Hindernis zu durchbrechen? So lautete unsere bange Frage, und wir waren zu einer solchen Frage wohl berechtigt. Herr de Talleyrand hat mir später erzählt, Napoleons ganzer Dank für die wichtige Mitteilung habe darin bestanden, daß er ihm den Vorwurf gemacht, er habe damit nur dem Herzog von Bassano eins auswischen wollen. Tatsächlich hatte dieser wiederholte Warnungen, die ihm die Augen hätten öffnen müssen, mit Hohn zurückgewiesen.

Die Bayern wurden bekanntlich bei Hanau über den Haufen gerannt: Dieser letzte Sieg, der den Weg nach Frankreich wieder frei machte, wurde von der Garde unter General Nansouty mit Hilfe der von General Drouot bewunderungswürdig kommandierten Artillerie gewonnen. Napoleon hatte an der Leitung der Schlacht nur einen sehr geringen Anteil; er befand sich in einem schwer zu beschreibenden, aber leicht begreiflichen Zustande der Niedergeschlagenheit. Abgesehen von der Garde, die ihm noch diesen großen Dienst leistete, war die ganze Armee nur noch eine in wirrem Durcheinander marschierende Masse.

Schon wütete die Seuche, die so leicht besiegte und entmutigte Soldaten befällt, furchtbar in den Reihen der Unsrigen; der Typhus forderte mehr Opfer als die feindlichen Waffen.

Und nicht genug an dem Abfall der Verbündeten, auch seine eigenen Verwandten wandten sich offen gegen Napoleon. Der König von Neapel sagte sich schon an einem der ersten Tage des Rückzugs von ihm los, und diese Lossagung muß unter eigentümlichen Umständen vor sich gegangen sein, denn der Polizeiminister empfing durch einen in aller Hast abgesandten Kurier den Befehl, er solle den König Murat, sobald er sich

an den Toren von Paris zeige, festnehmen lassen und in Vincennes in Haft setzen. Diese Tatsache steht unumstößlich fest, denn ich erhielt vom Herzog von Rovigo Befehl, allen Polizeibeamten die größte Wachsamkeit einzuflößen und vom Erscheinen des Flüchtlings sofort Meldung zu machen.

Murat vermied diese Gefahr, indem er seinen Fuß überhaupt nicht auf französisches Gebiet setzte. Am Rhein angelangt, reiste er stromaufwärts am rechten Ufer entlang und begab sich durch die Schweiz nach Italien.

Nachdem der Kaiser in Mainz drei oder vier Tage verbracht, um die allerdringlichsten Befehle zu geben, kam er am 9. November in Saint-Cloud an.

Er hatte kaum 50- bis 60000 Mann nach Frankreich zurückgebracht, und doch hatte er beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten, nach dem Abbruch der Prager Verhandlungen, von der Elbmündung bis zu der böhmischen und schlesischen Grenze, noch ungefähr 370000 Mann unter seinen Feldzeichen gehabt, ungerechnet mindestens 80000 Mann, die von Danzig bis Magdeburg als Besatzungen in den Festungen lagen. Er hatte also ungefähr 400000 Mann verloren, denn alle in den Schlachten zu Gefangenen gemachten und die ohne Hoffnung auf Entsatz in den Festungen eingeschlossenen konnte man mit Fug und Recht als verloren ansehen.

Spanien war verloren; ja die Engländer standen bereits auf dem französischen Boden, und zu Anfang November sah Soult sich genötigt, nach Bayonne zurückzuweichen.

In Italien hatte Prinz Eugène nicht mehr als 45000 Mann zusammenraffen können und war nicht imstande, den Österreichern die Spitze zu bieten, zumal da diese nach dem Abfall der Bayern ihre Truppen in Italien bedeutend verstärkt hatten. Er hatte daher das vom Kaiser zur Unzeit festgehaltene Illyrien räumen und sich auf die Etschlinie zurückziehen müssen,

wo er noch dazu in Gefahr schwebte, von Tirol her umgangen zu werden. Italien stand also den Österreichern offen, denn deren Vordringen hätte nur durch ein Zusammenwirken der neapolitanischen Truppen mit denen des Königreichs Italien verhindert werden können. Aber auf Murat war natürlich nicht zu rechnen.

Welche Hilfsquellen hatte nun Napoleon gegenüber solchen Gefahren?

Er mußte den letzten Mann ins Feld stellen, der noch eine Flinte zu tragen vermochte.

Am 25. Oktober hatte Napoleon, mitten im ersten Getümmel des Rückzugs durch ein von Gotha aus datiertes Dekret den Gesetzgebenden Körper auf den 2. Dezember einberufen. Es war kaum anzunehmen, daß es sich um etwas anderes handeln würde, als um die Bewilligung neuer Opfer.

Kaum in Saint-Cloud angekommen, ließ der Kaiser alle seine Minister zusammenrufen und besprach mit ihnen die am nächsten Tage vor den Staatsrat zu bringenden Vorlagen.

Ich habe an dieser Sitzung teilgenommen, und sie ist tief in mein Gedächtnis eingeprägt geblieben. Vor der Beratung wurden wir in Audienz empfangen. Die schmerzlichste Bewegung spiegelte sich in Napoleons Zügen. Seine ersten Worte galten dem Gouverneur der Bank, Jaubert; er machte ihm leidenschaftliche Vorwürfe wegen irgendwelcher Weigerung, das Geld oder den Kredit der Bank zur Verfügung zu stellen. Herr Jaubert verteidigte sich besser und mutvoller, als man von ihm erwartet hatte. Ein Jahr früher hätte er ganz gewiß nicht auf solche Art zu antworten gewagt.

Die Sitzung begann. Zunächst besprachen wir ein Steuerprojekt, das ohne weiteres gutgeheißen wurde: die Steuer für jede Tür-, Fenster- oder Wandöffnung wurde um 30 Cen-

times erhöht; ferner wurde der Preis für das Kilo Salz um 20 Centimes hinaufgesetzt.

Dann wurde ein im Senat einzubringender Antrag verlesen, wodurch der Regierung 300 000 Rekruten der Jahrgänge 1806 bis 1814 zur Verfügung zu stellen waren. Was ließ sich gegen ein solches Ansinnen anders vorbringen, als daß seit dem 11. Januar des Jahres eine Million einhundertundvierzigtausend Mann ausgehoben waren? Um alle Bedenken zum voraus fernzuhalten, hielt der Kaiser uns sofort nach der Verlesung des genannten Antrages einen Vortrag über die augenblickliche Lage. Er betonte darin besonders, daß er das Opfer schnöder Verrätereien geworden sei, deren Bestrafung die nationale Ehre erheische.

Er sprach in ungeheurer Aufregung, seine Augen sprühten Flammen, als er auf Bayern zu sprechen kam. „München muß niedergebrannt werden! München wird niedergebrannt werden!" schrie er mit einer Stimme, bei deren Ton uns allen das Blut in den Adern erstarrte, und die mir noch jetzt in den Ohren hallt. Welch einer Zukunft gingen wir entgegen? Wenn's einmal zu Vergeltungsmaßregeln kam, wo war da ein Ende abzusehen? Es war ja wahr, Bayern verdiente diese entrüsteten Vorwürfe. Wie alle anderen Mächte, die mit Napoleon im Bundesverhältnis gestanden waren und sich seiner Politik angeschlossen hatten, konnte auch Bayern ohne Zweifel schwere Klagen vorbringen; mehr als einmal hatte es Napoleons Hochmut und seine Anforderungen schwer empfunden. Aber es war auch stets sehr reichlich bezahlt worden. Bayerns Herrscher, dessen Tochter den Vizekönig von Italien, Prinzen Eugène, geheiratet hatte, verdankte dem Kaiser seine Königskrone. Und Frankreich hatte keinen Krieg mit Österreich geführt, ohne daß dieses den Frieden durch bedeutende Opfer zu gunsten seines natürlichen Feindes hätte erkaufen müssen.

So hatte durch ganz beträchtliche Gebietserweiterungen Bayern auf allen Seiten eine ausgezeichnete Grenze erhalten; besonders war es durch die Erwerbung Tirols auf seinem bis dahin schwächsten Punkte unangreifbar geworden. Welche Mühen hatte es nicht gekostet, um die tapferen Tiroler zu unterwerfen! Die standgerichtlichen Erschießungen, die Napoleon angeordnet hat, um ihren Widerstand zu bändigen, werden vielleicht als ein Makel auf seinem Namen haften bleiben. Und dies alles hatte nicht genügt, um eine so teuer erkaufte Bundestreue dauernd zu machen! Und gerade im entscheidendsten Augenblick war der Abfall erfolgt — und es war kein bloßer Abfall gewesen, sondern die vermeintlichen Helfer in der Not hatten sich ihm als Feinde in den Weg gestellt!

Der Senatsbeschluß, der dem Kaiser noch 300 000 Mann zur Verfügung stellte, wurde am 15. November veröffentlicht. Er trug nicht zur Beruhigung des Landes bei. Denn unruhig war man jetzt über alles und jedes, auf allen Seiten sah man nur Unglück voraus. Man glaubte an nichts mehr, alle Illusionen waren zerstört. Freilich waren lange Spalten des ‚Moniteur' voll von Adressen und Treuschwüren aller Körperschaften, aller Städte — aber diese offiziellen Stilübungen machten nur noch den Eindruck einer abgekarteten Komödie. Ein würdiges Schweigen, wie es unter so traurigen Umständen einzig und allein am Platze war, hätte einen besseren Eindruck gemacht und der kaiserlichen Regierung mehr genützt.

Bald wurde bekannt, daß der Marschall Gouvion, der mit 30 000 Mann in Dresden belagert war, hatte kapitulieren müssen. Diese Kapitulation war jedoch vom Feinde gebrochen, und das ganze Armeekorps hatte nicht nach Frankreich zurückkehren dürfen, sondern war in Kriegsgefangenschaft abgeführt worden. Dieser Vorfall bewies aufs neue, daß Napoleon ohne Schwierigkeit eine Verstärkung von 40- bis 50 000 Mann hätte

an sich ziehen können, mit denen ein Sieg auf dem Blachfeld von Leipzig wohl möglich gewesen wäre. Aber er war wie wahnsinnig darauf verrannt gewesen, bis zum letzten Augenblick die Festungen in der Hand zu behalten, die er als seine zukünftige Operationsbasis ansah. Bis zuletzt hatte er der chimärischen Hoffnung nicht entsagen wollen, mit einer einzigen Schlacht ganz Norddeutschland zurückzuerobern.

Zur selben Zeit erhielten wir eine Todesnachricht, die mir persönlich sehr nahe ging: Graf Narbonne war gestorben. Er gehörte zu der kleinen Zahl von Männern, mit denen der Kaiser nicht nur die höchsten politischen Fragen besprechen konnte, sondern die ihm auch die Wahrheit zu sagen wagten. Doch wurde gerade sein Freimut sein Unglück. Nach dem Abbruch der Prager Verhandlungen wünschte Napoleon einen gar zu scharfsichtigen und mit seiner Politik nicht einverstandenen Zeugen aus seiner Nähe zu entfernen. Er ernannte ihn daher zum Kommandanten der Festung Torgau an der Elbe. Unter der Garnison wütete der Typhus, und bald darauf wurde auch Graf Narbonne, der mit der rührendsten Sorgfalt die in den Lazaretten zusammengepferchten armen Soldaten pflegte, angesteckt und starb.

Spanien war unwiderruflich verloren. Die Fortsetzung des Kampfes auf dem baskischen Kriegsschauplatz konnte also nur Nachteile bringen, denn es mußten dort Streitkräfte unterhalten werden, die an der Rheingrenze von größter Wichtigkeit sein konnten. Frankreich hatte überhaupt keine alten Soldaten mehr, als die in den Reihen der von den Marschällen Soult und Suchet kommandierten Armeen stehenden. In seiner bedrängten Lage schmeichelte sich nun Napoleon mit dem Gedanken, er könne mit dem Gefangenen von Valençay unterhandeln; das Glück, wieder seinen Thron besteigen zu

dürfen, würde ihn geneigt machen, alle Bedingungen anzunehmen, seine Sache von der der Engländer zu trennen und dadurch die letzteren zum Rückzug zu zwingen. Am 12. November sandte der Kaiser Herrn de Laforest zu Ferdinand, um ihm die ersten Eröffnungen zu machen. So geistesschwach und charakterlos aber auch der Fürst war, so hatte er doch so viel Verstand, um nicht in eine so plump gelegte Falle zu gehen. Er bat um die Erlaubnis, vor allen Dingen eine Abordnung der Regentschaft empfangen zu dürfen, die in seiner Abwesenheit die Regierung seines Landes in Händen gehabt hätte und daher allein in der Lage wäre, ihn über den Stand der Dinge zu unterrichten. Gegen diese Bitte ließ sich nichts einwenden, und Napoleon erlaubte daher dem Herzog von San Carlos, dem seit fünf Jahren der Zutritt zum abgesetzten König verwehrt worden war, jetzt nach Valençay zu kommen. Über alle diese Vorgänge wurde das tiefste Geheimnis bewahrt; dies ging so weit, daß Herr de Laforest unter einem falschen Namen reisen mußte.

In diesen Tagen ereignete sich ein Vorfall von der höchsten Bedeutung, der denn auch die allgemeine Aufmerksamkeit der leitenden Kreise auf sich zog. In Weimar wurde der dortige französische Gesandte, Herr de Saint-Aignan, ein Schwager des Herrn de Caulaincourt, durch ein feindliches Streifkorps aufgehoben und nach Frankfurt gebracht, wo sich das Hauptquartier der Alliierten befand. Er wurde mit großer Freundlichkeit behandelt, man besprach mit ihm die Möglichkeit, zu einem allgemeinen Frieden zu gelangen, und in einer Unterredung, die am 9. November zwischen ihm und den Herren Metternich, Nesselrode und Aberdeen stattfand, erklärte Fürst Metternich ihm in aller Form, die verbündeten Mächte seien entschlossen, nicht einzeln zu verhandeln; es könne daher nur ein allgemeiner Friede abgeschlossen werden, und an einen

Waffenstillstand oder eine Verhandlung, die nicht einen solchen Frieden zum Zweck hätten, sei gar nicht zu denken.

Die verbündeten Herrscher seien einstimmig der Meinung, daß Frankreichs Macht und Einfluß erhalten bleiben müßten, jedoch in einer Beschränkung innerhalb seiner natürlichen Grenzen: Rhein, Alpen und Pyrenäen. Die Unabhängigkeit Deutschlands sei eine conditio sine qua non, desgleichen die Unabhängigkeit Spaniens und die Wiedereinsetzung der alten Dynastie. In Italien müsse Österreich eine Grenze erhalten, die durch nähere Vereinbarung festzusetzen sei; über die französisch-piemontesser Grenze lasse sich verhandeln, wie überhaupt über die allgemeinen Verhältnisse Italiens; Voraussetzung sei jedoch, daß es ebenso wie Deutschland dem Einflusse Frankreichs oder irgendeiner anderen Macht entzogen sei. Auch die Verhältnisse Hollands seien durch Übereinkunft zu regeln; doch sei auch hierbei von dem Grundsatze auszugehen, daß das Land seine Unabhängigkeit zurückerhalten müsse.

England erklärte, es sei zu den größten Opfern bereit, wenn dadurch ein allgemeiner Friede auf den durch Herrn von Metternich gekennzeichneten Grundlagen zustande kommen könne. Unter diesen Voraussetzungen wolle es gern die von Frankreich ersehnte Freiheit des Handels und der Schiffahrt zugestehen.

Herr de Saint-Aignan wurde von den Herren Metternich und Nesselrode in aller Form beauftragt, den Kaiser Napoleon so schnell wie möglich von diesen Vorschlägen in Kenntnis zu setzen; wenn er mit dem Abschluß eines allgemeinen Friedens grundsätzlich einverstanden sei, so könnte man einen von ihm zu bestimmenden Ort am rechten Rheinufer für neutral erklären, und die Bevollmächtigten aller kriegführenden Mächte würden sich dorthin begeben. Der Gang der kriegerischen Ereignisse dürfe dadurch nicht unterbrochen werden.

Herr de Saint-Aignan begab sich in der größten Eile nach Saint-Cloud, und schon am 16. November schrieb der Herzog von Bassano an den Fürsten Metternich: nach Anhörung des von Herrn de Saint-Aignan erstatteten Berichts über die ihm gemachten Eröffnungen und auf die Versicherung hin, daß England sich dem Vorschlage eines allgemeinen Friedensschlusses angeschlossen habe, spreche S. M. der Kaiser Napoleon den Wunsch aus, daß als neutraler Ort der Verhandlungen Mannheim gewählt werde; der Herr Herzog von Vicenza, den er zu seinem Bevollmächtigten bestimme, werde sich dorthin begeben, sobald der Tag der Eröffnung des Kongresses bestimmt sei.

Wie man sieht, wurde in dieser Antwort die Frage der von den Verbündeten aufgestellten Grundlagen etwaiger Verhandlungen mit völligem Stillschweigen übergangen. Es hieß nur ganz allgemein: Seine Majestät akzeptiere als Grundlage des Friedens die Unabhängigkeit aller Nationen, sowohl in territorialer wie in militärischer Beziehung.

Dies war offenbar nur eine ausweichende Phrase, und Fürst Metternich konnte sich einer solchen Wahrnehmung nicht entziehen. Er antwortete daher: die Großmächte beharrten unerschütterlich auf ihrem Standpunkt und bei ihrer Allianz; sie wären bereit, in Verhandlungen einzutreten, sobald sie die Gewißheit hätten, daß die dem Herrn de Saint-Aignan mitgeteilten allgemeinen Gesichtspunkte gebilligt würden; und da in der Depesche des Herrn Herzogs von Bassano hiervon nichts erwähnt wäre, so sprächen sie den Wunsch aus, Seine Majestät der Kaiser Napoleon möchte sich darüber äußern. Dies wäre das einzige Mittel, um zu verhindern, daß sich gleich bei Eröffnung der Verhandlungen unüberwindliche Schwierigkeiten auftürmten; im übrigen dürfte die Wahl der Stadt Mannheim als Kongreßort keine Schwierigkeiten bieten.

Diese wichtigen Verhandlungen zwischen Frankfurt und Saint-Cloud ließen sich nicht verheimlichen, zumal da alle Einzelheiten der von den Alliierten gemachten Vorschläge in Deutschland bekannt waren. Der Kaiser hätte zwar gerne diese Vorgänge der öffentlichen Kenntnis vorenthalten, aber die von Herrn de Saint-Aignan überbrachten Vorschläge waren bald in ganz Paris bekannt. Allgemein herrschte der Wunsch, der Kaiser möchte sie annehmen, und es bildete sich bei Hofe, in der Stadt, unter den Ministern eine Art Liga, um Napoleon auf diesen Weg der Rettung zu drängen. Der Herzog von Vicenza war die Seele dieser Liga, und Herr de Talleyrand stand ihr nicht fern.

Von den Ministern waren besonders der Finanz- und der Polizeiminister für eine schnelle und aufrichtige Annahme der angebotenen Bedingungen; das war erklärlich, denn sie kannten am besten die Verlegenheiten, in denen der Staat sich befand. Der Fürst von Neuchâtel und fast alle kaiserlichen Adjutanten dachten fast ebenso und handelten demgemäß. Herr de la Valette, der Generalpostmeister, ergriff jede Gelegenheit, um unserem Herrn die Wahrheit vor Augen und Ohren zu führen, und ich unterstützte ihn dabei nach besten Kräften. Ich hatte hierzu reiche Gelegenheit, indem ich in jedem meiner Tagesberichte eine genaue Schilderung der im Publikum herrschenden Stimmung gab.

Eine solche Vereinigung hätte viel ausrichten können, wenn wir nicht auf unserem Wege einen sehr starken Gegner angetroffen hätten: der Herzog von Bassano besaß immer noch das volle Vertrauen des Kaisers. Als Herr de Saint-Aignan sich seines Auftrags entledigt hatte, behauptete er sofort, die Verbündeten verspürten zum mindesten ebensosehr wie Frankreich das Bedürfnis nach Frieden. Sie fürchteten die Gefahren, denen sie sich mit einer Überschreitung der französischen Grenze

aussetzen würden und wünschten deshalb vorher zu einer Einigung zu gelangen. Dies beweise auch der Umstand, daß die Initiative von Österreich ausgehe; er sehe darin außerdem auch eine Wiederannäherung des Schwiegervaters an seinen Sohn; der Kaiser habe ganz recht, wenn er behaupte, die Alliierten hätten natürlich das Höchste fordern müssen, würden sich aber auch mit weniger zufriedengeben. Man dürfe also auf keinen Fall sofort die Grundlagen annehmen, da diese nicht als ein Ultimatum anzusehen seien; es sei Sache der Bevollmächtigten, sich auf dem Kongreß darüber zu einigen.

So erklärt sich die Antwort vom 16. November. Ihr Bekanntwerden rief sofort allgemeine Betrübnis hervor. Die Folgen eines solchen Entschlusses waren leicht vorauszusehen. Der Herzog von Vicenza hatte auf dem Prager Kongreß die wirklichen Gesinnungen der Verbündeten sehr genau kennen gelernt, er war durch seinen Schwager, Herrn de Saint-Aignan, vorzüglich informiert und konnte daher nicht verkennen, daß in der Tat ein Ultimatum vorlag, das eine unumwundene Antwort erheischte, wenn die Unterhandlung sich nicht sofort zerschlagen sollte. Er sagte dies dem Kaiser rund heraus und brachte ihm auch den allgemeinen Tadel zur Kenntnis, den der ausweichende Bescheid auf die Vorschläge der verbündeten Mächte in ganz Paris gefunden hatte.

Als ihm von allen Seiten dasselbe gemeldet wurde, scheute der Kaiser denn doch vor der übereinstimmenden Mißbilligung zurück und begriff, daß er mindestens dem Anschein nach durch ein Entgegenkommen dem herrschenden Gefühle Rechnung tragen müsse. Er entschloß sich, den Herzog von Bassano zu opfern; denn ein jeder sah ein, daß ernsthafte Friedensverhandlungen unmöglich waren, solange dieser die auswärtigen Angelegenheiten besorgte. Er wurde also durch den Herzog von Vicenza ersetzt. Keine andere Wahl

hätte dem Publikum angenehmer sein können, und wir schöpften sofort wieder bessere Hoffnungen. Leider wollte aber der Kaiser sich nicht gänzlich vom Herzog von Bassano trennen und gab ihm daher das Amt des Staatssekretärs. Es wäre besser für ihn gewesen, hätte er den Mut gehabt, ihn gänzlich aus seiner Umgebung zu entfernen. Herr Maret war ohne jeden Zweifel ein sehr ehrenwerter Mann; jedes Wort, das er sprach, war ihm von seinem Gewissen eingegeben, und er war von der aufrichtigsten Treue beseelt; aber gerade seine blinde Ergebenheit machte ihn unter den obwaltenden Umständen sehr gefährlich, denn er war jetzt nichts weiter, als ein Mißvergnügter, dem das richtige Verständnis für die Lage fehlte.

Am 2. Dezember beantwortete der Herzog von Vicenza den Brief des Fürsten Metternich. Nachdem er zunächst auf eine ziemlich matte Art nachzuweisen versucht hatte, daß die gewünschte Zustimmung zu den von den Verbündeten geforderten Grundlagen eines allgemeinen Friedensschlusses in der Depesche des Herzogs von Bassano bereits ausgesprochen sei, indem sie logischerweise aus dem vom Kaiser Napoleon anerkannten Grundsatz der Unabhängigkeit aller Nationen zu folgern sei, schloß er mit den Worten:

„Wie dem auch sei — mit lebhafter Befriedigung melde ich Eurer Exzellenz, daß ich von meinem kaiserlichen Herrn zu folgender Erklärung ermächtigt bin: Seine Majestät erklärt sich mit den für eine Friedensverhandlung als Grundlage aufgestellten Punkten, wie sie dem Herrn de Saint-Aignan mitgeteilt sind, einverstanden. Sie erfordern von seiten Frankreichs große Opfer, aber Seine Majestät wird diese ohne Bedauern bringen, wenn England durch Opfer ähnlicher Art die Möglichkeit eröffnet, zu einem allgemeinen und für alle Teile ehrenvollen Frieden zu gelangen, der nach Eurer Ex-

zellenz Versicherung nicht nur von allen festländischen Mächten, sondern auch von England gewünscht wird."

Diese Antwort war klar und bündig — aber sie hätte drei Wochen früher erteilt werden sollen; damals hätte sie vielleicht den Geschicken Frankreichs eine ganz andere Richtung gegeben. Als sie in Frankfurt eintraf, war der günstige Augenblick bereits verpaßt, und jetzt erwiderte Fürst Metternich seinerseits ausweichend. Er schrieb am 10. Dezember: er habe die Depesche des französischen Ministers den verbündeten Majestäten unterbreitet; sie hätten mit Befriedigung wahrgenommen, daß der Kaiser Napoleon sich mit den wesentlichen Grundbedingungen für eine Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichtes und Friedens einverstanden erklärte; infolgedessen hätten sie verfügt, daß das Schriftstück ohne Verzug zur Kenntnis ihrer Verbündeten gebracht würde. Ihre Kaiserlichen und Königlichen Majestäten, schloß er, bezweifelten nicht, daß sofort nach Eingang der Antworten die Verhandlungen eröffnet werden könnten.

Napoleon ist für den von ihm begangenen Fehler schwer bestraft worden. Seine Schuld ist um so größer, weil er bei seiner ersten Entschließung sich weniger durch die Rücksicht auf die Interessen Frankreichs als durch die auf seinen persönlichen Vorteil hatte leiten lassen. Trotz so vielem Unglück stand Frankreich immer noch auf einer hohen Machtstufe; er opferte das Land den Verlegenheiten seiner eigenen Lage: nach dem Scheitern seiner ehrgeizigen Pläne stand er allein einer Nation gegenüber, die alles für ihn getan hatte und die allerdings mit gutem Grunde Rechenschaft hätte fordern dürfen über soviel verschleuderte Schätze, über soviel in wahnwitzigen Abenteurerzügen vergossenes Blut.

In dieser Lage erschien ihm der Friede als das allerschlimmste Unglück. Des Eroberernimbus entkleidet, umgeben

von allen seinen Heerführern, die er nicht mehr mit den Reichtümern anderer Völker würde überschütten können, sah er keine Möglichkeit vor sich, auf einem Thron zu bleiben, den er durch eine Bitte um Verzeihung für seine begangenen Fehler hätte erniedrigen müssen. Indem er so dachte, hat er den Edelmut der französischen Nation verkannt; er setzte kein Vertrauen auf eine Eigenschaft, die seinem eigenen Charakter fremd war. Aber er hat sogar nicht einmal sich selber Gerechtigkeit widerfahren lassen: in seiner glänzenden Laufbahn, selbst in seinen Fehlern und beim Mißlingen seiner Pläne, hatte er stets eine Größe bewiesen, die schon an und für sich genügte, ihm die Liebe und Verehrung seines Volkes zu erhalten. Aber sein Stolz konnte nicht die geringste Einbuße an Nimbus verwinden. Darum zog er im Grunde seines Herzens stets vor, es auf die Entscheidung der Waffen ankommen zu lassen, und zu Friedensverhandlungen entschloß er sich ernstlich erst dann, als er überzeugt war, daß ihm nicht eine einzige Möglichkeit mehr blieb, den Krieg fortzusetzen. Aber als er dies endlich einsah, hatten seine Feinde es ebenso gut bemerkt wie er selber, und es ist kein Wunder, daß sie dementsprechend gegen ihn verfuhren.

Napoleons Verteidiger haben laut betont, daß die Verbündeten ihre ersten Vorschläge gar nicht ernst gemeint hätten. Ich halte eine solche Behauptung für unbegründet. Österreich und Rußland wünschten den Frieden aufrichtig; Kaiser Franz hatte durchaus keine Neigung, seine eigene Tochter vom Throne zu stoßen, und Kaiser Alexander war von viel zu bedächtigem Charakter, als daß er nicht hätte befürchten sollen, durch eine Fortsetzung des Krieges alle bisherigen Erfolge in Frage zu stellen und damit auch einen Ruhm, der bereits seine kühnsten Erwartungen übertraf.

Herr de Labouchère, der während der ersten Zeit des

Frankfurter Aufenthaltes oft mit dem Zaren in Berührung kam, hat mir versichert, er habe wiederholt von ihm den Ausspruch vernommen: „Man kann mich doch nicht für so wahnsinnig halten, daß ich Lust verspüren sollte, den Krieg über den Rhein hinüberzuspielen! Ich werde gewiß nicht in den Fehler verfallen, der meinem Feinde so teuer zu stehen gekommen ist: ich werde mir nicht in Paris das Los holen, das ihm in Moskau zuteil wurde!"

Diese Rheingrenze war damals noch mit einem wahren Nimbus umgeben; man glaubte, sie sei sehr schwierig zu durchbrechen und hielt es für ein höchst waghalsiges Unternehmen, eine so kriegerische Nation wie die französische in ihrem eigenen Lande anzugreifen.

Hätte also Napoleon am 16. November ohne Zaudern geantwortet, er erkläre sich mit den vorgeschlagenen Grundbedingungen einverstanden, so würden nach meiner Meinung ohne Zweifel Österreich und Rußland sich für gebunden erachtet haben, und die Verhandlungen wären in demselben Augenblick eröffnet worden. England und Preußen hätten vielleicht versucht, dem Friedensschluß Hindernisse in den Weg zu legen, aber sie waren für sich allein machtlos und durften es nicht wagen, ihre Sache von der des österreichischen und russischen Kaisers zu trennen. Als man aber sah, daß Napoleon einer bindenden Erklärung auswich, schloß man daraus, daß er nur Zeit gewinnen wolle, um seine Kräfte wieder zu sammeln, sein Heer zu reorganisieren und die erste beste günstige Gelegenheit zu benutzen. Aber gerade diesen Vorteil wollte man ihm auf keinen Fall lassen. Darum führten die verbündeten Mächte von allen Seiten ihre Truppen in Eilmärschen heran, um sie gleichzeitig an der ganzen Rheingrenze von Basel bis zu den Niederlanden zur Verfügung zu haben.

Der außerordentliche Gesandte, den die Verbündeten nach

London schickten, um mit dem englischen Kabinett zu beraten, war General Pozzo di Borgo — der Günstling des Zaren und der Todfeind Napoleons. Er reiste im November ab, und da seine Instruktionen nicht nur von Rußland, sondern auch von Österreich und sogar von Preußen unterzeichnet waren, so war es klar, daß bis zur Erledigung seiner Sendung alles in der Schwebe bleiben mußte.

Die Interessen der verbündeten Mächte liefen so vielfach ineinander, und die Möglichkeit, sie in Einklang zu bringen, hing so sehr von dem unberechenbaren Gang der Ereignisse ab, daß das englische Kabinett, im Einverständnis mit Pozzo di Borgo, den Minister des Auswärtigen, Lord Castlereagh, auf den Kriegsschauplatz zu senden beschloß.

Damit war die völlige Aussichtslosigkeit aller von Napoleon versuchten diplomatischen Manöver endgültig entschieden; er mußte die Illusionen fahren lassen, in denen er sich so lange gewiegt hatte. Alles brach unter ihm mit einem Male zusammen. Die Unzulänglichkeit seiner Streitkräfte stellte sich von Tag zu Tag mit furchtbarerer Deutlichkeit heraus, und die Zeiten waren vorüber, wo er Heere aus der Erde stampfen konnte.

Denn wenn es ihm auch wirklich gelang, die ihm vom Senat bewilligten Rekruten auszuheben — was konnten sie ihm im ersten Augenblick nützen? Er hatte wenigstens drei oder vier Monate nötig, um sie in Regimenter einzuteilen, auszurüsten, zu bewaffnen und notdürftig auszubilden. In diesen drei oder vier Monaten aber mußte sein Schicksal sich entschieden haben.

In dieser Lage dachte Napoleon vielleicht zum erstenmal an die Möglichkeit einer Rückkehr des bourbonischen Hauses; ich bin fest überzeugt, daß er selber sie geradezu als eine not-

wendige Folgerung aus der derzeitigen Lage angesehen hat, ehe den fremden Kabinetten auch nur ein derartiger Gedanke aufstieg. Zunächst kleidete er allerdings seine Andeutungen in die Hypothese seines plötzlichen Ablebens: „Glauben Sie mir," sagte er eines Tages zu Herrn de Lavalette — und er hat sich ganz ähnlich auch Herrn Molé gegenüber ausgesprochen — „glauben Sie mir, wenn ich in der Schlacht fallen sollte, so würde nicht der König von Rom meine Erbschaft antreten. So wie die Sachen jetzt liegen, kann nur ein Bourbone mein Nachfolger werden."

Wie wenn er die Restauration dieser von ihm so grimmig verfolgten Familie hätte vorbereiten wollen, entschloß er sich in den ersten Tagen des Dezembers zu einer Vereinbarung mit dem spanischen Ferdinand. Die näheren Bestimmungen wurden in Valençay zwischen Herrn de Laforest und dem Herzog von San Carlos festgesetzt. Ferdinand VII. wurde für sich und seine nach dem spanischen Thronfolgegesetz erbberechtigten Nachfolger als König von Spanien und den spanischen Kolonien anerkannt; die Unabhängigkeit des spanischen Gebietes in der vor dem Kriege bestandenen Ausdehnung wurde noch ausdrücklich gewährleistet. Ferdinand dagegen verpflichtete sich, die Engländer zur Räumung des spanischen Gebietes, namentlich auch Mahons und Ceutas zu bewegen. Die übrigen Bestimmungen waren von verhältnismäßig untergeordneter Bedeutung. Indessen sollte der Vertrag vom König nicht eher unterzeichnet werden, als bis er der spanischen Regentschaft vorgelegt worden wäre. Wirklich reiste der Herzog von San Carlos sofort nach Madrid ab, um sich mit der Regentschaft ins Einvernehmen zu setzen. Es hat sich jedoch seither herausgestellt, daß Ferdinand ihm ohne Zweifel die geheime Instruktion gegeben hatte, sich vorher mit den englischen Agenten über jeden entscheidenden Schritt zu beraten.

Zur gleichen Zeit war der Bischof von Piacenza nach Fontainebleau gesandt worden, um mit dem Papst neue Verhandlungen anzuknüpfen. Zur Grundlage derselben sollte die Rückgabe eines Teiles seiner Staaten gemacht werden. Seine Heiligkeit antwortete jedoch, Sie sei entschlossen, nur in Rom zu verhandeln und von diesem Entschluß vermöge nichts Sie abzubringen; Sie habe den Kardinälen verboten, Staatsangelegenheiten überhaupt zu erwähnen.

Dieser Versuch war also gescheitert.

Die Eröffnung des Gesetzgebenden Körpers war vom 2. Dezember auf den 19. verschoben worden — augenscheinlich in der Hoffnung, daß in der Zwischenzeit durch den Beginn der Friedensverhandlungen die Lage des Kaisers sich weniger peinlich gestalten könnte. Unterdessen erschien eine neue Verfügung, wodurch dem französischen Volk abermals ein Opfer von 160 000 Mann entrissen wurde. Diese sollten als Nationalgarden in Kohorten organisiert werden und allerdings nur zur Besatzung von Festungen und zur Aufrechterhaltung der Ordnung in den offenen Städten verwandt werden. Nur für den Fall eines Eindringens feindlicher Heeresmassen in französisches Gebiet sollten sie auch in offenem Felde verwandt werden dürfen. Da indessen ein solcher Einfall mehr als wahrscheinlich war, so muß auch diese Zahl zu den 1 140 000 Mann hinzugerechnet werden, die seit dem Januar des Jahres 1813 zur Armee einberufen waren.

So erhalten wir für ein einziges Jahr die erschreckende Gesamtziffer von einer Million und dreihunderttausend Mann.

Dreizehntes Kapitel.

Neujahrsaudienzen 1814. — Gespräch Pasquiers mit dem Kaiser. — Neue Friedensverhandlungen. — Murat schließt einen Separatfrieden; damit ist der Verlust von ganz Italien besiegelt. — Eröffnung des Feldzugs 1814. — Ernennung der Kaiserin zur Regentin, des Exkönigs Joseph zum Statthalter. — Verhandlungen in Châtillon. — Einfluß Pozzo di Borgos auf den Zaren.

Am Neujahrstage 1814 erschienen in üblicher Weise der Senat und der Gesetzgebende Körper in Audienz, um dem Kaiser ihre Glückwünsche darzubringen. Bei dieser Gelegenheit sprach Napoleon die seither oft zitierten Worte:

„Was ist der Thron? Vier Holzbretter und ein Stück Samt!"

Am 3. Januar war ich nach dem Lever zurückgeblieben, um mit dem Kaiser über eine für die Hauptstadt sehr wichtige Angelegenheit zu sprechen. Er eröffnete das Gespräch mit seiner gewöhnlichen Frage:

Nun, mein Herr Präfekt, was sagt man in Paris? Weiß man bereits, daß die feindlichen Armeen den Rhein überschritten haben?

Ja, Sire; die Nachricht ist gestern nachmittag bekannt geworden.

Für wie stark hält man den Feind?

Man spricht von zweimalhunderttausend Mann.

Da irrt man sich ganz gewaltig: es sind drei- bis vierhunderttausend, und sie haben an sieben oder acht verschiedenen Punkten zwischen Köln und Basel gleichzeitig den Strom überschritten. Die Schweizer haben ruhig zugesehen, daß ihre Neutralität verletzt wurde ... Welchen Entschluß erwartet man von mir?

Man zweifelt nicht, daß Eure Majestät sofort abreisen

und sich an die Spitze Ihrer Truppen stellen werden, um gegen den Feind zu marschieren.

Meiner Truppen! Meiner Truppen! Glaubt man denn wirklich, daß ich noch eine Armee besitze? Ist denn nicht fast der ganze Rest, den ich aus Deutschland über den Rhein zurückgebracht hatte, der fürchterlichen Seuche erlegen, die das Maß meines Unglücks vollgemacht hat? Eine Armee! Ich will mich sehr glücklich schätzen, wenn es mir binnen heute und drei Wochen gelingt, dreißig- oder vierzigtausend Mann zusammenzubringen!

Dann folgte ein ziemlich langes Schweigen. Endlich fragte der Kaiser: „Nun? Was wünschen Sie denn von mir?"

Ich setzte ihm auseinander, daß in der letzten Verfügung über die Bildung der Nationalgarde die Stadt Paris gänzlich außer acht gelassen wäre. Es schiene mir jedoch unbedingt notwendig, auch an sie zu denken. Die schwache Garnison, die sonst innerhalb der Mauern der Hauptstadt läge, würde wahrscheinlich im Felde gebraucht werden, und ich wüßte nicht, wie in kritischen Augenblicken bei einer ohnehin schwierigen Bevölkerung die Ruhe aufrechterhalten werden sollte. Die geringsten Unruhen in der Hauptstadt könnten aber den Kaiser in furchtbare Verlegenheit bringen; deshalb müßte nach meiner Meinung auch in Paris eine Nationalgarde gebildet werden.

„Alles sehr schön!" antwortete mir der Kaiser; „aber Ihre Nationalgarde muß eine Stärke von 20- bis 40 000 Mann erhalten, und wer bürgt mir dafür, daß sie von guter Gesinnung beseelt sein wird? Wenn diese Gesinnung schlecht wäre — in welcher Lage würde ich mich befinden mit einer solchen Truppenzahl in meinem Rücken? Und dann — womit soll man die Leute bewaffnen? Ich brauche meine Gewehre für die neu einzustellenden Rekruten."

Ich antwortete ihm, eine gute Auswahl der Offiziere könnte ihm für den Geist der Truppe bürgen; überhaupt hätte ich in dieser Beziehung geringe Befürchtungen, denn ganz gewiß würden die Bürgersoldaten es sich zur Hauptaufgabe machen, ihr Eigentum zu schützen, indem sie die Ruhe aufrechterhielten. Wenn an Gewehren Mangel herrsche, so würde es vielleicht genügen, nur so viele auszuteilen, wie nötig wäre, um die Wachmannschaften zu bewaffnen.

Ich hatte alle diese Fragen in einem Bericht behandelt, den ich den Kaiser zu lesen bat. Mein Vorschlag war vorher mit dem Polizeiminister und dem des Innern besprochen und von ihnen gebilligt worden; sie traten also beim Kaiser nachdrücklich dafür ein und brachten es dahin, daß schon am 8. durch eine Verordnung die Pariser Nationalgarde ins Leben gerufen wurde. Der Kaiser erklärte sich zum Oberkommandierenden und behielt sich das Recht vor, auf Vorschlag des Ministers des Innern die Offiziere zu ernennen.

So wurde die Nationalgarde organisiert, die drei Monate später dem Vaterlande so große Dienste leistete; denn es war ein Glück für uns, daß wir sie den Fremden zeigen und somit dartun konnten, daß wir noch über eine nicht zu verachtende Streitkraft verfügten und imstande waren, die innere Ruhe selber aufrechtzuerhalten.

Der Kaiser konnte sich der unbedingten Notwendigkeit des Friedens nicht länger verschließen und mußte daher vor allen Dingen darauf hinarbeiten, daß mit den Verhandlungen wenigstens ein Anfang gemacht wurde, schon um dem nicht unverdienten Vorwurf einer waghalsigen Hartnäckigkeit begegnen zu können. Und obwohl die verbündeten Armeen bereits von allen Seiten her in Frankreich einmarschiert waren, obwohl seit dem am 10. Dezember geschriebenen Brief des Fürsten Metternich keine Nachricht mehr aus dem feindlichen Haupt-

quartier nach Paris gelangt war, entschloß sich Napoleon doch in den ersten Tagen des Januars den Herzog von Vicenza nach Lunéville abreisen zu lassen.

Unmittelbar nach seiner Ankunft, am 6. Januar, schrieb der Herzog an den Fürsten Metternich einen Brief, worin er sich über die ihm unerklärlichen Verzögerungen beklagte; sein kaiserlicher Herr beabsichtige die stärksten Beweise für die Aufrichtigkeit seiner friedlichen Absichten zu geben und habe daher ihn, seinen Minister des Auswärtigen, mit weitgehendster Vollmacht zu den kriegführenden Mächten gesandt; er beeile sich, den Fürsten davon in Kenntnis zu setzen, und erwarte bei den französischen Vorposten die nötigen Pässe, um sich ins Hauptquartier der Souveräne begeben zu können.

Herr von Metternich erhielt diesen Brief in Freiburg; er antwortete am 8., die Verzögerungen, worüber der Herr Herzog sich beklage, seien in der Notwendigkeit begründet, allen Verbündeten die Antwort vom 2. Dezember mitzuteilen, und daß infolge dieser Mitteilung das britische Kabinett beschlossen habe, den Minister des Auswärtigen persönlich nach dem Kontinent zu entsenden. Da der Kaiser von Rußland augenblicklich abwesend sei und Lord Castlereagh jeden Augenblick erwartet werde, so hätten Ihre Majestäten der Kaiser von Österreich und der König von Preußen ihn beauftragt, den Herrn Herzog zu benachrichtigen, daß er auf seinen Vorschlag, ins Hauptquartier der verbündeten Herrscher zu kommen, baldmöglichst eine Antwort erhalten werde.

Dies war wieder einmal ein vorläufiger Abschluß der diplomatischen Korrespondenz; sie wurde erst wieder aufgenommen, um die Verhandlungen des Kongresses zu Châtillon einzuleiten, und diese begannen erst am 5. Februar.

In der Zwischenzeit hatte der Herzog von San Carlos den in Valençay abgeschlossenen Vertrag in Madrid vorgelegt.

Die Regentschaft lehnte ohne Umschweife die Anerkennung desselben ab, weil nach einem Beschluß der Cortes mit Frankreich keine Unterhandlungen über Frieden oder auch nur Waffenstillstand stattfinden sollten, solange der König nicht uneingeschränkter Freiheit genösse; außerdem wäre im Januar 1809 mit England ein Vertrag geschlossen worden, wonach Spanien ohne Zustimmung seines Verbündeten mit Frankreich keinerlei Vertrag abschließen dürfte. Dieser Versuch war also völlig fehlgeschlagen.

Gegen Mitte Januar sandte Napoleon abermals den Bischof von Piacenza mit neuen Vorschlägen nach Fontainebleau. Der Heilige Vater erhielt seine Staaten in vollem Umfang zurück, ohne daß von ihm eine Gegenleistung verlangt wurde. Der Papst weigerte sich jedoch, einen Vertrag hierüber zu unterzeichnen. Dies begründete er damit, daß die Rückgabe seines Gebietes nur eine Handlung der Gerechtigkeit sei und daher nicht eines Vertrages bedürfe; übrigens würde jede Regierungshandlung, die er fern von seinen Staaten vollzöge, als erzwungen angesehen und von der christlichen Welt als ein Skandal aufgefaßt werden. Er verlangte nichts weiter, als daß man ihn so früh wie möglich nach Rom zurückkehren ließe; er hätte durchaus keine Bedürfnisse, und die Vorsehung würde ihn geleiten.

So erfuhr der Kaiser von allen Seiten hochfahrende Ablehnungen seiner Angebote; ihm geschah damit nichts weiter, als was er selber so vielen Fürsten und Völkern angetan hatte.

Und um das Maß der Bitterkeit bis zur Neige zu leeren, erfuhr der Kaiser, daß zwischen den Österreichern, den Engländern und dem König von Neapel ein Waffenstillstand abgeschlossen sei. Bald darauf wurde zwischen Murat und Österreich Friede und sogar ein Bündnis geschlossen. Zum Lohn für seinen Beitritt zu der allgemeinen Liga gegen seinen Schwager,

der ihn auf den Thron gesetzt hatte, erhielt er für sich und seine Erben die Garantie aller seiner italienischen Besitzungen. Dafür verpflichtete er sich, mit allen Kräften am Kriege teilzunehmen und auf eine dauernde Wiederherstellung des Gleichgewichts in Europa und im besonderen in Italien hinzuwirken. Zu diesem Zweck stellte er 30000 Mann ins Feld, während Österreich sich verpflichtete, 150000 Mann unter den Waffen zu halten, davon 60000 in Italien.

Daß Murat nicht nur von Frankreich abfiel, sondern sogar gegen den Urheber all seines Glücks und all seiner Größe seine Waffen kehrte, das hatte man wirklich nicht ahnen können; und noch unglaublicher klingt die Tatsache, daß er auf Betreiben seiner Frau so handelte. Aber bei allen Mitgliedern dieser seltsamen Familie Bonaparte war stets der Ehrgeiz die stärkste Triebkraft, und wo ihr Ehrgeiz ins Spiel kam, da schwiegen alle Gefühle und zärtlichen Neigungen. Immerhin hätte er sie nicht so völlig in Bezug auf ihre eigene Lage verblenden dürfen. Es war Wahnsinn, sich einzubilden, daß der schwankende Thron im äußersten Süden Italiens, gegenüber dem noch im Besitz der alten Herrscherfamilie befindlichen Sizilien, aufrecht bleiben könnte, wenn die mächtige Hand, die ihn gegründet, nicht mehr da wäre, ihn zu stützen.

Man kann sich Murats Entschluß nur dadurch einigermaßen erklären, daß man annimmt, weder er selber noch seine Gemahlin haben an einen völligen Untergang Napoleons geglaubt. Sie kannten die Frankfurter Vorschläge und haben vielleicht gedacht, ihr Entschluß würde ihn zur Annahme dieser Vorschläge zwingen. Jedenfalls muß die Weltgeschichte ihr Urteil dahin abgeben, daß Murat und Karoline in ganz besonderem Maß zur völligen Vernichtung des Kaisers beigetragen haben. Denn wenn Murat seine Streitkräfte den in Oberitalien unter dem Befehl des Vizekönigs Eugène stehenden

zu Hilfe geführt hätte, so war es nicht nur nicht unmöglich, sich im Felde zu behaupten, sondern sie hätten sogar die österreichischen Erbstaaten ernstlich bedrohen können. Der Weg war ja wohlbekannt.

Nachdem aber Eugène von Murat im Rücken bedroht war, konnte er offenbar den ihm gegenüberliegenden 60 000 Österreichern nicht mehr standhalten. Er mußte also den Rückzug antreten, wobei es ihm noch gelang, sich durch einige schöne Gefechte auszuzeichnen. Sobald die Koalition der Österreicher mit Murat bekannt wurde, sah jedermann ein, daß Italien für uns verloren war.

Zu all diesen schwerlastenden Sorgen quälte den Kaiser fortwährend der Gedanke, daß eine Rückkehr des bourbonischen Hauses nicht unmöglich sei. Ich möchte fast glauben, daß es gewissermaßen seinem Stolz schmeichelte, nur durch diese uralte Dynastie ersetzt werden zu können. Jedenfalls muß der Gedanke ihn sehr stark beschäftigt haben, denn er sprach mit mir zweimal über die bourbonischen Prinzen, während er sie bis dahin nie erwähnt hatte. Es steht außer allem Zweifel, daß er in den Unterhaltungen mit seinen Intimen sich sogar ganz offenherzig darüber ausgesprochen hat, besonders dem Herzog von Vicenza gegenüber, der übrigens schon damals völlig die Befürchtungen seines Herrn teilte. Herr de Rayneval, der ihn nach Lunéville und Châtillon begleitete und mit ihm im selben Wagen fuhr, hat mir erzählt, daß der Herzog beim Einsteigen sagte: „Wir haben eine sehr schwierige und sogar völlig aussichtslose Aufgabe vor uns, denn glauben Sie mir, wir können tun, was wir wollen, die napoleonische Ära geht zu Ende und die bourbonische beginnt wieder."

Herr de Caulaincourt hat außerdem im Jahre 1820 einen Auszug aus der ihm am 19. Januar von Paris übersandten

Instruktion veröffentlicht. Dies Dokument läßt keinen Zweifel mehr übrig, wie der Kaiser im Grunde seines Herzens dachte:

„Worauf der Kaiser am entschiedensten besteht," heißt es in dieser Instruktion, „das ist die Notwendigkeit, daß Frankreich seine natürlichen Grenzen behalte. Dies ist eine conditio sine qua non. Alle Mächte, selbst England, haben diese Grenzen anerkannt ... Wird Frankreich in seine früheren Grenzen zurückgedrängt, so ist damit die Wiederherstellung des bourbonischen Hauses unvermeidlich geworden." Ein paar Sätze weiter liest man: „Wenn also die Alliierten die vorgeschlagenen und angenommenen Grundlagen der Friedensverhandlungen umstoßen, d. h. die natürlichen Grenzen bestreiten wollten, so sieht Seine Majestät nur drei Möglichkeiten: entweder kämpfen und siegen, oder kämpfen und glorreich sterben, oder endlich, wenn die Nation ihn nicht mehr unterstützen sollte: abdanken."

Man muß zugeben, daß alle in der Zukunft möglichen Wendungen in diesen paar Zeilen in geradezu wunderbarer Weise vorhergesehen und sogar vorhergesagt sind; sie beweisen, daß Napoleon sich nicht die geringsten Illusionen mehr machte.

Der Augenblick war gekommen, wo der Kaiser sich an die Spitze der sehr kleinen Armee setzen mußte, die er noch hatte zusammenbringen können. Er mußte also auch daran denken, während seiner Abwesenheit die Autorität seiner Regierung zu sichern, um einen Schutz gegen etwaige Verschwörungen zu haben. Das höchste Mißtrauen flößte ihm Herr de Talleyrand ein, und sein Verdacht wurde besonders dadurch angestachelt, daß dieser sich weigerte, als Bevollmächtigter an den immer noch in Aussicht stehenden Friedensverhandlungen teilzunehmen. Napoleon hatte bei dieser Gelegenheit den Ausspruch getan: „Wer mir heute seine Dienste versagt, ist not-

wendigerweise mein Feind." Und er hatte große Lust verspürt, diesen Feind für seine Weigerung im Donjon zu Vincennes büßen zu lassen. Vor dieser Gefahr blieb Herr de Talleyrand bewahrt, indem der Erzkanzler Cambacérès, der Herzog von Vicenza und sogar der Herzog von Rovigo sich beim Kaiser ins Mittel legten.

Kaum aus dieser peinlichen Verlegenheit befreit, trat Herr de Talleyrand kurz darauf in seiner Eigenschaft als Großwürdenträger der Krone in den Regentschaftsrat ein, der aus den französischen Prinzen, den Großwürdenträgern, den Kabinettsministern, den Staatsministern und dem früheren Großrichter als Präsidenten des Gesetzgebenden Körpers bestand. Dieser plötzliche Übergang aus der gefahrvollsten Lage zu einem Posten, der auf ein großes Vertrauen des Kaisers schließen ließ, gehört zu den erstaunlichsten Wendungen in Herrn de Talleyrands vielbewegtem Leben. Und was dabei noch außerordentlicher ist: am Morgen des Tages, an dem die Einsetzung eines Regentschaftsrates beschlossen wurde, hatte Napoleon in seinem Kabinett, in Gegenwart aller Minister, dem Herrn de Talleyrand eine ähnliche Szene gemacht, wie seinerzeit nach seiner Rückkehr aus Spanien. Der unerschütterliche Hofmann hatte auch diese zweite Abkanzelung mit demselben Gleichmut ertragen wie die erste. Er hatte sich aber für verpflichtet gehalten, unmittelbar darauf an den Kaiser einen Brief zu richten, worin er in geziemenden Worten bat, Seine Majestät möchte doch bedenken, daß er durch solche Auftritte in eine Lage gebracht würde, die sich kaum mit seiner Würde als Mitglied des Regentschaftsrates vereinbaren lasse. Dieser Brief im Verein mit den Bemühungen der vorhin von mir genannten Persönlichkeiten hat wahrscheinlich hauptsächlich dazu beigetragen, das Gewitter abzulenken.

Die Verordnung, durch welche der Regentschaftsrat ein-

geſetzt und Marie Louiſe zur Regentin erklärt wurde, erſchien am 28. Januar. Sie ſtimmte in allen Punkten mit der zu Anfang des vorhergehenden Jahres erlaſſenen überein; aber an dieſem ſelben Tage ſahen wir noch ein zweites Dekret erſcheinen, wodurch Napoleon ſeinen Bruder Joſeph zum Statthalter ernannte. Dieſe Wahl machte einen recht ungünſtigen Eindruck. Dieſer weggejagte König, der ſeine eigene Krone ſo ſchwächlich und ungeſchickt verteidigt hatte, ſchien keine ſtarke Stütze in ſo ernſten Zeitläuften ſein zu können. Er war ſeit ſeiner Rückkehr nach Frankreich völlig aus der Öffentlichkeit verſchwunden geweſen, und man erinnerte ſich kaum, daß er noch da war. Wir hatten noch einen anderen König ohne Thron bei uns: den Weſtfälinger, Jérôme. Obwohl er auch zum Regentſchaftsrat gehörte, hat niemand etwas von ihm gehört bis zu jenem Tage, wo er in Blois eine recht klägliche Rolle ſpielte.

Am Sonntag den 23. Januar füllten die Offiziere der zwölf Legionen der Pariſer Nationalgarde den Marſchallsſaal, um Napoleon bei deſſen Rückkehr aus der Meſſe vorgeſtellt zu werden. Er blieb mitten unter ihnen ſtehen, die Kaiſerin zu ſeiner Seite, ſeinen Sohn auf dem Arm. So zeigte er das Kind der zahlreichen und glänzenden Verſammlung. Er ſagte ihnen, er laſſe in ihren Händen alles, was ihm auf der Welt am teuerſten ſei; er ziehe als Krieger ins Feld, um den Feind von Frankreichs Boden zu verjagen, und er rechne auf den Eifer und die Ergebenheit aller braven Männer, aller guten Bürger, aller Familienväter, die er hier vor ſich ſehe: ſie würden das ihnen anvertraute unſchätzbare Gut vor jeder Gefahr beſchirmen; ſie würden, wenn es not täte, mit ihren Leibern es verteidigen. Die Anſprache brachte der Kaiſer im eindringlichſten Ton, mit einem edlen und rührenden Ausdruck vor. Sie übte denn auch eine ſehr tiefgehende Wir-

kung; über viele Gesichter sah ich Tränen rinnen. Mit einstimmigem Zuruf schworen alle, sich des hohen Vertrauens würdig zu zeigen, und alle — ich möchte keine einzige Ausnahme machen — schworen in diesem Augenblick aufrichtigen Herzens.

Zwei Tage darauf war Napoleon bereits nach Châlons-sur-Marne unterwegs; hier sollte sein Hauptquartier sein — vierzig Lieues von Paris; mehr brauche ich nicht zu sagen, um von den Fortschritten, die der Feind bereits gemacht hatte, einen Begriff zu geben. Die Streitkräfte der Verbündeten, die von der niederländischen Grenze bis zur Freigrafschaft aufgestellt waren, beliefen sich auf 572 000 Mann, dazu kamen noch die Reserven, die sich jenseits des Rheins sammelten und auf 235 000 Mann geschätzt worden sind. Napoleon konnte nicht mehr als 60 000 Mann um sich sammeln, und ich zweifle sogar, ob er sie überhaupt je vollständig zur Verfügung gehabt hat. Mit so ungleichen Kräften mußte also der Entscheidungskampf ausgetragen werden.

Niemals hat nach dem Urteil der besten Kenner Napoleon seit seinen ersten italienischen Feldzügen sich so als großer Feldherr gezeigt; war während des letzten sächsischen Feldzugs sein Genie anscheinend im Niedergang gewesen, so muß man doch zugestehen, daß es in diesem letzten Ringen im alten Glanze wieder aufleuchtete.

Der Beginn des Feldzuges war nicht glücklich für Napoleon Kaum in Châlons angekommen, eröffnete er den Angriff und brachte durch ein kühnes Manöver Saint-Dizier in seine Gewalt zurück; bald darauf aber mußte er die Rückeroberung des Städtchens und Schlosses Brienne durch einen recht beträchtlichen Verlust an Menschen erkaufen. In diesem Gefecht war er persönlich in große Gefahr geraten; und die tollkühne Art, wie er sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte, ließ

allgemein daran glauben, daß er gerne den Tod gefunden hätte.

Drei Tage darauf nahm er in kühnem Entschluß eine offene Feldschlacht mit einer Armee von mindestens 110- bis 120 000 Mann an. Sie bestand aus Russen, Preußen, Österreichern, Bayern und Württembergern. Er konnte ihnen nur 40 000 Mann gegenüberstellen. Aller Voraussicht nach hätte er zerschmettert werden müssen, aber er verrichtete Wunderdinge, und seine Truppen schlugen sich mit erstaunlicher Entschlossenheit. Auch hat man gemeint, die Österreicher seien absichtlich nicht so energisch vorgegangen, wie sie es hätten tun können. Trotz alledem mußte er sich zurückziehen und mußte sich glücklich schätzen, daß der Rückzug nicht zur Flucht wurde. Er warf sich zuerst nach Troyes hinein, das er aber sofort wieder räumen mußte, um eiligst nach der Marne zu marschieren, von wo aus ein preußisches Heer seine Hauptstadt bedrohen konnte. Die Verbündeten rückten fast unmittelbar nach seinem Abzug in Troyes ein. Der moralische Eindruck, den in Paris die Nachricht von der Niederlage bei La Rothière und von dem Einrücken des Feindes in Troyes machte, war sehr tief. Alles Vertrauen war jetzt vollends geschwunden.

In solcher Lage blieb nur noch eine einzige Hoffnung, daß in Châtillon, wo endlich mit Einwilligung der Verbündeten der Kongreß eröffnet worden war, der Friede zustande kommen möchte. Es war in Paris bekannt, daß der Herzog von Vicenza sich dorthin begeben hatte, und an seiner ehrlichen Absicht, den Frieden zu vermitteln, konnte niemand zweifeln. Die Bevollmächtigten für Rußland, Preußen, Österreich und England waren ebenfalls schon eingetroffen. Die letztgenannte Macht hatte nicht weniger als drei Vertreter, Lord Aberdeen, Lord Chathcarth und Sir Charles Stewart. Graf Stadion erschien für Österreich, Graf Rasumowski für Rußland, der

Baron von Humboldt für Preußen. Die Entscheidung lag indessen nicht bei diesen begabten und erfahrenen Diplomaten. Nicht weit von Châtillon tagte eine andere Vereinigung, von welcher alles beraten wurde und alle Instruktionen für die Vertreter der Mächte ausgingen.

Lord Castlereagh war angekommen und weilte im Hauptquartier der verbündeten Herrscher und ihrer vertrauten Minister: des Österreichers Metternich, des Russen Nesselrode, des Preußen Hardenberg.

Hier mußte die Entscheidung fallen.

Am 5. Februar, wenige Tage nach der Schlacht von La Rothière, wurde der Kongreß in Châtillon eröffnet. Am Tage nach der Schlacht hatte der Kaiser, der sich nicht verhehlen konnte, daß seine Lage im höchsten Grade kritisch war, dem Herzog von Vicenza nachstehenden Brief geschrieben. Man ersieht daraus, wie sehr er eine schnelle Abwicklung der Verhandlungen wünschte:

Herr Herzog von Vicenza, ich begebe mich nach Troyes und werde morgen dort sein. Ich habe Herrn de La Besnardière Befehl erteilt, sich zu Ihnen zu begeben.

Die feindlichen Truppen führen sich überall fürchterlich auf. Alle Bewohner flüchten in die Wälder. In den Dörfern ist kein Bauer mehr anzutreffen. Der Feind verzehrt alle Vorräte, nimmt alle Pferde, alles Vieh, alle Kleidungsstücke, sogar die armseligen Lumpen der Bauern. Sie schlagen Männer und Frauen und verüben überall Notzucht. Dieses Bild habe ich mit meinen eigenen Augen sehen müssen, und Sie werden daher leicht begreifen, wie sehr ich wünsche, meine Völker recht schnell aus diesem Leiden und Elend, das in Wahrheit entsetzlich ist, zu befreien. Auch die Feinde müssen sich sehr überlegen, ob es so fortgehen kann; denn der Franzose ist nicht geduldiger Natur. Er ist von angeborener Tapferkeit, und ich sehe es kommen, daß die Bevölkerung aus eigenem Antrieb Banden bilden wird. Sie müssen von diesen Ausschreitungen eine sehr kräftige Schilderung entwerfen. Flecken von 2000 Seelen, wie Brienne, zählen keinen Einwohner mehr.

Pinev, den 2. Februar 1814.

Fünf Tage nach diesem Brief schickte Napoleon seinem Vertreter unbeschränkte Vollmacht, die der Herzog von Bassano mit einem Brief begleitete, dem ich folgende Worte entnehme:

Seine Majestät beauftragt mich, Ihnen in unzweideutiger Form mitzuteilen, daß Sie Ihnen Carte blanche gibt, um die Verhandlungen zu einem glücklichen Ende zu führen, die Hauptstadt zu retten und eine Schlacht zu vermeiden; hierauf beruht die letzte Hoffnung der Nation.

Napoleon schmeichelte sich immer noch mit dem Glauben, daß die von Frankfurt aus ihm gemachten Eröffnungen als Grundlage der Verhandlungen dienen würden; diese Illusion mußte er bald aufgeben. Die Verbündeten waren sich zu gut bewußt, wie sehr ihre Lage in den letzten drei Monaten sich gebessert hatte, und demgemäß hatten auch ihre Ansprüche sich gesteigert.

In der ersten Sitzung des Kongresses erklärten ihre Bevollmächtigten, sie verträten nicht nur die Großmächte, sondern außerdem auch sämtliche anderen, mit ihnen zugleich in den Krieg verwickelten Staaten Europas. Vor dem Eintritt in die Verhandlungen wurde eine Erklärung Englands verlesen, daß jeder Versuch, eine Diskussion über Abänderung des bis dahin gültigen Seekriegsrechts herbeizuführen, gleichbedeutend mit einem Abbruch der Verhandlungen sein würde.

Der Herzog von Vicenza gab hierauf eine Antwort, die als Zustimmung angesehen werden konnte. Man konnte also glauben, daß auf allen Seiten das Bestreben herrsche, die Verhandlungen schnell zu einem Abschluß zu führen. Da erklärte aber der russische Bevollmächtigte, Graf Rasumowski, ihm sei noch nicht die unterzeichnete Ausfertigung seiner Instruktionen zugegangen. Der Herzog von Vicenza schlug vor, in der Verhandlung fortzufahren, die anderen Vertreter bemerkten jedoch, die Instruktionen des Herrn von Rasumowski würden vermutlich im Laufe des Tages ankommen; daher wurde die

Sitzung auf den nächsten Tag verschoben. In diesem Zwischenfall lag schon etwas recht Bezeichnendes; man konnte ihn als ein Symptom für die wenig wohlwollenden Absichten Rußlands ansehen.

Die zweite Sitzung fand am 7. statt. In dieser stellten die Bevollmächtigten das formelle Verlangen auf: Frankreich solle einwilligen, die vor der Revolution bestandenen Grenzen wieder anzunehmen, vorbehaltlich gewisser Grenzregulierungen durch Austausch kleinerer Gebiete und vorbehaltlich der Rückerstattungen, zu denen England sich im allgemeinen Interesse Europas verstehen wolle. Frankreich müsse demnach jedem Einfluß außerhalb seiner künftigen Grenzen entsagen und auf alle Titel verzichten, die aus der souveränen Herrschaft bezw. dem Protektorat über Italien, Deutschland und die Schweiz entsprungen seien.

Eine derartige Forderung mußte aller Erwartung nach zu lebhaften Debatten Anlaß geben, da der Herzog von Vicenza sich plötzlich auf eine ganz andere Basis der Unterhandlungen versetzt sah, als er erwartet hatte. Er war jedoch von einem so ernstlichen Willen beseelt, die Verhandlungen um jeden Preis zum guten Ende zu bringen, daß er sich darauf beschränkte, um wenige Stunden Zeit zu bitten, damit er seine Antwort überlegen könne. Die Sitzung wurde daher unterbrochen, um am Abend um sieben Uhr wieder aufgenommen zu werden. Herr de Caulaincourt gab eine Erklärung ab, deren wesentlicher Inhalt sich in folgende Sätze zusammenfassen läßt:

Zunächst wiederholte der Herzog die Versicherung, daß sein Hof fest entschlossen sei, um des Friedens willen die größten Opfer zu bringen. Aber alle Einzelfragen seien so ineinander verwickelt und verwoben, daß man sich über keine von ihnen entscheiden könne, ohne sie alle zu kennen. Es könne doch auch dem Souverän, von dem man so ungeheure Opfer verlange,

durchaus nicht gleichgültig sein, zu wessen Gunsten er sie bringe, und was man damit zu tun gedenke; endlich müsse er auch bestimmt wissen, ob er, wenn er diese Opfer bringe, wirklich hoffen könne, den Schrecknissen des Krieges ein Ende zu machen. Es müsse daher unbedingt ein Projekt vorgelegt werden, woraus die Absichten der verbündeten Mächte in ihrem ganzen Umfange und klar und deutlich zu ersehen seien. Der Herzog von Vicenza bat inständigst, die Bevollmächtigten der alliierten Höfe möchten über die angedeuteten Punkte klare Auskunft geben.

Gewiß konnte man den Wunsch, zu einer Verständigung zu gelangen, nicht deutlicher zum Ausdruck bringen, und wenn der Herzog von Vicenza nicht einfach alle Forderungen ohne Widerrede annehmen wollte, so konnte er kaum ein offeneres und ehrlicheres Entgegenkommen zeigen. Die Bevollmächtigten der Verbündeten erklärten, sie nähmen die Antwort ‚ad referendum'. Wie groß war aber das Erstaunen des Herrn de Caulaincourt, als am 9. diese selben Bevollmächtigten ihm brieflich mitteilten, der Kaiser von Rußland habe es für angezeigt erachtet, sich mit den ihm verbündeten Souveränen über die Konferenzen von Châtillon zu verständigen, daher habe Seine Majestät den russischen Bevollmächtigten mit der Erklärung beauftragt, die Verhandlungen möchten bis auf weiteres unterbrochen werden. Der Herr Bevollmächtigte Seiner Majestät des Kaisers Napoleon werde hiervon in Kenntnis gesetzt, und man werde sich beeilen, ihm neue Mitteilung zu machen, sobald es möglich sei, die Verhandlungen wieder aufzunehmen. Vergeblich antwortete der Herzog von Vicenza mit einer Note, worin er sich bemühte, das Unzweckmäßige eines solchen Verfahrens nachzuweisen; der Entschluß war einmal gefaßt, und Worte vermochten ihn nicht umzustoßen.

Der Herzog von Vicenza unterhielt nach alter Gewohnheit

immer noch einen vertraulichen Briefwechsel mit dem Fürsten Metternich; er hatte gerade an demselben Tage, dem 9. Februar, ihm seine Absicht mitgeteilt, an die Bevollmächtigten die Frage zu richten, ob Frankreich, wenn es einwilligte, sich mit seinen alten Grenzen zu begnügen, einen sofortigen Waffenstillstand erhalten könnte; in diesem Fall wäre er bereit, selbst dieses große Opfer zu bringen und sogar einen Teil der Festungen, die Frankreich durch solchen Friedensschluß verlieren würde, augenblicklich herauszugeben.

Wie ist nun der Entschluß zu erklären, der eine so plötzliche Unterbrechung der Verhandlungen herbeigeführt hatte? Er war dem Kaiser Alexander durch den General Pozzo di Borgo eingegeben worden. Die zu Beginn des Feldzuges errungenen Waffenerfolge boten endlich eine ausgezeichnete Gelegenheit, um einen Feind zu vernichten, mit dem man doch keinen dauernden Frieden, sondern nur einen unsicheren Waffenstillstand würde abschließen können. Um ihn vollends unschädlich zu machen, sagte General Pozzo, muß man an seiner Statt eine Familie auf den Thron setzen, die durch ihre unbestreitbaren Anrechte von vornherein einer großen Autorität genießen wird. Da käme denn also nur das Haus Bourbon in Betracht; wenn es auch in Frankreich in Vergessenheit geraten wäre, so würde es doch durch seine Wiederaufrichtung neuen Glanz erhalten, und die immerhin durchaus nicht ganz verwischten Erinnerungen würden bald wieder aufleben.

Indem General Pozzo diese Gesichtspunkte geltend machte, befriedigte er zu gleicher Zeit seinen alten Haß und diente der Partei, deren Anhänger er seit langen Jahren war. Man muß es anerkennen: er war ein treuer Verfechter der Sache, die er bereits in der Gesetzgebenden Versammlung von 1792 vertreten hatte.

Alexander ließ sich von seinem vertrauten Ratgeber sehr

leicht überzeugen. Wenn der Plan, den Bourbonen ihren Thron zurückzugeben, wirklich Aussichten auf Erfolg hatte, so ließ sich für den Zaren kaum etwas Verlockenderes denken. Er gewährte ihm eine doppelte Befriedigung: erstens einen Gegner, mit dem eine aufrichtige Aussöhnung ihm unmöglich zu sein schien, völlig zu Boden zu schmettern; zweitens seinen Namen mit der Wiederherstellung des ältesten europäischen Herrscherhauses in Verbindung zu bringen und zwar in einem Augenblick, wo selbst die Souveräne, die durch Bande des Blutes aufs engste mit der Familie Bourbon verknüpft waren, deren Sache im Stich gelassen hatten. Indem er also seinem Vertreter befahl, eine Unterbrechung der Verhandlungen herbeizuführen, hatte der Kaiser von Rußland erreicht, daß die Verbündeten mit Napoleon vorläufig nicht weiter unterhandelten, sondern den Lauf der Ereignisse abwarteten; ferner hatte er eine sehr ernste Beratung über die Frage, ob man nicht eine Rückkehr der Familie Bourbon begünstigen solle, in Gang gebracht.

Zu gleicher Zeit hatte aber das englische Kabinett eine Denkschrift ausgearbeitet und durch Herrn von Metternich vorlegen lassen; England fand die militärische Operationslinie der Verbündeten unsicher, die feindliche Bewegung der Bevölkerung im Rücken der Armee im höchsten Grade gefährlich und war daher der Meinung, man müsse sich die Gelegenheit zunutze machen und so schnell wie möglich einen vorteilhaften Frieden abschließen. Es sei also angebracht, die militärischen Unternehmungen nicht zu beschleunigen, sondern vielmehr zu verlangsamen.

Diese beiden so verschiedenartigen Darstellungen der Sachlage unterlagen zu gleicher Zeit der Beschlußfassung der vier leitenden Minister, die dem Hauptquartier der Verbündeten folgten. Ihre Entscheidung entsprach keineswegs der Auf-

fassung des Zaren. Die Minister Österreichs, Englands und Preußens betonten mit Nachdruck, es wäre gegen alle Regeln der Vorsicht und einer gesunden Politik, ein sicheres und sehr vorteilhaftes Ergebnis aufs Spiel zu setzen, um einem Ziele nachzustreben, das sich nur unter großen Schwierigkeiten würde erreichen lassen. Man wäre sicher, von Napoleon einen Frieden zu erlangen, wie man ihn sich nur wünschen könnte. Wenn man ihn zum Äußersten triebe, wenn man der französischen Nation das Haus Bourbon aufdrängen wollte, zu dessen Gunsten sich kaum eine einzige Stimme erhöbe, das vielmehr im Lande gänzlich vergessen zu sein schiene, so würde man sich der Gefahr aussetzen, einen Widerstand wachzurufen, der bis dahin nicht zu fürchten gewesen sei. Wenn Napoleon die ihm gemachten Vorschläge annähme, oder wenn er nur geringe Abänderungen verlangte, die man ihm bewilligen könnte, so wäre es weder gerecht noch vernünftig, noch stände es mit dem bisherigen Vorgehen der Verbündeten im Einklang, wollte man ihm die Möglichkeit einer Verständigung nehmen. Es sei nicht einmal ein Grund vorhanden, ihm einen Waffenstillstand zu verweigern. Herr von Metternich hatte natürlich nicht unterlassen, die ihm vom Herzog von Vicenza gemachte Eröffnung zur Kenntnis zu bringen. Die oben mitgeteilten von den drei anderen Ministern nachdrücklich vertretenen Ansichten scheinen von Herrn von Nesselrode nicht sehr energisch bekämpft worden zu sein; dieser würde sie vielmehr, wenn er nur seinen persönlichen Neigungen hätte folgen dürfen, unzweifelhaft gerne zu den seinigen gemacht haben.

Kaiser Alexander folgte also bei dieser Gelegenheit in Wirklichkeit nur den Ratschlägen des Generals Pozzo. Lord Castlereagh und Fürst Hardenberg verfaßten jeder, um den von ihnen vertretenen Ansichten noch mehr Nachdruck zu geben, eine für den Zaren bestimmte Denkschrift. Eine besonders

günstige Fügung hat mich in die Lage gebracht, diese beiden Noten im Original zu sehen; ich kann mich also für die Richtigkeit meiner Mitteilungen verbürgen.

Der Begleitbrief des Fürsten Hardenberg zu seinem Resumé datiert vom 13. Februar; an diesem Tage waren die ersten von Blücher an der Marne erlittenen Niederlagen bereits im Großen Hauptquartier bekannt, und der Schreiber läßt sich diesen Umstand nicht entgehen, um ihn zur Unterstützung seiner Beweisgründe anzuführen. Diese betonten immer wieder die Unmöglichkeit, sichere Vorteile aufzugeben, um anderen, höchst problematischen, Zielen nachzulaufen. Wohl wäre es schön, sagte er, und höchst ruhmvoll, dem Hause Bourbon seinen Thron wiederzugeben, aber könnte denn Kaiser Alexander das Blut seiner tapferen Soldaten für einen Zweck opfern wollen, dem keine wesentliche Bedeutung zukäme? Dürfte man eine so große Zuversicht auf das Kriegsglück setzen? Müßte man nicht, auch wenn die bisher erfochtenen Siege noch so groß wären, einen Umschlag des Glückes fürchten? Unmöglich durfte Preußen, um eines zweifelhaften Erfolges willen, einen so ungeheuren Einsatz aufs Spiel setzen. Kaiser Alexander, dem Preußen so viel verdankte, würde doch gewiß nicht alle die ungeheuren, bisher seinen Verbündeten geleisteten Dienste in Frage stellen wollen, indem es jetzt ein neues Unternehmen wagte, bei dessen Durchführung alle bisher errungenen Vorteile wieder eingebüßt werden könnten. In seinem Bestreben, die Verhandlungen mit Napoleon zu einem recht schnellen Abschluß zu bringen, schlug Herr von Hardenberg vor, den Waffenstillstand zu bewilligen und die Stadt Paris für neutral zu erklären; dorthin sollten die Souveräne mit einer Abteilung ihrer Garde sich begeben; man würde sich leichter verständigen, und in der Hauptstadt könnte man sich über die Stimmung der Nation leichter ein Urteil bilden.

Man müßte doch anerkennen, daß sie bis dahin keine Wünsche nach einer Rückkehr der alten Dynastie kundgegeben hätte.

Wahrscheinlich wurde dieser Gedanke, Paris für neutral zu erklären, hauptsächlich deshalb angeregt, weil man annahm, daß der Zar nicht gerne in seine Staaten würde zurückkehren wollen, ohne die Hauptstadt seines Feindes betreten zu haben, der mit bewaffneter Hand in Moskau eingedrungen war.

Ich gebe im nachstehendem fast wörtlich den Text der am Schluß der Hardenbergschen Note gemachten Vorschläge:

1. Der russische Bevollmächtigte in Châtillon wird Befehl erhalten, die Unterhandlungen fortzusetzen.

2. Der österreichische Minister des Auswärtigen wird ermächtigt, dem Herzog von Vicenza zu antworten, daß die Bevollmächtigten der Verbündeten bereit seien, in Vorverhandlungen wegen eines Waffenstillstandes einzutreten, der auf Grundlage der vom Vertreter Frankreichs gemachten Vorschläge abzuschließen wäre: den verbündeten Mächten wären militärische Sicherheiten dafür zu geben, daß Frankreich bereit wäre, im Friedensschluß die Grenzen von 1792 anzunehmen.

3. Die Bevollmächtigten in Châtillon erhalten Befehl, einen Waffenstillstand auf folgenden Grundlagen zu vereinbaren: Einstellung der militärischen Bewegungen auf vierzehn Tage mit dreitägiger Kündigung; sofortige Auslieferung der Festungen Luxemburg, Bergen-op-Zoom, Antwerpen, Mainz und Mantua. Hüningen und Besançon werden in Pfand gegeben.

In der vom Lord Castlereagh abgefaßten Note war besonders auffallend, wie sehr er betonte, daß es jedem Herkommen widersprechen würde, wenn England sich weigerte, mit Napoleon zu unterhandeln, nachdem die Vorbereitungen zum Friedenskongreß schon so weit gediehen wären. Also England, die Macht, die so lange sich halsstarrig geweigert

hatte, Napoleon als Kaiser der Franzosen anzuerkennen, betrieb am eifrigsten die Eröffnung der Verhandlungen mit ihm, wie wenn sein Recht unbestritten anerkannt gewesen wäre! Mit anderen Worten: England stellte sich vollkommen auf den Standpunkt Österreichs.

Man kann sich wohl leicht denken, wie ärgerlich es den Kaiser Alexander machte, als das Ergebnis der Ministerberatung ihm unterbreitet wurde. Als General Pozzo di Borgo bei ihm erschien, rief er ihm entgegen, indem er ihm die Schriftstücke zu lesen gab: „Nun, da sehen Sie, 's ist alles aus! Sie werden einen Waffenstillstand abschließen, und dieser Mensch wird abermals Meister bleiben!" Herr de Pozzo antwortete, ihm scheine durchaus noch nicht alles entschieden zu sein. Ohne Zweifel könnte man den Fortgang der Verhandlungen nicht hindern, wohl aber könnte man sich dem Abschluß eines Waffenstillstandes widersetzen, denn wenn Seine Majestät sich demselben mit Entschiedenheit widersetze, werde er ganz gewiß nicht zustande kommen.

Zugleich bat General Pozzo den Zaren, er möchte ihm bis zum nächsten Morgen Zeit lassen, eine Widerlegung der englischen und der preußischen Denkschrift aufzusetzen. Die Bitte wurde bewilligt, und am nächsten Tage in aller Frühe waren die Antworten fertig. Ich habe die Entwürfe derselben gelesen. Es war besonders darauf hingewiesen, daß ein Waffenstillstand schwere Unzuträglichkeiten und Gefahren in sich schlösse. Den Vorteil davon würde ausschließlich der Kaiser Napoleon haben, den Nachteil aber die Verbündeten, die zu einem wirklich sicheren Frieden nur dadurch gelangen könnten, daß die militärischen Bewegungen fortgesetzt würden, ohne dem Feinde auch nur einen Augenblick Ruhe zu gönnen. Was das Haus Bourbon beträfe, so dürfe man ganz gewiß nicht daran denken, es dem französischen Volk aufdrängen zu wollen,

wenn dieſes es nicht ſelber rufe. Könne man aber die wirkliche Stimmung des Landes erkennen, ſolange der Gewalthaber, der es ſeit ſo vielen Jahren beherrſche, noch imſtande erſcheine, ſeine Macht zu verteidigen, und ſolange man glaube, daß die Verbündeten mit ihm als dem einzig möglichen Souverän Frankreichs verhandelten? Müſſe man nicht viel von dem Gange der Ereigniſſe erwarten? Könne man nicht dadurch allein die wirklichen Neigungen des franzöſiſchen Volkes kennen lernen? Man könne alſo, wenn es für angemeſſen erachtet werde, die Verhandlungen mit Napoleon fortſetzen; man müſſe aber jedenfalls durchaus auf den Bedingungen beſtehen bleiben, die dem Herzog von Vicenza mitgeteilt worden ſeien, und dürfe nicht um Haaresbreite davon abweichen. Ein Waffenſtillſtand ſei durchaus unzuläſſig.

Der feſte Ton, worin dieſe Entgegnung geſchrieben war, mußte ohne Zweifel auf die Verbündeten des Kaiſers Alexander einen bedeutenden Eindruck machen.

In der ſpeziell an den Fürſten Hardenberg gerichteten Antwort gab der Kaiſer ſich gar keine Mühe, ſein Mißfallen über die Kühnheit eines Verbündeten zu verbergen, der ganz beſonders auf den guten Willen Rußlands angewieſen ſei und daher ganz beſondere Urſache habe, eine Mißſtimmung zu vermeiden. Die nachſtehenden Sätze dieſes Schriftſtückes ſind mir ganz beſonders aufgefallen:

Es iſt mir unmöglich, in der mir zugegangenen Schrift nicht einen Schritt zu ſehen, wodurch mein Wunſch, durch Vernichtung der napoleoniſchen Armee zum Frieden zu gelangen, durchkreuzt werden ſoll. Ich will Napoleons politiſche Exiſtenz vernichten. Bis dahin, mein Herr, glaubte ich, Sie ſeien von denſelben Gefühlen bewegt. Sie wiſſen beſſer denn jemand, ob ich je um problematiſcher Vorteile willen Preußens Heil dabei aufs Spiel ſetzen wollte. Ich habe ſtets Pläne verfolgt, die auf Preußens Vergrößerung abzielten, und werde dies auch in Zukunft tun, trotz allen Widerwärtigkeiten, denen

ich begegne. Es wäre mir lieb gewesen, wenn die Ansichten des Königs mir in vertraulicherer Form mitgeteilt worden wären, und ohne sich als eine mit den anderen Mächten vereinbarte Maßregel darzustellen, die dazu bestimmt war, mich zum Anschluß an die Anschauungen der übrigen Verbündeten zu bewegen. Ich werde bei meinen Anschauungen verharren, ohne von ihnen abzuweichen, denn gerade durch sie habe ich bis jetzt zum Vorteil meiner Verbündeten wirken können. Ich werde mich so verhalten, daß keine der übertriebenen Mutmaßungen gerechtfertigt wird, durch die man mir auf dem Wege, den, wie ich mir schmeichle, Rußland und Preußen stets zusammengehen werden, Hindernisse bereiten möchte: ihre Einigkeit wird die der anderen Mächte aufrecht erhalten.

Ich habe das mit Bleistift geschriebene Handbillett gesehen, das der Zar der Rücksendung des Entwurfes beigefügt hatte. Es lautete:

Ich bewillige den Entwurf in vollem Umfange und mache nur einige ganz unbedeutende Änderungen.

Der Brief wurde also zugleich mit der Erwiderung auf die gemeinsame Denkschrift sofort ausgefertigt und abgesandt.

Am nächsten Tage beeilte Herr von Hardenberg sich, seine Antwort zu überreichen. Er beklagte sich, er sei falsch verstanden worden, warf sich dem Kaiser zu Füßen und erklärte, er sei bereit, sich von den Geschäften zurückzuziehen, wenn seine Gegenwart auch nur eine Minute lang ein Hindernis für die innigste Einigkeit des russischen und preußischen Hofes sein könnte — eine Einigkeit, die sein Gebieter um keinen Preis der Welt aufopfern würde.

Nachdem auf diese Weise Preußen zu den Ansichten Rußlands bekehrt war, mußten die beiden anderen Mächte sich glücklich schätzen, daß ihnen noch ein Mittelweg offen gelassen war: nämlich die Verhandlungen fortzusetzen, ohne jedoch einen Waffenstillstand abzuschließen.

Vierzehntes Kapitel.

Fortsetzung der Verhandlungen in Châtillon. — Peinliche Lage des französischen Bevollmächtigten, Caulaincourt. — Glänzende Gefechte und Manöver Napoleons. — Anerbieten eines Waffenstillstandes seitens der Alliierten. — Laue Mitwirkung der österreichischen Truppen am Feldzug. — Metternichs schwankende Haltung. — Aufflammen des französischen Nationalgefühls und neuer Bewunderung für den Kaiser.

So waren denn alle Hoffnungen auf eine aufrichtig gemeinte Friedensverhandlung gescheitert, oder vielleicht besser gesagt, auf einen Frieden, den Napoleon ohne Zweifel nur um den Preis ungeheurer Opfer würde erhalten haben, der aber doch zum mindesten nicht auf seine völlige Vernichtung abgezielt hatte. Nachdem der Gedanke an einen Waffenstillstand endgültig aufgegeben war, beschäftigte man sich damit, die in der Kongreßsitzung vom 7. Februar vorläufig aufgestellten Bedingungen zu präzisieren. Absichtlich kleidete man sie nicht in eine mildere, sondern in eine schärfere Form dem unterlegenen Frankreich gegenüber. Es wurde ausdrücklich verlangt, der Kaiser der Franzosen solle den verbündeten Mächten das Recht zugestehen, über die von Frankreich abzutretenden Länder nach ihrem eigenen Gutdünken und auf Grund der unter ihnen getroffenen Abreden zu verfügen, ohne daß er sich in irgendeiner Weise hineinzumischen hätte. In dieser Fassung wurde der Entwurf eines Präliminarfriedens den Bevollmächtigten nach Châtillon gesandt. Am 17. Februar wurde der Herzog von Vicenza benachrichtigt, es stehe der Wiederaufnahme der Verhandlungen nichts mehr im Wege; und es fand in der Tat noch am gleichen Tage eine Sitzung statt, worin dem französischen Vertreter die Entschließung der Mächte kundgegeben wurde.

Eine peinlichere Lage ließ sich für den Herzog von Vicenza nicht denken. Er stand immer vor der Gefahr eines Ab-

bruchs der Verhandlungen und begnügte sich daher, in dieser Sitzung nur auf einige besondere und sehr wichtige Punkte aufmerksam zu machen, z. B. auf die Entscheidung über das Schicksal Sachsens und über die Ansprüche des Königs von Westfalen auf eine Entschädigung, des Vizekönigs von Italien auf den Besitz des bisher von ihm nur verwalteten Landes, falls Napoleon auf dasselbe verzichten sollte.

Die Bevollmächtigten antworteten, sie müßten sich für den Augenblick auf den von ihnen gemachten Vorschlag beschränken. Zuletzt erklärte der Herzog von Vicenza, der ihm vorgelesene Entwurf sei zu wichtig, als daß er sofort darauf antworten könne; er verschiebe daher seine Erwiderung auf eine spätere Sitzung. In aller Eile fertigte er hierauf einen Kurier an Napoleon ab, um die endgültigen Befehle des Kaisers einzuholen.

Man hat Herrn de Caulaincourt den Vorwurf gemacht, er hätte seine Vollmachten benutzen sollen, um sofort am 17. Februar den angebotenen Friedensvertrag zu unterzeichnen, anstatt ihn dem Kaiser erst vorzulegen. Er hat darauf erwidert: da er den Charakter des von ihm vertretenen Herrschers genau gekannt, habe er sich nicht der Gefahr aussetzen dürfen, daß seinem Vorgehen nachträglich die Genehmigung verweigert werde, weil dadurch seine Stellung noch viel peinlicher geworden wäre.

In der Zwischenzeit hatten sich wichtige Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz zugetragen und Napoleon veranlaßt, die seinem Vertreter gegebenen Vollmachten bedeutend zu verengen. In einer Reihe geschickter Manöver und glücklicher Gefechte hatte er in den Tagen vom 10. bis 14. Februar seine Armee von den Ufern der Seine an die der Marne geführt, war unvermutet über die dort stehende russisch-preußische Armee hergefallen und hatte sie fast gänzlich vernichtet; dann

war er mit unglaublicher Geschwindigkeit umgekehrt, hatte sich gegen die Hauptarmee der Verbündeten gewandt und diese in zwei nicht weniger glänzenden Gefechten vom rechten Ufer der Seine auf das linke zurückgeworfen. Er war daher um so weniger geneigt, die harten Bedingungen anzunehmen, die man in Châtillon ihm auferlegen wollte; er glaubte nur noch einen einzigen großen Sieg nötig zu haben, um damit die für ihn so wichtige Frage, ob Frankreich seine natürlichen Grenzen behalten solle, zu seinen Gunsten zu entscheiden. In diesen Tagen tat er den Ausspruch: „Die Alliierten wissen nicht, daß ich in diesem Augenblick näher bei München und Wien stehe als sie bei Paris."

Ich kann nicht versichern, daß er diese Worte wirklich gesprochen hat, dafür aber kann ich für die Echtheit der nachstehenden Schriftstücke bürgen, die am 17. und 19. Februar und am 2. März an Herrn de Caulaincourt gerichtet wurden.

Herr Herzog von Vicenza! Ich habe Ihnen carte blanche gegeben, um Paris zu retten und eine Schlacht zu vermeiden, mit deren Verlust die letzte Hoffnung der Nation hätte scheitern müssen. Die Schlacht hat stattgefunden, die Vorsehung hat unsere Waffen gesegnet. Ich habe 30- bis 40000 Gefangene gemacht, darunter eine große Zahl von Generalen, habe 200 Geschütze genommen und mehrere Armeen vernichtet, ohne fast einen Schuß zu tun. Gestern bin ich in Fühlung mit der Armee des Fürsten Schwarzenberg geraten, die ich zu vernichten hoffe, ehe sie meine Grenzen wieder überschritten hat.

Ihre Haltung muß die gleiche bleiben. Sie müssen alles tun, um den Frieden durchzusetzen; aber ich wünsche, daß Sie nichts unterzeichnen ohne meinen ausdrücklichen Befehl, weil nur ich allein meine Lage kenne. Im allgemeinen wünsche ich nichts mehr als einen sicheren und ehrenvollen Frieden, und ein solcher kann nur auf Grundlage der mir von Frankfurt aus gemachten Vorschläge stattfinden.

Hätten die Verbündeten Ihre Vorschläge vom 9. angenommen, so wäre es nicht zur Schlacht gekommen. Ich hätte es nicht auf die Wechselfälle des Glücks ankommen lassen

in einem Augenblick, wo der geringste Mißerfolg Frankreich zugrunde richten mußte, und ich hätte nicht das Geheimnis der Schwäche meiner Feinde durchschaut. Es ist nur recht und billig, daß ich jetzt den Vorteil davon habe, daß das Glück sich für mich erklärte. Ich will den Frieden; aber es darf kein Friede sein, der Frankreich demütigendere Bedingungen auferlegt, als sie in den Frankfurter Vorschlägen enthalten waren. Meine Lage ist sicherlich viel vorteilhafter als zur Zeit, da die Verbündeten in Frankfurt waren: sie konnten mich herausfordern, ich hatte keinerlei Vorteile über sie errungen, und sie waren fern von meinem Grund und Boden. Heute steht es ganz anders: ich habe ungeheure Vorteile über sie davongetragen, Siege, wie ich sie in einer nicht ruhmlosen zwanzigjährigen Feldherrnlaufbahn nicht aufzuweisen habe.

Ich bin bereit, die Feindseligkeiten einzustellen und die Fremden ruhig in ihre Länder zurückkehren zu lassen, wenn sie die Präliminarien eines Friedens unterzeichnen, der auf den Frankfurter Vorschlägen beruhen wird.

Die Verzögerung unserer Korrespondenz fällt nur dem Feinde zur Last, der sich nicht entblödet, die heiligsten Rechte zu verletzen; denn wir sind einander jetzt so nahe, daß jede Depesche binnen vierundzwanzig Stunden durch eine Antwort erledigt sein kann, wenn der Feind Sie nur direkt mit mir verkehren läßt. Übrigens werde ich mich Ihnen noch mehr nähern.

Hiermit bitte ich Gott, Sie in seinen heiligen und würdigen Schutz zu nehmen.

Nangis, 17. Februar 1814.

N.S. Wie kommt es, daß ich heute, den 18., von Ihnen erst die bis zum 14. abgefertigten Depeschen habe? Wir stehen doch nur fünfzehn Lieues von Ihnen entfernt.

Am 19. hatte Napoleon den am 17. vom Herzog von Vicenza abgesandten Brief erhalten; hierauf antwortete er:

Herr Herzog von Vicenza! Ich habe befohlen, die englischen Kuriere fortzunehmen. Ich bin über den infamen Vorschlag, den Sie mir senden, so aufgeregt, daß ich mich schon dadurch, daß man Ihnen denselben hat unterbreiten dürfen, für entehrt halte. Ich werde Ihnen von Troyes oder Châtillon aus meine Willensmeinung kundtun, aber ich glaube, ich hätte lieber Paris verlieren wollen als mitansehen zu müssen, daß man dem französischen Volk derartige Vorschläge

zu machen wagt. Sie sprechen immer von den Bourbonen — ich würde es vorziehen, unter vernünftigen Bedingungen die Bourbonen in Frankreich zu sehen, als daß mir so niederträchtige Vorschläge gemacht werden, wie Sie sie mir schicken. Ich gebe Ihnen nochmals den Befehl, zu Protokoll zu erklären, daß die natürlichen Grenzen Frankreich nur diejenige Macht verleihen, die es unter Ludwig XVI. hatte.

Hiermit bitte ich Gott usw.

Château de Surville, 19. Februar 1814.

Am 2. März antwortete der Kaiser auf einen neuen Brief des Herzogs von Vicenza:

Herr Herzog von Vicenza! Ich empfange Ihren Brief vom 27. Sie finden beiliegend den Entwurf der Erklärung, die Sie abgeben müssen. Sie können sie etwas mildern oder in den Ausdrücken abschwächen, aber das Wesentliche muß bestehen bleiben.

Hiermit bitte ich Gott usw.

La Fertè-sous-Jouarre, 2. März 1814.

Der Unterzeichnete erklärt im Auftrag seiner Regierung, daß die von den Bevollmächtigten der Verbündeten übergebene Note kein Vorschlag, sondern eine Kapitulation ist, die gegen die Würde und Ehre Frankreichs verstößt und daher nicht als Grundlage der Verhandlungen dienen kann. Die wahre Grundlage jeder Diskussion ist nur in den Vorschlägen enthalten, die in Frankfurt von Herrn von Metternich, Lord Aberdeen, Herrn von Nesselrode und im Namen des Kanzlers von Hardenberg überreicht wurden. Diesen Vorschlägen wohnt, da sie von Frankreich angenommen wurden, die Gültigkeit einer abgemachten Sache inne. Der Unterzeichnete hat Befehl erhalten, eine Abschrift dieser Vorschläge beizufügen. Er ist zugleich beauftragt, von neuem zu erklären, daß unter keinen Umständen Frankreich auf seine natürlichen Grenzen verzichten wird, die, wie Fürst Metternich, Graf Nesselrode und Lord Aberdeen ganz richtig bemerkt haben, durch Rhein, Ozean, Alpen und Pyrenäen festgelegt sind. Die Verbündeten haben zugegeben, daß Frankreich den Rang behalten müsse, den es vor der Revolution eingenommen habe. Der Gebietszuwachs, den es seitdem erhalten, ist viel geringer als die Erweiterungen Rußlands, Österreichs und Preußens durch die Teilung Polens, die Säkularisation der deutschen Bistümer und den Anfall

Venedigs an Österreich, als die Vergrößerungen Englands durch den Erwerb von Malta, einem Teil der holländischen Kolonien und der ganzen ungeheuren Indischen Halbinsel.

England bezeigt Frankreich keinerlei Entgegenkommen, indem es ihm Pondichéry und die Indischen Handelskomtore gibt, ohne zugleich auch Isle de France und Réunion zurückzuerstatten. Ohne diese würden die Komtore für Frankreich ganz nutzlos sein, und es würde lieber auf sie verzichten. Da England die Saintes behält, wäre der Besitz von Guadeloupe für Frankreich nur eine Last. England behält auch Tabago. Anstatt also so pomphaft zu verkünden, daß es um des Weltfriedens willen alle Eroberungen herausgeben wolle, sollte England lieber sagen, daß es nur Martinique wieder hergeben wird — eine kleine Insel, die für Frankreich von geringerer Bedeutung ist, besonders seitdem der Zucker ein inländisches Erzeugnis geworden ist. Diese Rückerstattungen bleiben sogar hinter denen zurück, wozu England sich im Frieden von Amiens bereit gefunden hat.

Da alle europäischen Mächte unabhängig sein sollen, so müssen alle, d. h. Spanien, Schweden, Dänemark, Bayern, Sachsen, Württemberg, die Schweiz usw., auf dem Kongreß vertreten sein, es sei denn, daß diese Mächte der Beschleunigung wegen es vorzögen, den Ministern Österreichs, Rußlands, Preußens oder Englands Vollmacht zu erteilen. Aber Frankreich kann niemals die Obermacht anerkennen, die aus jedem anderen Verfahren sich für die vier verbündeten Mächte ergeben würde, und wodurch Frankreich sich aus dem europäischen System ausgeschlossen sähe. Die Bevollmächtigten der vier Großmächte würden also die anderen Staaten nur als deren Beauftragte vertreten können; dies entspricht dem Prinzip der von Frankreich angenommenen Frankfurter Vorschläge: daß keine Macht sich eine mittelbare oder unmittelbare Oberherrschaft über eine andere Nation anmaßen dürfe.

Niemand wünscht den Frieden aufrichtiger als Frankreich, denn niemand bedarf desselben so sehr wie dieses Land, gegen das sich alle anderen Mächte verbündet haben. Aber der Unterzeichnete ist beauftragt zu erklären: mögen die Leiden, die die französische Nation bedrängen, noch so entsetzlich, mögen die Zeitumstände noch so drückend sein — nichts wird Frankreich dazu vermögen, in etwas einzuwilligen, was seinen Nationalcharakter entwürdigt und das Land zwingt, einen Rang aufzugeben, den es seit so vielen Jahrhunderten in der Welt bekleidet hat.

Europa weiß von den Frankfurter Vorschlägen, die zunächst in der von den Ministern der verbündeten Mächte überreichten Note gemacht, hierauf in der von den Alliierten veröffentlichten Proklamation, sowie in den Aufrufen des Fürsten von Schwarzenberg wiederholt worden, die außerdem von Frankreich angenommen worden sind. Wenn jetzt Europa erfährt, welch eine entehrende Kapitulation von den Bevollmächtigten der französischen Nation zugemutet worden ist, so wird es das Urteil fällen, daß die Großmächte sich nicht verbündet haben, um das europäische Gleichgewicht herzustellen und der Welt einen dauernden Frieden zu geben, sondern nur um eine Nation von dreißig Millionen Seelen zu entehren oder zu vernichten.

Dieses zuletzt mitgeteilte Schriftstück ist vom 2. März datiert; wir sind also damit dem Laufe der Ereignisse bereits um etwas voraus, ich habe es aber ohne Kürzungen wiedergegeben, um von der Stimmung des Kaisers nach seinen letzten Erfolgen einen besseren Begriff zu geben. Er sandte sofort dem Vizekönig von Italien, Prinzen Eugène, Gegenbefehl und widerrief damit die Weisung, die er ihm nach der Schlacht bei La Rothière erteilt hatte: das Königreich Italien zu räumen, so schnell wie möglich mit allen Truppen nach Frankreich zu marschieren und nur in den stärksten Festungen einige Besatzungen zu lassen. Daß er diese Vorsichtsmaßregel, die ohnehin schon etwas spät kam, widerrief, war nach meiner Meinung ein großer Fehler des Kaisers. Die Armee des Prinzen Eugène in Verbindung mit den Truppen des Marschalls Augereau hätte die österreichische Hauptarmee im Rücken bedroht und konnte dadurch unter Umständen gar eine entscheidende Wendung herbeiführen.

Am 23. Februar wurde Napoleon ein Waffenstillstand angeboten; er stand damals unter den Mauern von Troyes und war im Begriff, wieder in diese Stadt einzuziehen. Das Anerbieten soll infolge einer Denkschrift geschehen sein, worin

Herr von Metternich auf seine vierzehn Tage vorher ausgesprochenen Ansichten wieder zurückkam. Kaiser Alexander war dem Vorschlag nicht günstiger gesinnt als zuvor; da aber die Verhältnisse so viel ernster geworden waren, konnte er nicht geradezu widersprechen.

Napoleon durfte eine derartige Eröffnung nicht von der Hand weisen; es wurden also von beiden Seiten Kommissare ernannt und die Stadt Lusigny als Versammlungsort bestimmt. Vertreter für Frankreich war Herr de Flahault; niemand wünschte aufrichtiger als er den Frieden, und zugleich war er überzeugt, daß große Opfer erforderlich sein würden, um ihn zustandezubringen. Die Verhandlungen blieben erfolglos und verzögerten nicht um einen einzigen Augenblick den Gang der kriegerischen Ereignisse. So viel ist indessen gewiß, daß zur Zeit, als dieser Annäherungsversuch stattfand, die Stimmung im Hauptquartier der Verbündeten recht gedrückt war. Die österreichische Partei, die stets sehr rührig war, betonte vor allen Dingen den großen Eindruck, den Napoleons letzte Erfolge im Lande gemacht hätten; der Generalissimus, Fürst Schwarzenberg, stellte in allen seinen Berichten die militärische Lage als schlecht, ja geradezu sehr gefährlich dar. Es machte sich infolgedessen in den Beratungen der Verbündeten ein Schwanken sehr bemerkbar; man darf annehmen, daß auch Napoleon Kenntnis davon hatte, und daß diese Kenntnis auf die bald darauf nach Châtillon gesandten Instruktionen starken Einfluß geübt hat.

Die sehr laue Mitwirkung der österreichischen Truppen an dem gemeinsamen Kampfe beweist, daß Österreichs Stimmung im Grunde ziemlich versöhnlich war. England hielt sich für verpflichtet, die Metternichsche Politik zu unterstützen; und wenn die Bestrebungen derselben vereitelt wurden, so ist dies ausschließlich der festen Entschlossenheit des vom General

Pozzo beratenen Kaiſers Alexander zuzuſchreiben. Er war durch ſeinen Haß gegen Napoleon der erbittertſte Feind der Größe Frankreichs geworden. Er verfaßte auch die ruſſiſche Widerlegung der vorhin erwähnten Denkſchrift Metternichs und der Schwarzenbergſchen Darſtellung der militäriſchen Lage.

In der nun folgenden Beratung wurde nach recht lebhaften Debatten beſchloſſen, an dem bisherigen Feldzugsplan feſtzuhalten und den Bevollmächtigten in Châtillon Befehl zu geben, daß ſie an den am 17. Februar aufgeſtellten Bedingungen unverbrüchlich feſthalten müßten. Kann man es Napoleon zum Vorwurf machen, daß er ſich zu deren Annahme nicht wollte bereit finden laſſen? Ich bin der Meinung, daß dieſe Bedingungen nur angeboten wurden, weil man überzeugt war, Napoleon könnte ſie nicht annehmen, und daß man geradezu beabſichtigte, eine Ablehnung zu erhalten. Man wollte den völligen Sturz Napoleons, deſſen Exiſtenz mit einem dauernden Frieden Europas unvereinbar erſchien.

Daß General Pozzo di Borgo ſo dachte, kann jedenfalls nicht bezweifelt werden. Denn er mußte ja folgendermaßen überlegen: Angenommen, Napoleon fügte ſich in dieſe harten Bedingungen, ſo wären nach dem Friedensſchluß alle in Deutſchland zurückgebliebenen Gefangenen, alle noch in Italien ſtehenden Truppen, alle Beſatzungen der vielen Feſtungen von Danzig bis Antwerpen nach Frankreich zurückgekehrt. Rechnet man dazu die Streitkräfte, die Napoleon um ſich hatte, die Armeen, die an der ſpaniſchen Grenze von Soult und Suchet kommandiert wurden, ſo erhält man eine Geſamtzahl von mindeſtens 400- bis 500 000 Mann, in denen der Kaiſer das beſte Heer Europas beſeſſen hätte. Glaubt man, daß ein ſo gewaltiger Feldherr die geringſten Schwierigkeiten hätte, mit ſolchem Heer Belgien und die rheiniſchen Provinzen zurückzuerobern? In dieſen Gegenden herrſchten bereits völlig franzöſiſche Gewohn-

heiten, man hatte mit Frankreich in enger Interessengemeinschaft gelebt und würde sich beeifert haben, dem Kaiser Napoleon alle Tore zu öffnen. Diese Umstände waren den Staatsmännern der Allianz gut genug bekannt und konnten von ihnen nicht außer acht gelassen werden.

Natürlich war diese Auffassung auch Napoleon nicht fremd. Aber durfte er, um diese günstigen Aussichten auf eine erfolgreiche Erneuerung des Kampfes zu erlangen, Bedingungen annehmen, deren moralischer Eindruck seinen Nimbus empfindlich schädigen mußte? Konnte der Mann, der von der Revolution ein bis an den Rhein reichendes Frankreich übernommen, der seitdem Italien erobert und sich die eiserne Krone aufs Haupt gesetzt hatte — konnte dieser Mann einwilligen, daß unter seiner Regierung Frankreich schwächer wurde, als es vor der Revolution gewesen war? Und was hätte er auf die Frage antworten sollen, warum er das Blut von drei Millionen Franzosen auf seinen Schlachtfeldern vergossen?

Die Lage, die man ihm zumuten wollte, wäre unhaltbar gewesen. Ich kann mich der Überzeugung nicht erwehren, daß Napoleon recht gehabt hat, sie nicht anzunehmen. Wenn man so hoch gestiegen ist, ist es hundertmal besser zu stürzen als freiwillig so tief herabzusteigen. Der Brief an den Herzog von Vicenza war, nach meinem Gefühl, schön und edel. Es lag echte Größe in den Worten: ‚Sie sprechen mir immer von den Bourbonen.‘

Die Anwesenheit des Fremdlings auf französischem Boden hatte das Nationalgefühl nicht gedämpft, sondern im Gegenteil gesteigert. Die Gewalttaten der aus so vielen verschiedenartigen Bestandteilen zusammengesetzten feindlichen Armeen, die Plünderungen der Deutschen und Kosaken hatten die Landbevölkerung aufs äußerste aufgebracht. In vielen Gegenden ver-

ließen sie ohne Zögern ihre Dörfer, um in die Wälder zu flüchten; von dort aus griffen sie kleinere Abteilungen an, metzelten Nachzügler nieder.

Endlich ist es unbestreitbar, daß das von Napoleon in seiner gefahrvollen Lage entfaltete Genie die höchste Bewunderung erregte und viele bereits wankend gewordene Gemüter ihm wieder zuführte. Der Beweis ist leicht: gerade in den Provinzen, die am meisten unter den Greueln des Krieges litten, hatte er die begeistertsten Anhänger, obwohl doch nur seine Verblendung den Feind nach Frankreich gebracht hatte. So erklären sich die fast einstimmigen Jubelrufe, mit denen er am 24. Februar beim Einzug in Troyes begrüßt wurde. Er wurde begrüßt wie ein Befreier. Die Einwohner ließen seinen Truppen alle nur mögliche Pflege zuteil werden.

Fünfzehntes Kapitel.

Graf Artois und der Herzog von Angoulême im Gefolge der Verbündeten. — Royalistische Regungen im Süden. — Ein bourbonischer Emissär im Hauptquartier der Alliierten. — Abbruch der Verhandlungen zu Châtillon. — Bordeaux erklärt sich für die Bourbonen. — Hinterlistige Anschläge des Polizeiministers Savary gegen die bourbonischen Prinzen. — Savarys schwächliche Ratlosigkeit. — Hiobsposten vom Kriegsschauplatz. — Verzweifelter Plan des Kaisers, den Alliierten in den Rücken zu fallen. — Vormarsch der Verbündeten auf Paris.

Im Gefolge der Alliierten war der Graf von Artois, nach altem Hofgebrauch ‚Monsieur‘ genannt, in Vesoul erschienen; gleichzeitig rückte mit der englischen Armee auch der Herzog von Angoulême in Frankreich ein und erließ schon am 11. Februar von Saint-Jean de Luz aus eine Proklamation. Er forderte die Franzosen auf, das Joch einer Regierung abzuschüt-

teln, die soviel Unheil über das Land heraufbeschworen habe, und sich unter den Schutz ihrer angestammten Dynastie zurückzubegeben.

Dieser Aufruf fand im Süden starke Verbreitung und machte bedeutenden Eindruck, besonders in Toulouse und Bordeaux. In diesen beiden Städten herrschten schon lange feindselige Gesinnungen gegen Napoleon. In Toulouse hatte der alte Adel, der sich besonders aus den früheren Parlamentsfamilien zusammensetzte, um so mehr Einfluß behalten, da die alte Hauptstadt des Languedoc für die in der Revolutionszeit erlittenen Verluste keinerlei Entschädigung erhalten hatte. Der Großhandel von Bordeaux hatte nicht nur ungeheure Verluste an Kapitalien erlitten, sondern es waren ihm auch die gewohnten kühnen Handelsspekulationen unterbunden, und die Schiffe verfaulten in dem von den Engländern blockierten Hafen. Die Weingutsbesitzer waren auch nicht viel glücklicher daran, da ihnen jede Ausfuhr ihrer Produkte untersagt war, und nur kleine Mengen durch teuer zu erkaufende Lizenzen außer Landes gebracht werden konnten.

Alle diese Gruppen von Unzufriedenen hatten in Paris ihre Vertreter, die sich um die Person des Herrn de Talleyrand scharten.

Das allerwichtigste war, zu erfahren, was auf dem Kongreß zu Châtillon vorginge. Ein direkter Verkehr war ebenso schwierig wie gefährlich: die Boten mußten sich durch die beiden kriegführenden Heere hindurchschleichen. Wie sollte man also einen intelligenten und zugleich zuverlässigen Mittelsmann finden, der alle Botschaften ausrichten könnte? Der Herzog von Dalberg fand für diese delikate Mission den geeigneten Mann in einem früheren Emigranten, Herrn de Vitrolles, mit dem er seit ein paar Jahren aus Anlaß von Geldgeschäften in Verbindung stand.

Herr de Vitrolles war aus dem Ausland zurückgekehrt, nachdem er sich mit einer illegitimen Tochter der Herzogin von Bouillon verheiratet hatte. Seitdem hatte er an alle Türen gepocht, sich jedoch mit einem sehr mittelmäßigen Posten als Inspektor der Merinozüchtereien begnügen müssen. In dieser Stellung war er mit dem Herzog von Dalberg bekannt geworden. Er hatte wenig zu verlieren und viel zu gewinnen. Als es so weit war, daß er nach Châtillon abreisen sollte, trug Herr de Talleyrand, der sich anfänglich etwas leichtherzig mit ihm eingelassen hatte, Bedenken, ihn zu akkreditieren. Diesen Umstand habe ich Herrn de Vitrolles zwei oder drei Monate nach der Restauration erzählen hören.

Er war also in Wirklichkeit nur vom Herzog von Dalberg beglaubigt, der ihn an Herrn von Nesselrode und besonders an den Grafen Stadion empfahl und ihm besonders ans Herz legte, sich nicht mit dem Fürsten Metternich einzulassen. Um sich zu legitimieren, erhielt Herr de Vitrolles ein Petschaft des Herzogs von Dalberg, das dieser, der sich ja sehr häufig in Wien aufhielt, oftmals dem Grafen Stadion gezeigt hatte; außerdem bekam er einen Brief, worin mit sympathischer Tinte die Namen von zwei Frauen geschrieben waren, zu denen der Empfänger in gewissen, nur ihm und dem Herzog bekannten Beziehungen gestanden war.

Herr de Vitrolles reiste am 6. März ab, kam ohne Fährlichkeiten in Châtillon an und stellte sich sofort Herrn von Stadion vor, der ihn sehr gut aufnahm, ihn mit wertvollen Auskünften versah, zugleich aber ihm rund heraus erklärte, daß von seiten seines Hofes nichts ohne die Mitwirkung des Fürsten Metternich geschehen würde, und daß es Torheit wäre, sich vor diesem verbergen zu wollen.

Das Erscheinen des Herrn de Vitrolles in Châtillon war insofern wichtig, weil es unwiderleglich dartat, daß in Paris

ernst zu nehmende Männer vorhanden waren, die allem Anschein nach fest entschlossen waren, mit allen Kräften zum Sturz des Kaisers beizutragen. Indem man an ihrer Spitze den Namen des so außerordentlich vorsichtigen Herrn de Talleyrand sah, mußte man diese Partei für zahlreicher und mächtiger halten, als sie in Wirklichkeit war. Wenn nun auch, abgesehen vom Grafen Stadion, Herr de Vitrolles im Anfang sehr kühl aufgenommen wurde, so ist es mir doch unzweifelhaft, daß sein Erscheinen diejenigen Mitglieder des Kongresses, die im geheimen auf die Vernichtung Napoleons hinarbeiteten, im Festhalten an ihren Entschlüssen sehr bestärkt hat.

Graf Stadion sandte Herrn de Vitrolles in das Hauptquartier der Souveräne; dort begegnete er dem ganz entschiedenen Widerstand des Fürsten Metternich, der rund heraus erklärte, wenn Napoleon sich zu den ihm vorgeschlagenen Bedingungen bequemen wolle, so werde der Friede ganz gewiß mit ihm abgeschlossen werden. Mehr Glück hatte er beim Kaiser Alexander, an den es ihm, wie es scheint mit Hilfe des Grafen Nesselrode, heranzukommen gelang. Er legte dar — so hat er wenigstens selber erzählt — das einzige Mittel, mit Napoleon fertig zu werden, sei, sich für eine französische Partei zu entscheiden, die imstande sei, alle Franzosen um sich zu vereinigen, indem sie die Möglichkeit eines ehrenvollen Ausweges aus den Schwierigkeiten eröffne. Wenn die Verbündeten seit ihrem Einmarsch in Frankreich auf so viele Hindernisse gestoßen wären, wenn sie bereits an die 40 000 Mann verloren hätten, so läge das nur daran, daß sie das richtige Mittel nicht ergriffen hätten. Noch aber wäre es Zeit, man dürfe aber nicht länger zögern, einen Entschluß zu fassen, der alle Schwierigkeiten beseitigen würde. „Man wage doch nur," schloß er, „die Sache des Hauses Bourbon zu prokla-

mieren; dann marschiere man sofort auf Paris, und bald wird alles in Ordnung sein."

Wie Herr de Vitrolles erzählt, war Kaiser Alexander von der Wahrheit seiner Darlegungen so getroffen, daß er ihm bald darauf die Versicherung gab, der von ihm vorgeschlagene Entschluß sei bereits gefaßt, und sein Rat werde befolgt werden. Er habe sogar am Schluß der Unterredung die bemerkenswerten Worte geäußert:

„Wenn wir übrigens auch unter den Mauern von Paris scheitern sollten, so wäre doch der Rückzug durch Flandern nicht schwieriger als der durch Elsaß und Lothringen."

Immerhin sind einige Zweifel gestattet, ob der hohe Herr wirklich der Mission des Herrn de Vitrolles eine so große Wichtigkeit beigemessen habe; er setzte ihn nämlich nicht mit dem General de Pozzo in Verbindung, der damals sein ganzes Vertrauen besaß und mit dem in Vesoul sich aufhaltenden Monsieur in brieflichem Verkehr stand.

In Châtillon drehten sich unterdessen die Verhandlungen immer noch um die Vorschläge vom 17. Februar. Die Bevollmächtigten der Verbündeten bestanden darauf, daß ihnen zum mindesten eine klare Antwort erteilt werde, und erklärten am 28. geradezu, jede weitere Hinauszögerung werde gleichbedeutend mit einem Abbruch der Verhandlungen sein.

Der Herzog von Vicenza seinerseits wollte vor allen Dingen einen offenen Bruch vermeiden und wandte, um Zeit zu gewinnen, alle Mittelchen an, die die Sprache und der Brauch der diplomatischen Welt an die Hand geben. Mit vollem Recht wandte er ein, daß das Verlangen, die gestellten Forderungen mit einem einfachen Ja anzunehmen, unerhört sei; Frankreich habe doch ein Anrecht darauf, zu wissen, was man mit den abzutretenden Gebieten zu machen gedenke. Wenn sollten diese Abtretungen zugute kommen? Würde z. B. Bel-

gien an Holland, Holland an Preußen fallen, oder würde es wieder unter die Herrschaft des österreichischen Kaiserhauses zurückkehren?

Andererseits schrieb er jeden Tag an Napoleon, er möge ihm Erlaubnis geben, einen Gegenvorschlag einzubringen, durch den die in Frankfurt aufgestellten Grundlagen modifiziert und die Vorschläge vom 17. Februar gemildert würden. „Ohne dieses Entgegenkommen ist alles aus; die Verhandlung wird abgebrochen werden, und glauben Eure Majestät nur nicht, sie wieder anknüpfen zu können, wie es bei früheren Gelegenheiten wohl gelungen ist."

Diese Worte schrieb er am 6. März; sie waren um so begründeter, als inzwischen ein neues Angriffs- und Verteidigungsbündnis gegen Frankreich zwischen Preußen, Österreich, England und Rußland abgeschlossen worden war. Dieser Vertrag hat eine große Rolle in der politischen Geschichte der nächsten Jahre gespielt; er ist bekannt als ‚Vertrag von Chaumont'. Vielleicht war sein Abschluß durch eine von Napoleon verursachte Beeinflussung seines Schwiegervaters veranlaßt worden, und seine Veröffentlichung hatte den Zweck, Österreich enger an die Sache der Allianz zu knüpfen. Wie es schwachen Charakteren fast immer ergeht, hatte Kaiser Franz sich des Mißtrauens seiner Verbündeten nur dadurch erwehren können, daß er neue Verpflichtungen gegen sie einging. Durch die Übereinkunft vom 1. März verpflichteten die vier Mächte sich, für den Fall, daß Frankreich auf die gestellten Bedingungen nicht eingehen würde, zur Fortsetzung des Krieges bis zur Herbeiführung des allgemeinen Friedens. Die drei Festlandsmächte sollten beständig je eine Armee von 150 000 Mann mit allem Zubehör im Felde halten, England dagegen jährlich 150 Millionen Franks Hilfsgelder zahlen. Der Vertrag war offensiv, wenn der Kaiser die an-

gebotenen Bedingungen ausschlug, und blieb defensiv, wenn er sie annahm. Diese Bestimmung war von der allergrößten Wichtigkeit; man denke nur an die Folgen, die sie dreizehn Monate später gehabt hat. Auf eine Entzweiung der Verbündeten war also nicht die geringste Hoffnung mehr zu setzen, und gerade dies war die Rettungsaussicht, auf welche Napoleon stets am festesten gerechnet hatte.

Daß auf seiten Österreichs und besonders des Herrn von Metternich ein aufrichtiger guter Wille vorhanden war, Napoleon zu halten, läßt sich nicht bezweifeln. Es geht auch aus der von Herrn Fain veröffentlichten vertraulichen Korrespondenz zwischen dem Fürsten Metternich und dem Herzog von Vicenza hervor. Kaiser Franz hat bis zum letzten Augenblick ein Arrangement gewünscht, wodurch die Krone Frankreichs auf dem Haupt seiner Tochter gesichert würde; und England stand in zu engen Beziehungen zu Österreich, um dem verbündeten Herrscher eine ernstlich gewünschte Befriedigung versagen zu können.

In der Sitzung vom 15. März legte endlich der Herzog von Vicenza einen Gegenvorschlag vor, der an Stelle der von den Bevollmächtigten am 17. Februar erhobenen Forderungen treten sollte:

Der Kaiser verzichtete auf alle Souveränitätsrechte über die illyrischen Provinzen, die Gebiete jenseits der Alpen — mit Ausnahme der Insel Elba — und über die französischen Departements des rechten Rheinufers. Er verzichtete zugunsten des Prinzen Eugène auf die Krone von Italien, dessen Grenze nach der österreichischen Seite hinfort die Etsch bilden sollte. Er erkannte die Unabhängigkeit Hollands an, das unter die souveräne Herrschaft eines Prinzen aus dem Hause Oranien zu stellen sei und einen Gebietszuwachs erhalten könne. In gleicher Weise genehmigte er die Unabhängigkeit der Deutschen

Staaten, die durch ein föderatives Band zu einigen seien, sowie die der Schweiz, die von allen Großmächten garantiert werden müsse, die von Italien und aller Fürsten, unter die dieses Land geteilt sei oder noch geteilt werden solle. Endlich werde Spanien ohne Gebietsabtretung seine volle Unabhängigkeit unter der Herrschaft des König Ferdinand VII. zurückerhalten.

Der Papst und der König von Sachsen erhalten ihre Staaten zurück; Prinzessin Elisa und der Fürst von Neuchâtel behalten die Fürstentümer Lucca und Neuchâtel; das Großherzogtum Berg fällt an den Großherzog dieses Namens zurück; Bremen, Hamburg, Lübeck, Danzig, Ragusa werden zu freien Städten erklärt. Die Insel Malta bleibt den Engländern; die ionischen Inseln fallen an das Königreich Italien. Über die Rückerstattung der von England eroberten französischen Kolonien könnte man sich verständigen; gegen eine angemessene Entschädigung könnte England diejenigen behalten, an deren Besitz ihm gelegen sei, mit Ausnahme der Sanitas, die notwendigerweise zu Guadeloupe gehörten.

Endlich wurde die Eröffnung eines besonderen Kongresses vorgeschlagen, der über das Schicksal der von Frankreich abgetretenen Provinzen und über die den entthronten Königen und Fürsten zu gewährenden Entschädigungen entscheiden würde.

Nachdem die Bevollmächtigten der Verbündeten die Verlesung dieses Schriftstückes angehört, erklärten sie, dasselbe sei von einer zu großen Wichtigkeit, als daß sie in derselben Sitzung sich darüber aussprechen könnten. Dem französischen Unterhändler wurde bedeutet, er werde die Antwort in einer späteren Sitzung empfangen. Diese fand am 18. März statt. Die Vertreter der alliierten Mächte legten eine lange Note vor, worin zunächst von der beständig bekundeten Mäßigung ihrer Souveräne die Rede war. Dann hieß es weiter: der vom Herzog von Vicenza eingebrachte Gegenvorschlag entferne sich

nicht nur von den am 17. Februar aufgestellten Grundlagen, sondern widerspreche geradezu dem Geiste derselben.

Da in diesem so unerwarteten Widerspruch sich die Absicht kundgebe, die Verhandlungen in die Länge zu ziehen, wodurch sie überflüssig und kompromittierend würden, so sähen sie sich genötigt, im Namen ihrer Souveräne zu erklären, daß die verbündeten Mächte, getreu ihren Grundsätzen und in Übereinstimmung mit ihren vorangegangenen Erklärungen, die Verhandlungen als durch die französische Regierung aufgehoben ansähen. Sie hätten indessen Auftrag, hinzuzufügen, daß dieselben Mächte, die zur Erreichung des großen Zieles unlöslich verbunden wären, es mit Gottes Hilfe zu erreichen hofften, ohne noch länger gegen Frankreich Krieg führen zu müssen; daß sie die gerechten Grenzen dieses Reiches als eine der ersten Bedingungen des europäischen Gleichgewichtes betrachteten.

Am nächsten Tage, den 19. März, brachte der Herzog von Vicenza eine Gegenerklärung in die Sitzung, die die letzte war. Er bemühte sich darzulegen, daß man die Schuld an dem Abbruch der Verhandlungen nicht auf Frankreich schieben könne, da man seine Vorschläge verwerfe, ohne auch nur in Verhandlungen darüber einzutreten, wie es doch der allgemeine Brauch erfordere. Er erkläre also, daß er persönlich seine Friedensmission noch nicht als beendigt ansehen könne; er müsse die Befehle seines Hofes abwarten und sei stets bereit, die Verhandlungen fortzusetzen oder sie in einer Form wieder aufzunehmen, die möglichst schnell zur Einstellung der Feindseligkeiten führen könne.

Wenn der Herzog von Vicenza die größten Anstrengungen machte, um den Abbruch der Verhandlungen zu verhindern, so folgte er damit seiner tief gegründeten Überzeugung, daß überhaupt nur noch der Abschluß eines Friedens seinem kaiserlichen Herrn die Krone retten könne; denn er konnte einen

Brief noch nicht erhalten haben, den der Kaiser ihm am 17. von Reims geschrieben hatte. Dieser lautete folgendermaßen:

Herr Herzog von Vicenza, ich habe Ihre Briefe vom 13. erhalten. Ich beauftrage den Herzog von Bassano, im einzelnen darauf zu antworten. Ich erteile Ihnen unumwunden die Ermächtigung, diejenigen Zugeständnisse zu machen, die unumgänglich notwendig wären, um die Verhandlungen im Fluß zu erhalten und endlich das Ultimatum der Verbündeten zu erfahren; wohlverstanden müßte der Vertrag zur Räumung unseres Territoriums und zur gegenseitigen Auslieferung aller Gefangenen führen.

Man erkennt aus diesen wenigen Zeilen, daß Napoleons Illusionen, die durch seine vorhergehenden Erfolge wachgerufen waren, inzwischen sich so ziemlich verflüchtigt hatten. Aber es war zu spät.

Etwa zur Zeit der Auflösung des Kongresses von Châtillon gewannen im Geiste des Kaisers Alexander die dem Hause Bourbon günstigen Gesinnungen neue Stärke. Lord Castlereagh teilte sie; auf seinen Rat verließ der Graf von Artois Vesoul und begab sich nach Nancy. Ich habe einen Brief gesehen, worin der Prinz sich über seine peinliche Lage beklagt und den General Pozzo bittet, mit allem Nachdruck zu seinen Gunsten einzutreten. In demselben Augenblick, wo er die freundlichen Worte Lord Castlereaghs erhielt, brachte Herr de Vitrolles den Bericht von der Auflösung des Kongresses und die Versicherung, daß Kaiser Alexander günstige Entschlüsse gefaßt habe. Monsieur war auf diese Glücksbotschaften so wenig gefaßt, daß der Überbringer im ersten Augenblick große Schwierigkeiten hatte, sie ihm beizubringen. Bald erhöhten noch die Vorgänge von Bordeaux die Hoffnungen der Freunde des Hauses Bourbon.

Je weiter die Verbündeten vorrücken, je enger der Kreis sich schließt, der Napoleon umgibt, je größer die Gefahren werden, desto fühlbarer wird es, daß die mächtige Hand, die in ganz Europa alle Verhältnisse geändert hatte, gelähmt ist; ihr Werk bricht zusammen. Napoleon fühlt es besser als irgend ein anderer. Als er sah, daß alle seine Versuche, den Papst zu einer Verhandlung zu bewegen, beständig zurückgewiesen wurden, und da er andererseits befürchtete, der Heilige Vater könnte durch irgendein feindliches Streifkorps aus Fontainebleau entführt werden, so entschloß er sich endlich, ihn nach Italien abreisen zu lassen. Es erschienen also eine Anzahl Wagen in Fontainebleau im Augenblick, wo man am wenigsten daran dachte. Pius VII. wurde mit seinem Gefolge hineingesetzt und sofort nach Limours gebracht; er reiste nach Savona weiter und begab sich von dort, im Widerspruch mit den ausdrücklichen Befehlen des Kaisers, geradeswegs in seine Staaten, die von den französischen Truppen völlig geräumt worden waren. Das war der Abschluß einer Reihe von Handlungen, von denen eine immer kläglicher und bedauernswerter war als die andere, und in denen Napoleon sich gegen das Oberhaupt der Christenheit die höchste Ungerechtigkeit und Undankbarkeit hatte zu schulden kommen lassen.

Der gefangene König von Spanien wurde ebenfalls endlich in sein Land entlassen.

Wichtigere Ereignisse vollzogen sich im Süden. Nach der Niederlage des Marschalls Soult bei Orthez hatte das französische Heer den Rückzug angetreten, und alle Departements von Toulouse bis Bayonne zwischen der Garonne und den Pyrenäen lagen offen vor den Engländern. Jetzt erhielt der Herzog von Angoulême Wellingtons formellen Beistand zu einem Anschlag, den er auf Anraten seiner Freunde in Bordeaux unternahm.

Bordeaux unterhielt vielfache Beziehungen zu den Royalisten der nahegelegenen Vendée. An ihrer Spitze stand Herr de La Rochejaquelein, der ältere Bruder des glorreichen Anführers der Vendéer. Sobald der royalistische Ausschuß von Wellingtons ersten Erfolgen und von seinem Marsch nach dem Adour Kunde erhielt, zweifelte er nicht daran, daß die Stadt Bordeaux sehr geneigt sein würde, dem Herzog von Angoulême ihre Tore zu öffnen, wenn er mit einem ziemlich beträchtlichen englischen Korps erscheinen würde. Die Schwierigkeit bestand nicht darin, den Herzog zu der Unternehmung zu bereden, sondern nur, dem englischen Hauptquartier, an das der Prinz den Abgesandten sofort verwies, das nötige Vertrauen einzuflößen. Der erste Empfang war nicht sehr hoffnungserweckend, als aber über die Verhandlungen von Châtillon weniger günstige Nachrichten eintrafen, schlug auch die Stimmung des englischen Oberbefehlshabers um: der Marschall Beresford erhielt Befehl, mit einer Kolonne von 10- bis 12000 Mann, an die der Herzog von Angoulême sich anschließen würde, von Mont-de-Marsan auf Bordeaux zu marschieren.

Die Abteilung setzte sich sofort in Marsch und begegnete keinem Hindernis. Der Prinz hatte Herrn de La Rochejaquelein vorausreisen lassen; dieser war am 10. März wieder in Bordeaux, meldete die bevorstehende Ankunft des Prinzen und versicherte, daß dieser, obwohl er von englischen Truppen unterstützt werde, im Namen Ludwigs XVIII. von der Stadt Besitz ergreifen und das weiße Banner aufpflanzen werde. Im ersten Augenblick verursachte diese Nachricht eine gewisse Beunruhigung, aber bald waren alle Bedenken beseitigt; noch am selben Abend reisten Abgeordnete ab, um dem Prinzen die ehrfurchtsvollsten Glückwünsche der Bewohner von Bordeaux zu überbringen und zu gleicher Zeit dem

Marſchall Beresford anzuzeigen, daß er in eine befreundete und verbündete Stadt einziehen werde.

Die weiße Fahne wehte auf dem Turm der Kathedrale, und der Herzog von Angoulême hielt am 12. ſeinen Einzug, empfangen von den Rufen: „Hoch der König! Hoch der Herzog von Angoulême!“ Die ganze Jugend war zu Pferde und begleitete den Bürgermeiſter, der dem Prinzen und dem engliſchen General die Schlüſſel der Stadt entgegenbrachte. An den letzteren richtete der Maire folgende Worte: „Wenn Sie als Sieger kommen, Herr General, ſo können Sie ſich dieſer Schlüſſel bemächtigen, ohne daß ich ſie Ihnen zu geben brauche; aber wenn Sie als Verbündeter unſeres erhabenen Souveräns Ludwigs XVIII. kommen, ſo biete ich ſie Ihnen an. Sie werden bald Zeuge der Liebesbeweiſe ſein, die ſich überall zugunſten unſeres Königs kundgeben werden.“

Der General wiederholte die Zuſicherungen, die er bereits vorher gegeben hatte, und ſchloß mit den Worten, er glaube in eine verbündete Stadt einzuziehen, die ſich unter die Herrſchaft Ludwigs XVIII. geſtellt habe. Allgemeiner Beifall folgte dieſen Worten; nicht eine Spur von Widerſpruch machte ſich bemerkbar.

Dieſe Rückkehr einer der größten Städte Frankreichs unter die Botmäßigkeit des alten Herrſcherhauſes vollzog ſich mit einer Leichtigkeit, die zu den ernſteſten Betrachtungen Anlaß geben mußte; viele, die in ihrer Ergebenheit für die kaiſerliche Herrſchaft niemals die Möglichkeit eines Abfalls zugegeben hatten, waren aufs höchſte erſtaunt.

Die Nachricht traf in der Nacht vom Samstag zum Sonntag ein. Als ich mich in der üblichen Weiſe am Sonntag Morgen in den Tuilerien einfand, um der Kaiſerin meine Aufwartung zu machen, traf ich inmitten einer Gruppe von Senatoren und

Staatsmännern Herrn Boulay de La Meurthe, der erklärte, das in der Stadt verbreitete Gerücht könne keinenfalls begründet sein. Er rief mich als Zeugen für die Unrichtigkeit der Meldung an; aber ich beschränkte mich darauf, zu antworten, ich wisse nichts. Nur wenige ließen sich durch diese Antwort täuschen; mehrere sagten mir, indem sie mir die Hand schüttelten: „Nun, man muß zu einem Entschluß kommen, offenbar geht alles zu Ende; aber wie wird die Sache sich weiter entwickeln?"

Das Erscheinen der bourbonischen Prinzen auf französischem Boden hat offenbar auf den Kaiser einen tiefen Eindruck gemacht. Ich habe bereits mehrfach von dem passiven Gehorsam des Polizeiministers gesprochen, der, wie es scheint, seine frühere Stellung als Befehlshaber der Elite-Gendarmerie nicht vergessen hatte. Ich bin in der Lage, ein neues Beispiel dafür anzuführen: in einem Spielsaal des Palais Royal war von Spitzbuben eine kleine Höllenmaschine, die durch einen Federapparat entzündet wurde, unter einen Tisch geworfen worden. Der Anschlag war geglückt: der Tisch fiel um, die Lichter erloschen, die Diebe hatten die erhoffte Beute gemacht. Hierbei waren mehrere Personen verwundet worden. Bei ihren Nachforschungen nach den Verbrechern hatte die Polizei die Überbleibsel der Maschine mit Beschlag belegt, aus denen sich noch leicht erkennen ließ, daß ein ziemlich geschickt gearbeitetes Uhrwerk verwandt worden war. Trotz eifrigen Nachforschungen war nichts entdeckt worden, und die Maschinenteile waren im Gewahrsam des Abteilungschefs geblieben, dem derartige Fälle unterstanden. Eines Tages, gegen Ende Februar, sagte der Herzog von Rovigo zu mir: „Jedenfalls hat man bei Ihnen die Bruchstücke jener kleinen Höllenmaschine vom Palais Royal verwahrt; ich möchte sie mir mal ansehen. Tun Sie mir, bitte, den Gefallen, sie mir mal

zuzuschicken." — „Nichts leichter als das," antwortete ich ihm, „in einer halben Stunde haben Sie sie." Ich vergaß indessen die Sache, und sie fiel mir erst wieder ein, als ich von Tisch aufstand. Ich hatte Herrn de Lavalette zu Gast; diesem erzählte ich von der Bitte meines Vorgesetzten und bat ihn, mich zu entschuldigen, daß ich ihn einen Augenblick verlassen müsse, um die nötigen Anweisungen zu geben. Er hielt mich zurück, zog mich in eine Fensternische und sagte: „An Ihrer Stelle würde ich mich darauf nicht einlassen."

Und warum nicht?

Weil der Herzog von Rovigo diesen Wunsch nur in schlechter Absicht geäußert haben kann. Sie werden sehen, daß er nach diesem Modell ähnliche Maschinen wird anfertigen lassen, die zu hinterlistigen Streichen dienen sollen.

Aber was soll er denn damit machen?

Wissen Sie denn nicht, daß die bourbonischen Prinzen in Frankreich erschienen sind? Wenn sie nun weiter ins Innere vordringen, so wäre es doch, um sie los zu werden, das allereinfachste, unter ihren Tisch oder unter ihr Bett eine derartige Maschine zu legen, die man nur ein bißchen stärker zu laden brauchte.

Herr de Lavalette hatte jedenfalls durch die im Schwarzen Kabinett eröffneten Briefschaften, die ihm vorgelegt werden mußten, Kenntnis von ähnlichen Absichten erhalten; denn auf eine derartige Idee wäre er nicht von selber verfallen. Ich dankte ihm für den Rat, den ich mir zunutze machte. Als ich am nächsten Morgen den Herzog von Rovigo wiedersah, erinnerte er mich an seine Bitte und beklagte sich über meine Vergeßlichkeit.

Die war absichtlich, antwortete ich ihm rund heraus; Sie brauchen diese Maschinenstücke nicht — was wollen Sie damit machen? Die Maschinenteile müssen liegen bleiben, wo sie

sind: sie gehören der Justiz und könnten im Laufe der Untersuchung wieder gebraucht werden.

Der Herzog wurde dunkelrot und versetzte:

Hm — ich habe aber darauf gerechnet, um eine Anzahl solcher Maschinen herstellen zu lassen, die ich ins Hauptquartier schicken wollte, weil sie sehr nützlich sein könnten, um kleine Brücken damit in die Luft zu sprengen.

Wie? Sie wollen mir im Ernst so etwas vorreden? Wenn es sich darum handelte, irgend eine Kriegsmaschine herstellen zu lassen, deren man sich mit Ehren bedienen könnte, so brauchten Sie sich nur an die Konstruktionsabteilung des Artilleriedepots zu wenden, wo man von solchen Sachen denn doch ein bißchen mehr versteht, als die Menschen, deren verbrecherisches Treiben Sie nachahmen wollen!

Er wurde sichtlich noch verlegener und sagte endlich:

Nun, da Sie so hartnäckig sind, so wollen wir die Sache fallen lassen; sprechen wir von etwas anderem.

Als ich ihn eine Viertelstunde darauf verließ, eilte er mir nach, holte mich am letzten Zimmer seiner Wohnung ein und sagte mir wörtlich folgendes: Auf keinen Fall, Herr Pasquier, sprechen Sie mit irgendeinem Menschen über das, was heute morgen zwischen uns verhandelt worden ist. Dann rieb er sich mit der Hand die Stirn und fuhr fort: Ah, man muß sagen, der Kaiser ist manchmal schwer zu bedienen!

Ich konnte annehmen, daß damit die Angelegenheit zu Ende wäre; aber fünf oder sechs Tage später meldete mir ein Uhrmacher aus der Rue du Temple, es seien zwei Menschen bei ihm gewesen und hätten ein Uhrwerk bestellt, das sich bei einer Schußwaffe so anbringen ließe, daß der Schuß zu einem vorherberechneten Zeitpunkt losgehen müßte; etwa in der Art wie der Mechanismus einer Weckuhr. Er wäre anfangs auf

den Vorschlag eingegangen, hätte aber dann befürchtet, sich zu kompromittieren, indem er sich zum Mitschuldigen eines Verbrechens machte. Ich belobte ihn wegen seiner Gewissenhaftigkeit und schärfte ihm ein, nichts zu machen, sondern den Bestellern, wenn sie sich wieder bei ihm einfinden sollten, zu erklären, er habe dem Polizeipräfekten Mitteilung gemacht, und dieser habe ihm ausdrücklich verboten, den Auftrag auszuführen. Meine Anweisungen wurden befolgt; aber eine solche Beharrlichkeit in der Verfolgung des ruchlosen Planes machte mich bedenklich, und ich hielt es für Gewissenspflicht, ihn mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln zu vereiteln oder dies wenigstens zu versuchen.

Ich stand in freundschaftlichen Beziehungen zu Frau de Vintimille, einer Freundin des Abbé de Montesquiou, des Bevollmächtigten Ludwigs XVIII. in Frankreich. Ich kannte ihre Diskretion und Zuverlässigkeit, wandte mich daher im vollen Vertrauen an sie und bat sie, dem Abbé die Warnung zukommen zu lassen, daß die etwa in Frankreich befindlichen bourbonischen Prinzen die größte Vorsicht beobachten müßten. Die Schnelligkeit, womit die Ereignisse sich abspielten, hat meine Warnung bald überflüssig gemacht. Dies war meine erste unmittelbare und persönliche Verbindung mit einem Mann, dessen treue Anhänglichkeit an das Haus Bourbon weltkundig war. Ich brauche mich wegen der Beweggründe, die mich leiteten, weder zu entschuldigen, noch mich damit zu rühmen.

Das Verhalten des Herzogs von Rovigo ist seltsam: er betrachtete Napoleons Sturz als unvermeidlich; das hatte er mir zwanzigmal selber gesagt. Und doch ließ er sich auch jetzt noch durch einen blinden Eifer fortreißen, trotz seiner Vernunft und natürlichen Klugheit. Er hatte ein Bedürfnis, sich fortwährend irgendwie betätigen zu müssen; infolgedessen nahm er sich nicht immer die Zeit zum ruhigen Nachdenken und wandte

zuweilen zweifelhafte Mittel an. Daß die Rückkehr der Bourbonen verhindert werden müsse, war sein beständiger Gedanke.

Er hatte überhaupt völlig den Kopf verloren. Als er die Truppen der Verbündeten zum zweitenmal von Provins her auf Paris vorrücken sah, beschloß er, alle Staatsgefangenen von Vincennes nach dem Schloß von Saumur bringen zu lassen. Ich weiß nicht, ob er in dieser Hinsicht bestimmte Befehle vom Kaiser erhalten hatte. Bis dahin hatten die Herren de Polignac, die er mit besonderer Rücksicht behandelt hatte — er war durch seine Frau mit ihnen verwandt — die Erlaubnis gehabt, ihre Haft in einer Irrenanstalt zu verbüßen, wo sie sich ziemlich großer Freiheit erfreuten. Er hielt es für angebracht, mit den anderen Gefangenen auch sie nach Saumur überführen zu lassen; sie erhielten aber auf irgendeine Weise rechtzeitig vorher Kenntnis davon und ergriffen sofort die Flucht; für sie ein Leichtes, da ihre Überwachung sehr milde war. Ihre Entweichung erfolgte eine Viertelstunde vor dem Erscheinen der Mannschaft, die sie fortbringen sollte. Als der Herzog von Rovigo davon erfuhr, geriet er in einen Zorn, der an Tobsucht grenzte. Er befürchtete, der Kaiser möchte ihn im Verdacht haben, diese Flucht begünstigt zu haben. Alle Beamten der Polizei wurden in Bewegung gesetzt, um die Flüchtlinge wieder einzufangen; es war, als dürfte man sich mit nichts anderem mehr beschäftigen. Nach Ablauf von zwei Tagen glaubte ich ihn darauf aufmerksam machen zu müssen, daß es an der Zeit sei, sich über ein Ereignis zu beruhigen, woran bereits kein Mensch mehr denke, und das inmitten der in diesem Augenblick sich vollziehenden weltgeschichtlichen Ereignisse nur eine sehr geringe Bedeutung habe. Der Minister empfing mich sehr schlecht und hörte mich kaum an. Bald mußte indessen auch er sich in das Unvermeidliche fügen, denn es war klar, daß man die Herren Polignac nicht wieder fassen würde.

Dieſer beſchränkte und unangebrachte Eifer ſtach auffallend von der Lauheit ab, die ſonſt faſt in ſeiner ganzen Umgebung herrſchte. Sogar im Regentſchaftsrat trat ſie bei jeder Gelegenheit zutage. Das hervorragendſte Mitglied desſelben, König Joſeph, der eigentlich alles hätte leiten ſollen, zeigte vielleicht im Vertrautenkreis die größte Mutloſigkeit von allen. Er hatte einen Pavillon der Tuilerien bezogen; ich ſah ihn zuweilen bei den Morgenaudienzen nach ſeinem Lever; ich habe mit ihm nur zwei- oder dreimal eine private Unterredung gehabt, aber bei dieſen Gelegenheiten wußte er niemals ſeine geringe Zuverſicht zu verbergen und noch weniger ſeine Unzufriedenheit mit ſeinem kaiſerlichen Bruder. Fortwährend ſprach er von ſeinem verlorenen Königreich: Ich wäre noch in Madrid, wenn der Kaiſer mich nur von ſeinen Truppen, von ſeinen Generälen und von ſeinen Marſchällen hätte befreien wollen. Ich war in Spanien ſehr beliebt, und man wäre glücklich geweſen, mich dort behalten zu dürfen, wenn ſich nur meine Sache von der meines Landes hätte trennen laſſen.

Das hieß denn doch die Selbſttäuſchung ein wenig zu weit treiben!

Der Regentſchaftsrat hatte ſich meines Wiſſens über drei wichtige Fragen auszuſprechen. Von der letzten werde ich ſpäter ſprechen. Die erſte bezog ſich auf die am 17. Februar von den Verbündeten in Châtillon gemachten Vorſchläge. Die Mitglieder des Rates waren einſtimmig der Meinung, daß man die Vorſchläge annehmen müſſe. Die Befragung war indeſſen nicht ernſt zu nehmen, denn Napoleon hatte ſeine Antwort erteilt, ohne das Gutachten abzuwarten, und aus ſeinem Briefwechſel mit dem Herzog von Vicenza geht unwiderleglich hervor, daß er in ſeiner Entſchließung nicht einen Augenblick geſchwankt hat.

Die zweite Frage war wichtiger. Es handelte ſich darum,

ob man nicht in Anbetracht der Nähe des Feindes alle gutgesinnten Bewohner der Pariser Vorstädte mit Piken bewaffnen solle, besonders die beschäftigungslosen Arbeiter, denen man dafür zugleich einen kleinen Sold bewilligen würde. Der Herzog von Rovigo verlangte meine Meinung darüber zu hören. Ich bekämpfte den Plan und übersandte ihm schriftlich die sehr zahlreichen Einwendungen, die ich dagegen zu machen hatte. Vor allem wies ich darauf hin, daß man nicht Massen bewaffnen dürfe, die man nachher nicht leiten könne, für die kein Mensch eine Verantwortung übernehmen werde, und die sich ebensogut gegen die Regierung wenden könnten, für die sie kämpfen sollten. Der Herzog von Rovigo teilte meine Denkschrift mehreren Mitgliedern des Rates mit und brachte bei der Diskussion die von mir angeführten Gründe nach besten Kräften zur Geltung. Nach einer ziemlich langen Debatte wurde die Maßregel abgelehnt, und man beschloß, dem Kaiser zu schreiben, daß die Unzuträglichkeiten einer solchen Bewaffnung ihre Vorteile bei weitem übersteigen würden. Es läßt sich gar nicht sagen, was aus Paris geworden wäre, wenn im Augenblick der Einschließung durch den Feind der Pöbel die Macht besessen hätte, das Gesetz zu diktieren. Ich glaube bei dieser Gelegenheit meinem Lande einen guten Dienst erwiesen zu haben.

Täglich und stündlich begegnete ich neuen großen Schwierigkeiten; unaufhörlich verlangte die Armee neue Hilfsmittel von der Hauptstadt. Da Paris im Mittelpunkt des Halbkreises lag, in welchem alle Märsche und Gegenmärsche stattfanden, so führte oft der kürzeste Weg durch diesen Mittelpunkt, und man zögerte nicht, sich desselben zu bedienen. Aber es genügte nicht, das Erforderliche zu fabrizieren, man mußte es auch an Ort und Stelle schaffen; so hatten wir denn fortwährende Requirierungen von Pferden und Fuhrwerken — an einem

Ort, wo es von so großer Wichtigkeit ist, für eine ungehemmte leichte Zufuhr zu sorgen, stets eine sehr gefährliche Sache. Eines Tages ließ der Leiter des Armeeverpflegungswesens alle Karren requirieren, die sich in den Hallen befanden. Ich mußte schleunigst zum Kriegsverwaltungsminister eilen. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß diese Karren sofort zurückgegeben werden müßten, und daß ein derartiger Befehl niemals wieder vorkommen dürfte, widrigenfalls es vor Ablauf von acht Tagen der Hauptstadt an Nahrungsmitteln fehlen würde, weil die Landleute ganz gewiß nicht mehr wagen würden, ihre Pferde oder Wagen nach Paris zu schicken. Herr Daru erließ sofort alle notwendigen Verfügungen, um das Versehen wieder gut zu machen. Ich konnte bei dieser Gelegenheit leicht bemerken, daß sein Vertrauen nicht viel größer war als das meinige. Bei einem Manne seines Charakters war das ein bedenkliches Symptom.

Vom Kriegsschauplatz traf inzwischen die Nachricht von dem unglücklichen Gefecht bei Arcis ein; die Marschälle Macdonald und Oudinot waren noch eben zur rechten Zeit angelangt, um daran teilzunehmen, und dadurch war es dem Kaiser ermöglicht worden, den Rückzug zu bewerkstelligen, ohne daß eines seiner Korps völlig vernichtet wurde. Aber der Verlust war beträchtlich: er betrug an Toten und Gefangenen mehr als 4000 Mann. Dieser Verlust war ungeheuer für eine bereits so sehr geschwächte Armee. Auch in dieser Schlacht, wie bereits früher in dem Gefecht bei Brienne, setzte Napoleon sich allen Gefahren aus, wie wenn er den Tod suchte; aber keine von den Kugeln und Granaten traf ihn, obwohl er mehreremal von den einschlagenden Geschossen mit Erde beworfen wurde.

Es fragte sich nun, welche Entscheidung der Kaiser am

nächsten Tage treffen würde. Unter allen möglichen Entschlüssen befand sich kein einziger, der nicht im höchsten Grade gefährlich gewesen wäre. Der Kaiser schlug die Richtung auf Vitry ein; er wurde auf dem Marsche dorthin nicht beunruhigt. Die kleine Stadt Vitry war von einem preußischen General besetzt, der sich durch die Aufforderung zur Übergabe nicht einschüchtern ließ. Man mußte sie also umgehen und die Marne durch eine Furt überschreiten.

Erst jetzt enthüllte sich der neue Plan des Kaisers den Augen seiner Generäle. Er gab Befehl, auf Saint-Dizier zu rücken, entschloß sich also, seine Hauptstadt gänzlich zu entblößen und in großer Entfernung von ihr im Rücken des Feindes zu manövrieren. Er sah klar und deutlich, daß er mit einer so schwachen Streitkraft den konzentrierten Massen der feindlichen Heere nicht die Spitze bieten könnte; er mußte sie hinter sich herziehen, wodurch sie gezwungen wurden, sich auf dem Marsche zu teilen. Der Entschluß war ohne Zweifel waghalsig; immerhin bot er Aussichten auf Erfolg. Der Kaiser konnte auf diese Weise ziemlich leicht die 10- oder 12000 Mann der dritten Division an sich ziehen, die er um so dringender nötig hatte, als er trotz seiner Vereinigung mit den Marschällen Oudinot und Macdonald höchstens über 25- bis 30000 Mann kampffähiger Truppen verfügte. Außerdem konnte er die Verbindungen zwischen der feindlichen Hauptarmee und ihren Reserven abschneiden. Er brauchte zu diesem Zweck nur von Saint-Dizier ein Kavalleriekorps über Joinville nach Chaumont vorstoßen zu lassen. Er wußte, daß die Hauptarmee der Verbündeten den größten Teil ihres Gepäcks und ihrer schweren Artillerie und den Hauptteil ihrer Munitions- und Verpflegungsvorräte ziemlich weit zurückgelassen hatte. Endlich konnte er nach freier Wahl sich entweder auf Metz oder auf Straßburg stützen und, sobald er diese Operationsbasis ge-

wonnen hatte, sich durch die elsässischen und lothringischen Garnisonen verstärken. Der vom Marschall Augereau in der Gegend von Lyon befehligten Armee reichte er sozusagen die Hand; und wenn das aus Italien zurückkehrende Heer rechtzeitig die Alpen überschritt und sich zu ihm durchschlug, so konnte er immerhin eine recht ansehnliche Streitmacht unter seinem Befehl versammeln, besonders da er sich mit derselben im Rücken des Feindes befand.

Aber was würde dieser Feind machen? Würde er ihm in diese neue Richtung folgen? Würde er sich in Anstrengungen erschöpfen, ihn einzuholen? Napoleon wünschte und hoffte dies; die Verfolgung machte ihm wenig Besorgnisse, und mit Recht. Er hatte den Vorteil, in geringer Zahl und in seinem eigenen Lande zu marschieren; dadurch mußte er dem Feind an Schnelligkeit weit überlegen sein, denn dessen Armee war aus den verschiedenartigsten Bestandteilen und Völkerschaften zusammengesetzt, neue Entschlüsse konnten nur langsam gefaßt werden, sie konnte über Napoleons Absichten nur mangelhaft unterrichtet sein und mußte sich sozusagen tastend vorwärtsbewegen. Allerdings gab er seine Hauptstadt auf; aber konnte er nicht annehmen, daß seine beiden Marschälle, die er an der Marne der russisch-preußischen Armee gegenüber gelassen hatte, imstande sein würden, ihr den Zugang zu wehren? Sie hatten in diesem Augenblick allerdings nicht mehr als 12- bis 15000 Mann unter ihren Befehlen; da jedoch alle Verstärkungen, die in Paris neu organisiert wurden, zu ihnen stoßen mußten, so konnten sie binnen kurzer Zeit über mehr als 20000 Mann verfügen. Außerdem war es keine so leichte Sache, sich einer Stadt wie Paris zu bemächtigen, worin sich außer den 25000 Mann der Nationalgarde die Depots einer stattlichen Anzahl von Regimentern befanden, die täglich neue Rekruten erhielten. Außerdem war in Paris ein Kern der

Kaiſergarde, den man zum mindeſten auf 3- oder 4000 Mann veranſchlagen mußte; das Korps der Gendarmerie zu Fuß und zu Pferde, lauter gute Soldaten; endlich eine Bevölkerung von 700 000 Menſchen, unter denen viele alte Soldaten und abgedankte Offiziere ſein mußten. Zudem würde im Falle des Mißlingens der Rückzug der feindlichen Armee im höchſten Grade gefährdet geweſen ſein; es iſt in der Tat bemerkenswert, daß zu dieſer Zeit noch keine einzige franzöſiſche Feſtung vom Rhein bis an die Hauptſtadt dem Feinde ihre Tore geöffnet hatte.

Dieſe Gründe haben Napoleons Entſchluß beſtimmt. Sein ſpäteres Verhalten hat bewieſen, daß er nicht mit der Möglichkeit gerechnet hatte, ſeine Entfernung könnte dem Feinde die Tore von Paris öffnen. Alles mußte von dem Entſchluß abhängen, den die Anführer der von ihm an der Aube zurückgelaſſenen feindlichen Armee faſſen würden; hier fiel die Entſcheidung über ſein Schickſal. Die Verbündeten erfuhren ſeinen Marſch auf Saint-Dizier durch die aufgefangenen Depeſchen eines von ſeinem Hauptquartier an den Marſchall Macdonald abgefertigten Kuriers. Infolge dieſer Entdeckung fand in Pougy, in der Wohnung des Kaiſers von Rußland, ein Kriegsrat ſtatt. Man beſchloß die Bewegung auf Châlons fortzuſetzen, ſich ſo ſchnell wie möglich mit der ruſſiſch-preußiſchen Armee zu vereinigen, die man in jener Gegend finden würde, und hierauf in Verbindung mit ihr in Napoleons Rücken und Flanken zu manövrieren. Trotz dieſer Entſcheidung zögerte der Generaliſſimus, Fürſt Schwarzenberg, die notwendigen Befehle zu erteilen; er war vielmehr geneigt, der franzöſiſchen Armee nach Saint-Dizier zu folgen. Dieſes Zögern wurde bald im ruſſiſchen Hauptquartier bekannt; ein neuer Kriegsrat trat im 24. früh in Sommepuis zuſammen. Wiederum beſtand Pozzo di Borgo auf der Notwendigkeit,

einen neuen Entschluß zu fassen. Von mehreren russischen Generalen unterstützt, unter denen auch General Diebitsch war, gelang es ihm, seinen Herrn zu überzeugen, daß die Gelegenheit bewunderungswürdig sei, auf Paris zu marschieren und sich der französischen Hauptstadt zu bemächtigen. Deren Einnahme würde Napoleon nicht nur seiner besten Hilfskräfte berauben, sondern auch dem französischen Volk Gelegenheit geben, seine wahre Meinung zum Ausdruck zu bringen; der Sturz des Tyrannen sei gewiß.

Kaiser Alexander teilte sofort dem Generalissimus mit, er habe den unumstößlichen Entschluß gefaßt, mit den vereinigten Armeen auf Paris zu marschieren, und rechne bestimmt auf die Einwilligung seiner Verbündeten. Der König von Preußen befand sich ein Stück Wegs zurück, der Kaiser von Österreich war noch in Chaumont. Fürst Schwarzenberg trat diesem Entschluß um so bereitwilliger bei, als er gerade in diesem Augenblick die Nachricht erhalten hatte, Marschall Blücher habe an der Spitze der Preußen und Russen die Marschälle Marmont und Mortier kräftig vor sich hergetrieben, halte Reims und Château-Thierry besetzt und stehe im Begriff, in Châlons einzurücken.

Diese Nachricht beseitigte jedes Schwanken; es wurden alle Anordnungen getroffen, um alle verbündeten Streitkräfte zu vereinigen und mit ihnen vor die französische Hauptstadt zu rücken. Gleichzeitig ergriff man die notwendigen Maßregeln, um diesen Marsch vor Napoleon zu verheimlichen, ihn im Gegenteil glauben zu machen, daß die ganze Hauptarmee ihm folge. Ein starkes Kavalleriekorps, das leicht für die Vorhut der Armee gehalten werden konnte, da es von etwas Infanterie unterstützt wurde, nahm seine Verfolgung auf; zugleich wurde eine Wolke leichter Truppen auf seine Flanken losgelassen, um ihm alle rückwärtigen Verbindungen

abzuschneiden. Auf diese Weise wurden viele Kuriere und Ordonnanzen abgefangen; sie konnten Napoleons Hauptquartier nicht erreichen, und so blieb der Kaiser mehrere Tage lang ohne Nachrichten aus Paris. Nichts setzte sich seinem blitzschnellen Marsch entgegen. Schon am 24. hatte er Saint-Dizier passiert; am Abend dieses Tages erreichte sein Hauptquartier Doulevent; am selben Tage hatten die Verbündeten ihre Operationen in der Richtung auf Paris begonnen; sie dauerten bis zum 30. einschließlich. Die Alliierten brauchten also nur sieben Tage, um sich zu Herren der Hauptstadt zu machen.

Ende des ersten Bandes.

VERLAG von ROBERT LUTZ in STUTTGART.

Napoleon-Memoiren

(aus der Memoirenbibliothek)

General Marbots Memoiren 1789—1815. 2. Auflage.
3 Bände. Brosch. M. 13.50, in Leinw. geb. M. 16.50, in Halbfrz. M. 19.50.

Es dürfte dem hochinteressanten Werke zur besonderen Empfehlung gereichen, dass es eine Lieblingslektüre des Fürsten Bismarck in seinen letzten Jahren gewesen ist. Bohemia, Prag.

Feldmarschall von Boyens Denkwürdigkeiten und Erinnerungen 1771—1813.
2 Bände. Brosch. M. 9.—, in Leinw. geb. M. 11.—, in Halbfrz. M. 13.—.

Zu den schönsten Memoirenwerken und überhaupt zu den Perlen der deutschen Literatur gehören die Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls v. Boyen; sie geben ein prächtiges Bild von der Individualität des Verfassers und von dem Geiste seiner Zeit. Preuss. Jahrbücher.

Fr. Bourgogne, Kriegserlebnisse 1812/13. 2. Auflage.
23 Bog. mit 16 Vollbildern. Brosch. M. 6.—, in Leinw geb M. 7.50, in Halbfrz. M. 8.50.

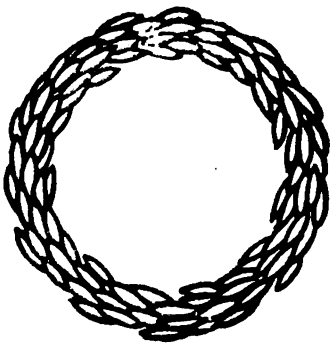
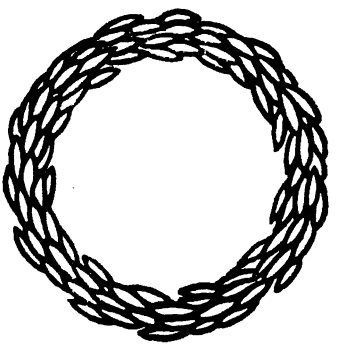
Bourgognes Memoiren gehören zu den Büchern, bei denen der Leser die Schläge der Mitternachtsstunde überhört; und viele Scenen, wie die des brennenden Posthauses zwischen Moskau und Smolensk, die an den Lederstrumpf erinnernden Jagden der Kosaken vor der Beresina, die Uebergangsszenen, und die letzten Abenteuer bei Wilna und Kowno prägen sich dem Leser unverlöschlich ins Gedächtnis. Literar. Echo.

General Gourgaud, Napoleons Gedanken u. Erinnerungen. St. Helena 1815—18. 2. Auflage.
Mit 6 Porträts. Brosch. M. 5.50, in Leinw. geb. M. 6.50, in Halbfrz. M. 7.50.

Man gewinnt ein höchst anschauliches Bild davon, wie das grösste militärische und administrative Genie, der hervorragendste Gesetzgeber und Finanzmann, den die neuere Geschichte kennt, sich nach Abschluss seiner meteorhaften Laufbahn den wenigen Getreuen gegenüber, die sein Exil teilten, gab und aussprach, wie er über seine Feldherren, ihre Vorzüge und Fehler, wie er über seine eigenen Taten und Untaten dachte, wie er seine Zeitgenossen und Gegner, wie er die Politik der Gegenwart und Zukunft beurteilte, wie er grollte und wie er scherzte. Petersburger Ztg.

General de Thiébault, Memoiren aus der Zeit der französischen Revolution und des Kaiserreichs.
In 3 Bänden. Mit 15 Porträts. Brosch. M. 15.—, in Leinw. geb. M. 18.—, in Halbfrz. M. 21.—.

Das Werk ist im höchsten Grade kulturgeschichtlich interessant, ist flott und elegant geschrieben und eignet sich daher in hohem Masse als Unterhaltungslektüre für Gebildete. Jedenfalls sind solche Werke für gebildete Laien eine weit empfehlenswertere geistige Nahrung als die Mehrzahl aller Romane. Kreuzzeitung.

Marschall Macdonalds Memoiren. 1785—1825.
Mit Porträt. Brosch. M. 5.50, in Leinw. geb. M. 6.50, in Halbfrz. M. 7.50.

E. D. Pasquier, Napoleons Glück und Ende. Erinnerungen eines Staatsmannes aus den Jahren 1806—15.
2 Bände. Brosch. M. 11.—, in Leinw. geb. M. 13.—, in Halbfrz. M. 15.—.